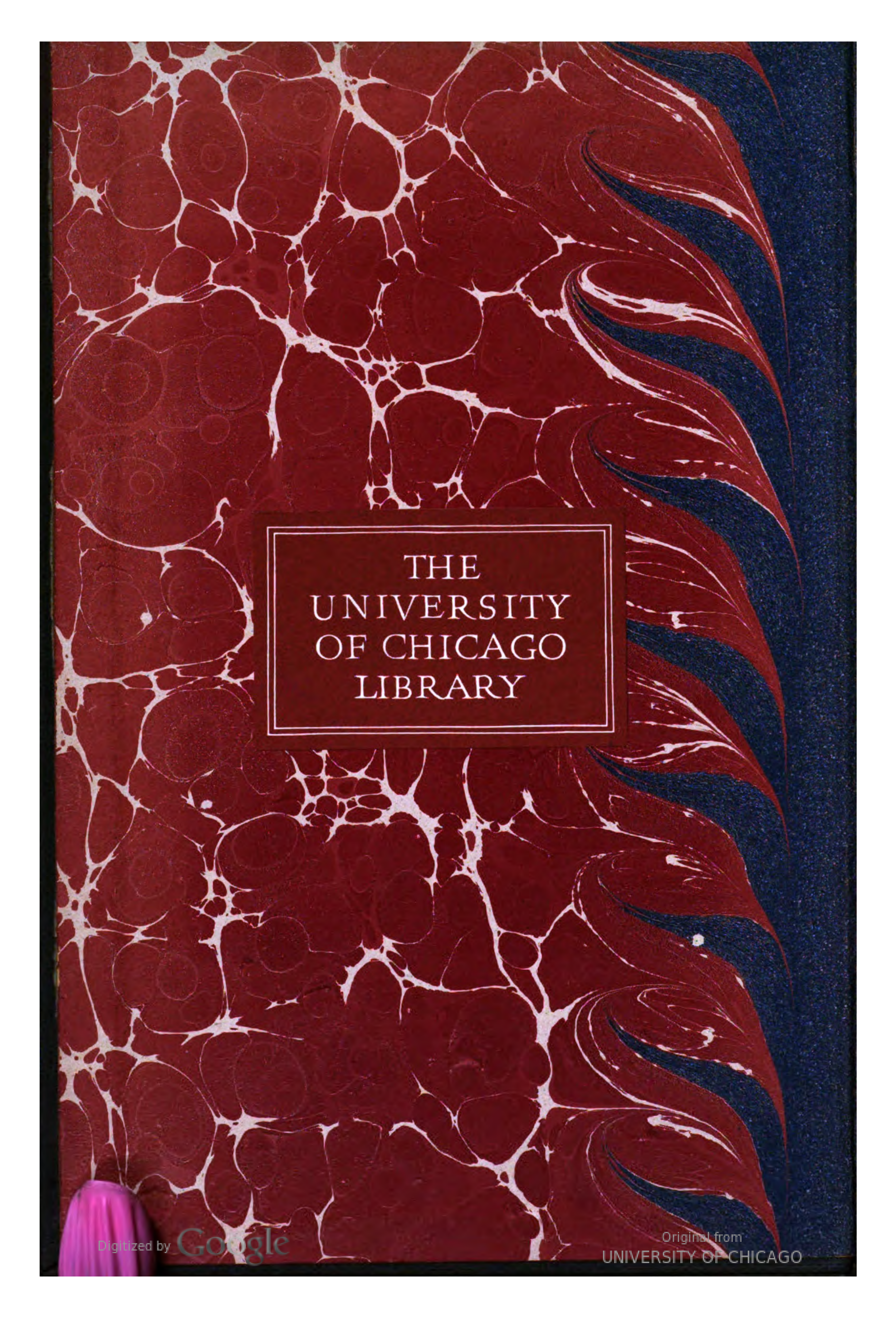
H. DRIESMANS

WAHLVERWANDTSCHAFTEN


THE
UNIVERSITY
OF CHICAGO
LIBRARY

Not thut ein Held,
der, ledig göttlichen Schutzes,
sich löse vom Göttergesetz:
so nur taugt er
zu wirken die That,
die, wie not sie den Göttern,
dem Gott doch zu wirken verwehrt.

Richard Wagner

Heinrich Driesmans

Die Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung

Der Kulturgeschichte der Rasseninstinkte

zweiter Teil



Verlegt in Leipzig bei Eugen Diederichs, 1901

Wie mich geheimnisvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur, die sich erhalten!
Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,
Das flutend strömt gesteigerte Gestalten.

Goethe



Vorrede

Nach der älteren — individualistischen — Geschichtsauffassung soll das Genie, die hervorragende Einzelpersönlichkeit, den Anstoß zur Kulturentwickelung und Geschichte eines Volkes geben; nach der neueren — materialistischen — das Milieu, aus dem heraus das naturgesetzlich sich gestaltende Leben eines Volkes die führenden Persönlichkeiten als Werkzeuge und ausübende Organe seines Willens zum Leben sich erzeugt.

Die individualistischen und die materialistischen Historiker dürften indessen wohl in der Auffassung übereinkommen, daß Kultur und Geschichte im letzten Grunde von der Rasse abhängen müssen. Eine tüchtige Rasse trägt ihr Milieu in sich; in ihr sind Genie und Milieu in Eins verschlungen, ihr Rassen-Milieu, das ist ihr Genie. Das sogenannte äußere Milieu behauptet wohl seinen Einfluß, aber es ist niemals ausschlaggebend. Eine kulturfähige Rasse wird in dem dürftigsten Milieu sich emporarbeiten, eine unfähige wird in dem reichsten immer nur bleiben, was sie ist. Das, was eine Rasse ist und vermag, liegt in ihr; was sie nicht in sich trägt, kann ihr durch kein äußeres Milieu gegeben werden. Das letztere vermag ihre Entwickelung nur zu hemmen oder zu fördern, und die Aufgabe der Geschichtsauffassung, welche die materialistische heißt, kann nur allein darin bestehen, diese Hemmung oder Förderung der Kulturentwickelung eines Volkes durch den Boden, auf dem es wächst, festzustellen, — den Einfluß, dem es in dieser Hinsicht untersteht. Dieser kann ein Volk in direkter oder in indirekter Weise fördern, indem er, im günstigen Falle, seine Entwickelung beschleunigt und es zu einer schnellen, aber auch schnell vorübergehenden Blüte bringt, oder, im un-

günstigen, durch scharfe Zuchtwahl und Auslese ein Volk zu einem spät reifenden, aber um so widerstandsfähigeren und dauerhafteren Menschenschlag erzieht. In jedem Falle aber, gleichviel ob eine Rasse früh oder spät zur Kulturentwickelung gelangt, bleibt das Rassenblut der ausschlaggebende Faktor. Allein durch dieses ist ein Volk kulturfähig, und ohne die rechte, geeignete Organisation seines Blutes wird es nie und nimmer eine Entwickelung erleben.

Den Grund zu dieser höheren Geschichtsauffassung hat Graf Gobineau gelegt in seinem Werke „Essai sur l'inegalité des races humaines",*) indem er nachwies, daß die großen europäischen Kulturen ausnahmslos auf der arischen, bezw. germanischen Rasse beruhen, daß überall, wohin deren Blut gedrungen, die Völker kulturfähig wurden, Kulturen erstanden, welche mit dem Schwinden dieses Rassenblutes wieder zu Grunde gingen. Nach Gobineau hat Lapouge dessen Auffassung wissenschaftlich weiter ausgebaut und auf ein allgemeines ethnologisches Gesetz vom Leben und Sterben der Völker gebracht in seinen „Sélections sociales". In Deutschland haben der Historiker O. Seeck und der Anthropologe O. Ammon diese Gedanken weiter verarbeitet: jener hat in seiner „Geschichte des Untergangs der antiken Welt", dieser in den Schriften „Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen" und „Die natürliche Auslese beim Menschen" die Kastenbildung innerhalb eines Volkes als das Rassen- trennende und Rassen -erhaltende Element nachgewiesen und den Verfall einer jeden Kultur als die Folge der Kastenauflösung, der Vermischung der herrschenden Klasse mit der unterworfenen dargethan.**)

Allein auch diese Auffassung, welche einen so starken

*) Deutsch von L. Schemann. Frommann, Stuttgart. **) Vgl. die diesbezüglichen Aufsätze des Verfassers in der „Gegenwart" Nr. 51, 1900; 8, 20, 26; 1901). Ferner „Deutsche Welt" (Nr. 11 u. 16; 1900/01), „Kyffhäuser" (Nr. 6 u. 10; 1901), „Zeit" (Nr. 355).



Schritt über die individualistische und die materialistische Geschichtsbetrachtung hinaus bedeutet, welche beide in gewissem Sinne in sich vereinigt, krankt in der vorliegenden Form noch an einer bedenklichen Einseitigkeit. Es ist zunächst ein Irrtum, daß die arischen Völker, auf deren Kulturentwickelung sich die Theorie der genannten Forscher im Wesentlichen stützt, ihre Kulturen allein aus sich heraus erzeugt hätten und durch die Vermischung mit anderen Rassen nur zu Grunde gerichtet worden seien. Keine Rasse ist jemals im Stande gewesen, ohne einen gewissen Zusatz fremden Blutes eine Kultur zu schaffen. Alle Kulturen, welche die Welt bisher gesehen hat, bauen sich auf einer Blutmischung auf: sie sind aus der Befruchtung einer entwickelungsfähigen Rasse durch eine andere erwachsen. Von den alten Völkern erfahren wir, daß die Kultur von einem auf das andere, von den Ägyptern und Babyloniern auf die Griechen, von den Griechen auf die Römer, überging und von jedem in neuer Weise und in höherem Sinne verarbeitet wurde. Die Entstehung und die Anfänge der Kultur überhaupt bleiben in Dunkel gehüllt, aber von der Uebertragung der Kultur sind wir überzeugt, daß sie jeweilig nur auf dem Wege der Blutmischung des einen Volkes mit dem anderen erfolgt sein kann. Keine Rasse kann die andere, kann die Kultur und Lebensanschauung einer anderen verstehen und Interesse für diese gewinnen, wenn sie ihr nicht mit dem Blut der Kulturrasse gewissermaßen eingeimpft worden. Blutmischung allein vermag ein Volk zur Kulturentwickelung zu veranlassen, die Vermischung mit einem Kulturvolk allein die Kulturentwickelung in ihm zu entfesseln.*)

Wir behaupten danach, daß die Geschichte eines Volkes im tiefsten Grunde die Geschichte seines Blutes, das heißt seiner Blutmischung ist, und daß an seiner Kulturentwickelung, sofern nach Gobineau u. A. das arische, bezw.

*) Vgl. „Die Zeit", Nr. 355: „Die Blutmischung als kulturgeschichtliche Macht".



germanische Element dabei beteiligt ist, überall noch eine andere Rasse mitgewirkt hat, im letzteren Fall vorzugsweise die kelto-romanische. Es ist daher einseitig, zu sagen, die europäischen Kulturen der neueren Zeit seien allein von den Germanen geschaffen worden — sie sind vielmehr aus der Berührung der letzteren mit den Romanen erwachsen. Soviel ist wahr, daß diese Kulturen an der Blutmischung, welche sie erstehen ließ, zum Teil auch wieder zu Grunde gegangen sind. Aber sie sind entstanden, haben sich entfaltet und sind wieder abgestorben wie alle Lebewesen: ihr Absterben war nur ihr „Herbst". Sie gingen an sich selbst zu Grunde, wie jedes Lebewesen, durch eben das Element, welches ihre Kräfte einst zum Leben zusammengefaßt und in seiner Erschöpfung sie wieder sich auseinander lösen ließ. Ihr Entstehen war die Entwickelung und das Leben, ihr Vergehen der Tod eines Organismus, einer organischen Einheit.

Im Sinne dieser Geschichtsauffassung muß das Blut als weltgeschichtliche und die Blutmischung als kulturgeschichtliche Macht bei aller Geschichtschreibung künftighin als ausschlaggebender Faktor in Rechnung gezogen werden. Der Verfasser hat es unternommen, aus diesem Gesichtspunkt eine „Kulturgeschichte der Rasseninstinkte" zu schreiben, als deren erster Band „Das Keltentum in der europäischen Blutmischung" erschienen ist, in welchem der Anteil der keltischen Rasse an der politischen wie an der kulturgeschichtlichen Entwickelung der modernen Völker, ihrer Religion, ihrer Kunst und Wissenschaft, nachgewiesen wird. Während letztere Arbeit vom litterarisch-historischen Standpunkt aus behandelt ist, wird in dem vorliegenden zweiten Band dieser Kulturgeschichte die Rassen- und Blutmischung in ihrer physiologischen Bedeutung gewürdigt, indem die Kreuzungswerte der europäischen Hauptrassen, der Germanen, Keltoromanen und Slaven nach der männlichen und nach der weiblichen Seite hin eine eingehende Untersuchung erfahren.

Von dem namhaften Anthropologen Otto Ammon ist mir zum Vorwurf gemacht worden, daß ich in dem ersten Band den Grundbestand der Rassenzusammensetzung bei den europäischen Völkern nicht scharf genug unterschieden habe. Dieser Forscher unterscheidet — mit der heutigen Anthropologie — in dem dunklen Bestandteil der Kelten zwei Rassen, eine rundköpfige, kleine, die von vielen Anthropologen nunmehr übereinstimmend als Homo Alpinus bezeichnet wird, und eine langköpfige, noch kleinere, die man unter dem Namen Homo Mediterraneus zusammenfassen kann. „In Deutschland," sagt Ammon, „haben wir es nur mit der ersteren dieser ‚keltischen' Rassen zu thun, mit der dunklen rundköpfigen, in England mit der anderen, der dunklen langköpfigen, beide Male in Mischung mit der hellen großen langköpfigen Rasse, dem Homo Europaeus, den Ariern oder hier Germanen. In Süditalien stoßen wir fast ausschließlich auf die kleine mittelländische Rasse (Mediterraneus), in Spanien ebenfalls, in Frankreich aber finden wir beide, neben Homo Europaeus, also drei Rassen, und dies begründet Alles sehr bedeutsame Unterschiede in der Zusammensetzung der heutigen Völker, denn wie der Wuchs und die Kopfform, so sind auch die Rasseninstinkte der beiden dunklen Rassen voneinander verschieden, und es sind darum französische Kelten der Bretagne oder des Innern, die zu den Rundköpfen gehören, nicht mit den langköpfigen englischen Kelten zusammenzuwerfen, selbst wenn sie ähnliche Sprachen sprechen, denn Sprachen werden angenommen und abgelegt, körperliche und geistige Anlagen nicht . . . Wenn nun die Slaven ebenfalls eine Mischung von Homo Europaeus mit dunkelfarbigen Völkern darstellen, so ist es nicht verwunderlich, daß die Südslaven dunkel sind, die Nordslaven blond und blauäugig, denn diese Abstufung zeigt nur den größeren oder kleineren Betrag des Blutes der blonden Rasse an. Wir müssen uns aber dann fragen, ob die rundköpfigen Bestandteile im Slaventum eine Ver-



wandtschaft haben mit denen im Keltentum, und da diese Verwandtschaft mindestens sehr wahrscheinlich ist, so entsteht die weitere Frage, wie diese Verwandtschaft sich in den Rassenanlagen der Kelten und Slaven äußert. Man wird dann nicht . . . zu einem Gegensatz von germanisch-slavisch und keltoromanisch geführt, sondern reinblütige Germanen, Kelten, Slaven einerseits sind Rassenverwandte und auch Seelenverwandte, und sie stehen andererseits den beiden dunklen Rassen, der rundköpfigen und der langköpfigen, gegenüber. Es würde sich darum also handeln, die gemeinsamen Züge der drei ersteren, sowie die Verschiedenheiten der zwei letzteren aufzusuchen und zu zeigen, wie jene durch diese beeinflußt worden sind. Um konkret zu sprechen, so sind die beiden dunklen Rassen vertreten, die erste durch die rundköpfigen Bewohner von Österreich, Süddeutschland und Mittelfrankreich, die zweite durch die langköpfigen Spanier, Südfranzosen und Süditaliener." *)

Soweit Otto Ammon, gegen dessen überzeugende Darstellung sich vom wissenschaftlichen Standpunkt wohl kaum etwas einwenden ließe. Gleichwohl halte ich es für gerechtfertigt, von einem mittleren Typus zu sprechen, der sich überall in den genannten drei Hauptrassen Europas herausgebildet hat und den sogenannten nationalen Charakter der heutigen Germanen (Deutschen), Keltoromanen und Slaven bildet, durch den diese sich wesentlich voneinander unterscheiden. Reine Rasse kommt ja nirgends mehr vor; überall hat sich ein Mischungsprodukt entwickelt, in dem jeweilig das germanische, keltoromanische oder slavische Element überwiegt. So scharf man daher auch vom anthropologischen Standpunkt aus diese Mischungsprodukte wiederum in ihre Bestandteile scheiden muß, so ist man doch vom ethnologischen und kulturgeschichtlichen Standpunkt aus berechtigt, mit umfassenderen Begriffen wie „keltoromanisch" und „slavo-

*) Centralblatt für Anthropologie, Nr. 5; 1900.



germanisch" zu arbeiten, wenn es sich darum handelt, den Einfluß der einzelnen Rassenelemente in der europäischen Kulturentwickelung, zumal auf den höheren Lebensgebieten, der Kunst und Wissenschaft, nachzuweisen. Die Darstellung dürfte denn doch zu verwickelt werden, wenn man beim Gebrauch der Worte „slavisch" und „keltoromanisch" jedesmal aller der Bestandteile Erwähnung thun wollte, aus denen die heutigen Slaven und Romanen hervorgegangen sind. Das wäre ein Kapitel für sich und würde eine eigene Arbeit erfordern, wie sie Ammon im Vorigen aufgestellt hat. Die Begriffe „slavisch" und „keltoromanisch" haben eine ganz bestimmte Färbung, sie bezeichnen gewisse Verbindungen von Eigenschaften, gewisse ethnologische Merkmale, welche in der europäischen Blutmischung überall unaufhaltsam wieder und wieder durchschlagen. Wenn wir daher im Folgenden von einem „slavischen" und einem „keltoromanischen Kopf" sprechen, so wollen wir darunter jenen „mittleren Typus" verstanden wissen, der sich bei den betreffenden Völkern herausgebildet hat und ein jedes derselben „typisch" vertritt.

Die Schwierigkeit der unternommenen Aufgabe ist von Rezensenten des ersten Bandes wiederholt anerkannt worden. Sie besteht in dem Mangel an zureichendem Material. Wer sich einmal mit der „Rassenfrage" befaßt, der wird sich dem politischen oder Kulturgeschichtsschreiber gegenüber vorkommen wie ein Autor gegenüber dem Uebersetzer, wie ein Künstler gegenüber dem Kopisten. In aller Bescheidenheit sei dies gesagt! Über die Rassen- und Blutmischung sind keine Urkunden und Chroniken geführt worden. Wer dies Gebiet bearbeiten will, der muß sich zum größten Teil auf die lebendige Anschauung und sein Gefühl verlassen, er muß gleichsam im Dunkeln sehen und gehen lernen, das heißt, er muß sich ein gewisses Tastvermögen anerziehen, eine künstlerische Gestaltungskraft, die von seiner wissenschaftlich geschulten Phantasie geleitet wird. Diese Methode steht bei den offi-



ziellen Wissenschaftlern freilich nicht im besten Ansehen. Der Gelehrte, der nach Kompendien arbeitet, der Kompilator wird höher geschätzt, als ein Anderer, der kraft seiner inneren Anschauung zu neuen Ergebnissen gelangt. Die Arbeit jenes gilt für wissenschaftlich, während dieser sich häufig den Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit machen lassen muß. Aber warum sollte man es auf dem letzteren Wege nicht auch zu einer gewissen — intuitiven — Sicherheit bringen können, die so gut wie die objektive Forschung wissenschaftlichen Wert beanspruchen dürfte? „Wenn Jemand wochenlang im Bücherstaube wühlt und nichts findet“ — bemerkt der Kulturhistoriker W. H. Riehl mit feiner Ironie — „so war das wissenschaftlich gearbeitet; wenn aber Einer im lebendigen persönlichen Verkehr die feinste Entdeckung macht, so kann das doch nicht für wissenschaftliche Arbeit gelten“!

Möge dies treffliche Wort meinen Lesern dazu dienen, die rechte Beziehung zu dem vorliegenden Werk zu gewinnen und ihnen das Verständnis für meine Arbeit erschließen helfen. Ihnen, sowie meinen Rezensenten insbesondere spreche ich meinen Dank aus für die Gründlichkeit, mit der sie den ersten Band dieser Kulturgeschichte überall gewürdigt, und hoffe auf das gleiche Interesse für den vorliegenden zweiten, den ich hiermit der Öffentlichkeit übergebe.

Berlin-Wilmersdorf,
August 1901

Der Verfasser



Die Grundstrebungen des Allebens

Die endliche Ruhe wird nur verspürt,
Sobald der Pol den Pol berührt.
Drum danket Gott, ihr Söhne der Zeit,
Daß er die Pole für ewig entzweit.
Goethe

Zentripetalkraft und Zentrifugalkraft

Auf allen Stufen des natürlichen Lebens lassen sich zwei Strebungen nachweisen, die gleichsam das Gerüste darstellen, welches dem Leben zum Grunde liegt und über dem es sich aufbaut, oder die Geleise, in denen es sich allüberall bewegt. Diese beiden Grundstrebungen treten auf jeder Lebensstufe in anderer Form hervor, aber ihr Grundzug ist allenthalben der gleiche. Im Makrokosmos heißen sie Zentripetalkraft und Zentrifugalkraft, welche beiden, indem sie einander entgegenwirken, die Ordnung im All aufrecht erhalten und das Weltganze als ein unerschütterliches Werk erscheinen lassen, als einen Baum, dessen Blätter und Zweigsysteme zwar fort und fort hinwelken und wieder neu sprossen mögen, der in sich selbst für die Ewigkeit gepflanzt ist.

Schwerkraft und Starrheit

Auf dieser Grundlage erhebt sich gleichsam als zweite Schicht unsere Erde, durch die einander entgegenwirkenden Strebungen der Schwerkraft und der Starrheit der Materie zusammengehalten und in einen solchen Zustand von Dichtigkeit gesetzt, der das Spiel besonderer Kräfte erlaubt, ohne den letzteren doch mehr Spielraum zu gewähren, als die enge Grenze der Erdoberfläche einschließt. Das bedeutsame Gesetz der „Erhaltung der Kraft" spricht aus dieser näher gerückten Sphäre uns an — nur eine andere Form des Gleichgewichts der Kräfte, welches das Weltall durchwaltet und in gesetz-



mäßiger Bewegung erhält: denn auch Zentrifugal- und Zentripetalstrebung in ihrem einander Entgegenwirken stellen einen Kräfteausgleich dar, eine „Erhaltung der Kraft“ und daraus resultierende gesetzmäßige Bewegung. *Keine Lebensregung ist verloren!* Dies folgenschwere Gesetz offenbart uns die anorganische Natur, und es ist die wichtigste Erkenntnis, die wir aus ihr schöpfen können. Wie zwecklos auf den ersten Blick das rastlose Auf- und Abwogen der Materie erscheinen mag — Alles trägt zur Erhaltung und Förderung des Ganzen bei, *muß* dazu beitragen. Wie sehr das blinde gegeneinander Toben der Elemente einer weisen Einrichtung des Naturganzen zu widersprechen — wie erfolglos die aufgerührten Wogen an dem starren Felsen zu verrinnen scheinen: tiefere Einblicke in die Werkstätte der Natur belehren uns, daß gerade diese emsige Arbeit des ewig beweglichen Elements an dem ewig Starren den Boden bereitet hat, auf welchem ein höheres Sein, das Leben der Organismen ermöglicht wurde.

Vertikaltendenz und Spiraltendenz

Über der anorganischen lagert, gleichsam als dritte Schicht, die Welt der organischen Lebewesen und zeigt uns, wenn auch abermals unter anderen Formen, dieselben Kräfte thätig. *Vertikaltendenz und Spiraltendenz*, welche im Samenkorn gebunden liegen, wirken analog den zentripetalen und zentrifugalen Kräften im Makrokosmos, die eine, stabil, das starre Gerüste, die andere, beweglich, das mannichfaltige Zweig- und Blattsystem heraustreibend, und vollenden, in wechselnden Verschlingungen bald auseinandertretend, bald sich ineinander verlierend, den Bau der Pflanze, bis die auf der langen Wanderung durch die unendlichen Verästelungen vielfach filtrierten Säfte in den zarten Zweig- und Blattformen der Spitzen allmählich eine Annäherung, und, auf dem Wege der Metamorphose, in der Blüte und Frucht die endliche Wiedervereinigung der beiden Triebe zu Stande



bringen, die alsdann in einem neuen Samen ihr Spiel unter veränderten Umständen von Neuem beginnen können.

Systole und Diastole

Dieselben Grundkräfte sind es, welche durch ihr polares Auseinandertreten die Entfaltung nnd das Wachstum eines jeden Lebewesens bewirken, sowie durch ihre Wiedervereinigung den Kreislauf des einen Wesens abschließen und ein neues zur Entzündung bringen. Das gilt, wie vom vegetabilischen Leben, so vom animalischen und vom bewußten Menschenleben. Der ewige Wechsel von Systole und Diastole, von Zusammenziehung, Konzentrierung und Auseinandertreten, Dezentralisierung — die Atmungsbewegung, der unser Körper unterliegt und durch welche er besteht, beherrscht in gleicher Weise unser Geistesleben. Der Drang nach Herrschaft und Macht, der den Menschen nimmer ruhen läßt, vermöge dessen er Alles unter seine Füße brächte, wenn ihm nicht Schranken, wenn ihm nicht ein anderer Trieb entgegenträte — er ist nichts Anderes, als die Flutbewegung, die Vertikaltendenz unserer Seele, die „mit dem Scheitel die Sterne" berühren möchte. Und andererseits die unausbleibliche Übersättigung im Genuß, das Gefühl des Unbefriedigtseins, der Unmöglichkeit, das Glück, die innere Seelenruhe im äußeren Besitz zu finden — die Rückwendung zu zweckmäßiger, förderlicher Thätigkeit in beschränktem Kreise: es ist nichts Anderes, als der naturnotwendig sich geltend machende Gegentrieb, die Spiraltendenz auf unser seelisches Leben übertragen. Der Drang nach Wissen, das Hinausgreifen in die Welt der Erscheinungen zur Sammlung von Erfahrungsthatsachen, die Erweiterung des Verstandes zum geistigen Umfassen des Universums; und andererseits die Erkenntnis der vergeblichen Bemühung, das Wesen des Lebens auf diesem Wege völlig zu ergründen: die Rückkehr zu sich selbst, zur Beobachtung des eigenen Seelenphänomens, zur Bildung und Vollendung des eigenen Wesens und der Wirkung im gleichen Sinne auf Andere in be-

1*



schränktem Lebenskreise — all diesem liegen dieselben Triebe und Tendenzen zum Grunde, deren Wirksamkeit die Ordnung und Bewegung im Weltall, der Aufbau des Pflanzenkörpers und die Bildung des Menschenwesens zu verdanken ist.

Das männliche und das weibliche Prinzip in der Natur

Die vertikale Tendenz, sagt Goethe*), „ist anzusehen wie ein geistiger Stab, welcher das Dasein begründet und solches auf lange Zeit zu erhalten fähig ist ... Das vertikal auffsteigende System bewirkt bei vegetabilischer Bildung das Bestehende, seiner Zeit Solideszierende, Verharrende: die Faden bei vorübergehenden Pflanzen, den größten Anteil am Holz bei dauernden. Das Spiralsystem ist das Fortbildende, Vermehrende, Ernährende, als solches vorübergehend, sich von jenem gleichsam isolierend. Im Übermaß fortwirkend, ist es sehr bald hinfällig, dem Verderben ausgesetzt; an jenes angeschlossen, verwachsen beide zu einer dauernden Einheit, als Holz oder sonstiges Solide. Keines der beiden Systeme kann allein gedacht werden, sie sind immer und ewig beisammen; aber im völligen Gleichgewicht bringen sie das Vollkommenste der Vegetation hervor." Aus dieser Betrachtung ergiebt sich, daß die Vertikaltendenz als das männliche Prinzip, das „Gewährende", die Spiraltendenz als das weibliche, das „Bedürftige" anzusehen ist und „die ganze Vegetation von der Wurzel auf androgynisch insgeheim verbunden" gedacht werden kann, „worauf denn, im Verfolg der Wandlungen des Wachstums, die beiden Systeme sich im offenbaren Gegensatz auseinander sondern und sich entschieden einander gegenüberstellen, um sich in einem höheren Sinne wieder zu vereinigen." **) Weiterhin verfolgt, führt diese Ideenverbindung zur Normierung eines männlichen und eines weiblichen Prinzips in der gesamten Natur, dem gegenüber Vertikal- und Spiraltendenz nur spezielle Erscheinungsformen sind, zweier Systeme, deren

*) Morphologie IX, 422 (Cotta). **) Ebenda IX, 435.

keines ohne das andere sein kann und welche im völligen Gleichgewicht nicht nur das Vollkommenste der Vegetation hervorbringen, sondern des Lebens überhaupt, vorzüglich aber des Menschenlebens, in dem die beiden Systeme als Mann und Weib verkörpert und in den höchsten, edelsten Formen in Gegensatz zu einander gestellt erscheinen. Sollen wir diese Tendenzen in ihrer Gesamtheit kennzeichnen, so, daß sie zugleich die drei hauptsächlichen Naturstufen charakterisieren, auf denen wir ihnen nachgeforscht haben, dann möchten wir die eine Zentripetal-Vertikal-Beharrungsbestrebung und die andere Zentrifugal-Spiral-Entweichungsbestrebung nennen.

Das anthropologische und das ethnologische Moment im Völkerleben

Den Wandlungen dieser Grundtendenzen in allem Lebendigen nachzuspüren, gehört zu den ergiebigsten, lehrreichsten Aufgaben des Menschengeistes, und es soll die der folgenden Ausführungen sein, ihre Wirksamkeit insbesondere auf dem Gebiete des Rassen- und Völkerlebens zu verfolgen. Indem wir die beiden letzteren Begriffe aussprechen, haben wir schon angedeutet, in welcher Weise sich die beiden Strebungen im Leben des Menschengeschlechts verteilen, welche Rolle einer jeden dort zufällt. Die Worte „Rasse" und „Volk" sind wiederum nur andere Bezeichnungen für empfangendes (bedürftiges) und schaffendes (gewährendes), für weibliches und männliches Prinzip. Die Rasse bildet das anthropologische, das Volk das ethnologische Moment in der Geschichte des Menschengeschlechts*); jene bezeichnet das angeborene, funktionierende, dieses das erworbene, wachsend emporstrebende Element jeder Gemeinschaft wie des einzelnen Menschen. Das kreisende Blut, welches die angeborene Rassenform ernährt, ausfüllt und zur Fortpflanzung treibt, ist der Ausdruck der Spiraltendenz, des

*) Vgl. Friedrich Müller: „Allgemeine Ethnographie".



weiblichen Prinzips; das wachsende Skelett, welches den Körper aufrecht erhält, trägt und emporreckt, ist die Verkörperung der Vertikaltendenz, des männlichen Prinzips im Menschenleben. In dem ersteren erkennen wir — um uns Goethischer Ausdrücke zu bedienen — die Froh-Natur, welche sich von der Mutter, in dem letzteren die Statur, welche sich vom Vater vererbt. Durch seine „Natur“ hängt der Mensch mit der Rasse zusammen, der er entstammt und in welcher er wurzelt, durch seine „Statur“ mit dem Volk als dem Träger der Kultur, das sich aus der Berührung und Vermischung verschiedenartiger Rassen herausgebildet hat. Jene ist das Primäre, Ursprüngliche, Geborene, das „Ewig-Weibliche“ — dieses das Sekundäre, Erworbene, Geschaffene, das „Ewig-Männliche“ im Leben des Menschengeschlechts.

Das Spinalsystem und das sympathische System im menschlichen Organismus

Wie wir die beiden Grundtendenzen, welche die gesamte Natur durchwalten, in der Menschheit zu Mann und Weib sich gleichsam verkörpernd gefunden haben, sehen wir sonach im menschlichen Organismus ihnen wiederum zwei Systeme entsprechen, von denen keines ohne das andere gedacht werden kann, die immer und ewig beisammen sind und im völligen Gleichgewicht das Vollkommenste der Organisation hervorbringen: das Spinalsystem und das sympathische System. Jenes ist der Träger des bewußten, auf die Außenwelt gerichteten Lebens, der Urheber des vernünftigen, zweckmäßigen Denkens und Handelns, das durch die sensibeln und motorischen Nerven vermittelt wird, die von ihm ausgehen; dieses ist der Träger des unbewußten, vegetativen, instinktiven Lebens, des Empfindungs- und Gefühlsvermögens, welches die Thätigkeit der inneren, die Ernährung und Erhaltung des Körpers bewirkenden Organe regelt und die allgemeine Stimmung des Körpers gegenüber dem auf die Außenwelt gerichteten motorischen, spinalen Lebenssystem

zum Ausdruck bringt. Verglichen mit dem letzteren, das im Gehirn gipfelt und in der „kleinen" Vernunft seine Lebensäußerung konzentriert findet, läßt sich das sympathische System als die „große" (unbewußte) Vernunft bezeichnen, welche zwar nicht wie die kleine sogenannte Vernunft über Sinneswerkzeuge zur Orientierung verfügt, aber das dem Körper Angemessene dennoch aus dem instinktiven Fühlen heraus besser als diese zu treffen weiß. Diese große Vernunft, welche im Instinktvermögen gipfelt, ist das weibliche Moment im menschlichen Organismus; die kleine Vernunft als Entwickelungshöhe des Spinalsystems dementsprechend das männliche Moment. In der That scheint sich auch die erstere in der Regel vom Weib, die letztere vom Mann zu vererben: „Vom Vater hab' ich die Statur — vom Mütterchen die Frohnatur", schließt Goethe treffend aus seiner dichterischen Intuition heraus. Man sagt, der Verstand vererbe sich von der Mutter, und man hat nachzuweisen gesucht, daß alle hervorragenden Männer ihre Begabung dem weiblichen Erzeuger verdankten. Gewiß mit Recht — sofern man nämlich unter diesem Verstand das instinktive Vermögen versteht. Der Verstand ist der höchste Ausdruck der vom sympathischen Nervensystem erregten und geleiteten Gehirnthätigkeit, wie andererseits die Vernunft der höchste des Spinalsystems. Die Weiber haben in der Regel den schärferen Verstand, die Männer die entwickeltere Vernunft. Die Lebensimpulse jener wurzeln in den sympathischen Nerven, welche die Grundstimmung des Körpers erzeugen, die Lebensimpulse dieser in den motorischen, welche der Außenwelt gegenüber reagieren. Alle Dichter und Künstler, alle Gefühlsmenschen schöpfen ihre Begabung aus einem gesunden, mächtigen sympathischen Nervensystem, aus einer Frohnatur, alle Feldherren und Staatsmänner, alle Thatmenschen die ihrige sozusagen aus der Statur, aus einem überlegenen Spinalsystem; bei den ersteren überwiegt das weibliche, bei den letzteren das männliche Element.



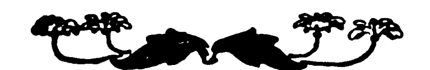
Die Bedeutung und das Ineinandergreifen der beiden Systeme

Nicht im Gehirn, im sogenannten sensibeln Teil unseres Nervensystems, sondern im sympathischen oder vegetativen, dem das Herz als Haupt- und Zentralorgan vorsteht, hat sonach die schöpferische Kraft des unbewußten Willens ihren Sitz, welche von dem bewußten Denken und Handeln unabhängig arbeitet, und noch arbeitet, *lebt*, wenn das sensible und motorische Leben längst erloschen, wenn das Erkennungs- und Bewegungssystem des Körpers gelähmt ist. Das vegetative Leben im Menschen, der *unbewußte Wille*, welcher das weibliche Element in ihm ausmacht und den er stets vom Weibe ererbt, ist folglich der Grund und Urgrund des menschlichen Daseins, allein in ihm ist die Ursache und die Bedeutung seiner Erscheinung zu suchen; durch dieses unbewußte Leben empfängt das körperliche und geistige Hervortreten erst die Form und Färbung. Die Verzweigungen des sympathischen Nervensystems — des *inneren Seins* — berühren sich nur lose mit denen des cerebrospinalen — des *äußeren Erscheinens* — und üben auf dieses, auf die Thätigkeit der Gehirn- und Rückenmarksfunktionen nur eine gleichsam monierende, leise dirigierende Wirkung aus; sie erhalten den *Zweckgedanken* im Bewußtsein lebendig und wecken unausgesetzt die Erinnerung an das, was das Individuum in seinen verborgensten Tiefen eigentlich will — nämlich zum Dasein, zur Macht, zum Inbegriff des Weltganzen sich entfalten und ausgestalten. Die Berührungspunkte und das Ineinandergreifen dieser beiden Systeme zu erforschen, dürfte eine der lehrreichsten Aufgaben der Wissenschaft vom Menschen und mehr als auf alle anderen auf diese das faustische Wort anzuwenden sein: „Hier muß sich manches Rätsel lösen." Je nachdem die Verästelungen des sympathischen Nervensystems fester und reichlicher oder loser und spärlicher mit den sensorischen Nerven verwachsen sind, wird der betreffende Mensch von beseeltem, phantasie-

vollem oder nüchternem, trockenem Wesen sein; je nachdem sie in die Geschlechtsorgane hinübergreifen, wird er mehr der seelischen oder mehr der sinnlichen Liebe zuneigen. Man darf somit den Schluß ziehen, daß die Beseelung und Vergeistigung der tierischen Triebe, ihre Umsetzung in einen höheren Aggregatzustand sich im sympathischen Nervensystem vollzieht, und daß jeder Mensch in dem Maße höherer seelisch-geistiger Regungen fähig ist, wie dieses System sich in ihm entwickelt und mit dem cerebrospinalen verwachsen findet. Der Mensch ist „Mensch", das heißt fühlendes, selbstschöpferisches Wesen, oder „Maschine", die nur zu reproduzieren und zu registrieren vermag, je nachdem das eine oder das andere System in seinem Organismus vorherrscht. Er ist Vollmensch, wenn die beiden Systeme, gleich kräftig entwickelt, sich „entschieden gegen einander überstellen, um sich in einem höheren Sinne wieder zu vereinigen" und harmonisch in einander greifen. Wenngleich nun freilich der Mensch, um zu der Gattung Homo sapiens gerechnet werden zu können, das entsprechend entwickelte cerebrospinale System aufweisen muß, ist er höherer Mensch doch allein durch sein sympathisches System. Hier liegen „die starken Wurzeln seiner Kraft". Sofern er das letztere nur in kümmerlichem Zustande besitzt, ist er nur der Form und Gestalt nach Mensch; man sagt von solchen Leuten: sie haben kein Herz und keine Seele. Das sind die dürren Pedanten, Philister und verwandten Geister. Der seelenbegabte, geistig-schöpferische Mensch ist stets ein solcher, in dessen Organismus das sympathische Nervensystem den Ton angiebt — ein solcher, der ein reiches Erbe von seiner Mutter überkommen hat. Allerdings liegt für den letzteren wiederum die Gefahr nahe, in energielose Gefühlsschwelgerei zu verfallen. Aber selbst in seiner Abnormität und Entartung ist dieser immer noch der höherwertige Mensch verglichen mit seinem cerebrospinalen Gegenstück.



Wie das vegetative Leben die Grundlage des menschlichen Organismus ist, so kann das sympathische System, von welchem jenes erhalten und geregelt wird, als der Ernährer und Erneuerer des geistigen Lebens betrachtet werden, als die Basis, über der sich das cerebrospinale Leben wölbt und aufbaut. Die Thätigkeit dieses Systems vollzieht sich im Verborgenen, gleich dem stillen Walten des Weibes im häuslichen Kreise, welches dem Manne das von kleinlichen Sorgen ungestörte kräftig-freie Eingreifen in das große äußere Leben ermöglicht. Allein wie das tüchtige Weib, bei aller scheinbaren Sanftmut und Nachgiebigkeit, dennoch stets eine, wiewohl ihm zumeist unbewußte, Herrschaft selbst über den kräftigsten Mann ausübt, und, sofern es sich auf sein Weibwesen recht versteht, allmählich in allen Stücken den Mann nach seinem Willen lenken lernt, so gelingt es dem sympathischen Leben gegenüber dem cerebrospinalen im menschlichen Organismus. Das weibliche Element, das „Weib" im Menschen ist somit seine wahre, geheime, unerkannte Beherrscherin, und gleichwie das sympathische System im inneren Organismus, war das Weibwesen, das höhere Weib im Weibe, das heißt, sein seelisch-geistiges Leben, auch in der Außenwelt allezeit die ernährende, gedeihliche Unterlage, über welcher sich der von Manneshänden aufgeführte Bau der Weltgeschichte wölbte und vollendete.



Das Weibwesen

> Königinnen müßt ihr immer sein; Königinnen für eure Liebhaber; Königinnen für eure Gatten und Söhne; Königinnen von geheimnißvollerer Macht für die übrige Welt . . .
>
> John Ruskin

Das Weib als Hüterin des Rassentums.

Als Wilhelm Grimm die deutschen Märchen und Sagen zu sammeln unternahm, welche sich in der lebendigen Erinnerung des Volkes erhalten haben, ging er zu alten Dorfmütterchen und ließ es sich nicht verdrießen, ihrer schwerfälligen, umständlichen Erzählung zu lauschen. Er wußte, wie getreu sich die Überlieferung im Geiste von Menschen dieser Art bewahrt. Jedes Wort uralter Volkserinnerung, das aus solchem Munde kam, hatte für ihn Goldwert und er hob es wie ein Kleinod auf.

Frauen waren zu allen Zeiten die Hüterinnen der alten Sagen- und Märchenschätze. Das ist keine zufällige Erscheinung, sondern von symptomatischer Bedeutung. Der Grund hierfür ist auch nicht allein in dem Umstand zu suchen, daß das beschauliche Leben und die vorwiegende Seelenthätigkeit dem Weibe die Aufnahme und Fortpflanzung der Volksüberlieferung nahe legt. Das Weib wurzelt tiefer in der Rasse als der Mann; es verkörpert und hütet — wie wir bereits aussprachen — das Ursprüngliche, Angeborene gegenüber dem Erworbenen, Angebildeten, den R a s s e n geist gegenüber dem V o l k s geist. Uralte Rasseninstinkte sprechen aus den Seelenregungen und Gepflogenheiten des Weibes, Instinkte, welche sich beim Manne in dem äußeren Kampfe ums Dasein längst abgeschliffen haben. Wilhelm von Humboldt behauptet, das Weib stehe der Natur einen Schritt näher, als der Mann. In der That, es steht auch der Rasse, dem ur-

sprünglichen Stammestum noch um einen Schritt näher: es ist der Träger des Lebensgedankens, des Lebensinhalts einer jeden Rasse, ihr wahrer Priester und Prophet. Während der Mann den Trieb hat, in die Weite zu schweifen, Neues in sich aufzunehmen, sich mit fremden Weibern zu verbinden, sah sich das Weib von Natur zur Seßhaftigkeit bestimmt, zur Hüterin des heimischen Herds, der heimischen Schätze, zur Reinerhaltung der Rasse.

Wie die geistige, so hat auch die körperliche Ueberlieferung zu allen Zeiten in seiner Bestimmung gelegen. Die physische Komplexion des Weibes haftet zäher an der ursprünglichen Rasse, hat mehr von dieser bewahrt, als die des Mannes, der das mixtum compositum „Volk" verkörpert und vertritt. Die Kinder gewisser Negerstämme in Afrika kommen hellfarbig zur Welt und dunkeln nur allmählich nach — zum Zeichen, daß die betreffenden Völker ursprünglich einer Rasse von lichter Komplexion entstammen und erst durch spätere Vermischungen mit dunkleren Stämmen oder Einwanderung in tropisches Klima die dunkle Hautfarbe erworben haben; die Weiber solcher Stämme halten bezeichnenderweise diese lichtere Komplexion fest — freilich nicht in dem Grade, wie die Kinder sie aufweisen, welche sie zur Welt bringen, aber ihre Hautfarbe bleibt um einen Ton heller, als die der Männer. Die Grundrasse schlägt bei ihnen unwiderstehlich durch, ihre Physis haftet zäh an der ursprünglichen natürlichen Komplexion. Ähnliches wird von den alten Ägyptern berichtet, deren Frauen eine hellgelbe Hautfarbe hatten, während die Männer ziegel- oder braunrot waren,*) was darauf schließen läßt, daß die Ägypter, wie auch aus mannichfachen anderen Umständen hervorgeht, von einer von Norden eingewanderten hellfarbigen — wahrscheinlich von der arischen — Rasse abstammten. Gleichartige

*) Vgl. Albert Reibmayr: „Inzucht und Vermischung beim Menschen", p. 161. Franz Deuticke, Leipzig u. Wien 1897.



Verhältnisse lassen sich bei den europäischen Kulturvölkern nachweisen. Das deutsche Kind kommt, auch wenn die Eltern dunkelhaarig sind, durchschnittlich mit blonden Härchen zur Welt, die es in den ersten Lebensjahren, oft sogar bis zur Pubertät beibehält; später dunkelt es nach bis zur Haarfarbe seiner Eltern. So weiß der Verfasser aus seiner Verwandtschaft von einem Mädchen, das bis zur Geschlechtsreife blonde Locken behielt, obwohl beide Eltern kohlschwarzhaarig waren, von dieser Zeit an nachdunkelte bis zu einem tiefen Schwarzbraun — so, daß seine Haarfarbe immer noch um einen Ton heller blieb, als die der Eltern; wiederum zum Zeichen, wie zäh ein weiblicher Organismus die zum Grunde liegende — in diesem Falle germanische — Komplexion festzuhalten im Stande ist. Die Zahl der deutschen Frauen, welche den lichten, rein germanischen Typus bewahrt haben, ist größer als die der Männer; auch erscheinen die ersteren im Allgemeinen stattlicher, von höherem Wuchs und edlerer Bildung, während die letzteren sich dem untersetzten, dunkelhaarigen Typus der Keltoromanen nähern. Jedenfalls ist der deutsche Mann in manchen Gegenden schon um etwas kleiner und um einen Ton dunkler als das deutsche Weib. Der Unterschied ist nicht so groß wie in Frankreich, aber er nähert sich dem dortigen Verhältnis der Geschlechter zu einander, woselbst das hochgewachsene, stattliche, sehr häufig blondhaarige Weib unverkennbar den germanischen, der kleine geschmeidige, tiefschwarzhaarige Mann durchweg den keltoromanischen Typus trägt. Es wäre eine dankenswerte Aufgabe, die physische Komplexion der Kinder in den Gegenden Frankreichs und der übrigen romanischen Länder, in welchen germanisches Blut aufgegangen ist, in Erfahrung zu bringen: dies dürfte zu überraschenden Ergebnissen führen und die wertvollsten Beiträge zur anthropologischen Biogenetik liefern.



Das mitteleuropäische Weib und seine Sturm- und Drangperiode

Das mitteleuropäische Weib ist durchgängig von schönerer, ausdrucksvollerer Bildung als der Mann; es hat noch „Rasse“, während dieser sich einem unscheinbaren, gleichartigen, dunkelhaarigen Massentypus nähert, der im Begriffe ist, sich aus der europäischen Blutmischung herauszubilden. Wie körperlich, so stellt das Weib auch geistig den vornehmeren Bestandteil der Mitteleuropäer dar. Es zeigt große Empfänglichkeit und reges Interesse für geistige Dinge, während der Durchschnittsmann dieser Völkermasse sich geistig indifferent verhält. Wer den gebildeten jungen Mann in Deutschland mit dem gleichaltrigen jungen Mädchen vergleicht, wird einen großen Unterschied gewahr werden: jener ist rein geistigen Dingen gegenüber — selbst wenn er einen wissenschaftlichen Beruf ergreift — fast stumpf zu nennen, er ist blasiert, materiell gesinnt und nur auf seine Karriere bedacht; dieses zeigt einen warmen, lebendigen Anteil an Kunst und Litteratur. Freilich geht seine Beschäftigung mit diesen Gebieten nicht in die Tiefe, sie ist meist bloß oberflächlicher Natur; allein es läßt sich nicht leugnen, daß ein wahrhaftes geistiges Interesse vorhanden ist, dessen geringe Ergebnisse für die höhere Bildung des Weibes mehr seiner oberflächlichen Erziehung als einem Mangel an Willen zuzuschreiben sind. Was würde aus der deutschen Kunst und Litteratur werden, wenn die Anteilnahme des Weibes ausscheiden sollte? Wieviel Kunstwerke würden noch erworben, wieviel Bücher gelesen werden? Produktive Kräfte wären wohl immer zur Genüge vorhanden, aber der Kreis der Kunstbedürftigen würde gewaltig zusammenschrumpfen. Die nicht dilettierenden Männer, welche heutzutage der Kunst und Litteratur neben ihrem Berufe ein ernsthaftes Interesse und Verständnis entgegenbringen, lassen sich zählen. Das ist nicht immer so gewesen. Erst die moderne Kultur hat diese Verhältnisse ge-

schaffen. Vor hundert Jahren, zur Blütezeit unserer Litteratur, stand das Weib noch ganz zurück. Es war wohl Gegenstand des dichterischen Schaffens, aber es nahm doch persönlich nur geringen Anteil an demselben, jedenfalls blieb es an Verständnis für das Wollen und Streben seiner Zeit weit hinter seinen männlichen Zeitgenossen zurück. Die künstlerische Kultur jener Tage trug einen durchaus männlichen Charakter; sie wurde von Männern im männlichen Kreise gepflegt und großgezogen. Das Weib hingegen vertrat noch in weit höherem Grade als heute das anthropologische Moment: es war ausschließlich die Schatzhüterin der Rasse, die Bewahrerin des Volksaberglaubens und der Märchenüberlieferung. Das ethnologische Moment, die durch Verkehr und Vermischung mit anderen Rassen erworbene geistige Kultur, lag ihm noch ziemlich fern. Erst die Riesenschritte in der Industrie und Technik, welche der Mann im 19. Jahrhundert vorwärts that, und welche ihn den geistigen Interessen entfremdeten, indem sie ihn zum Mechaniker und Geschäftsmann umbildeten, haben dem Weibe das Gebiet der Kunst und Litteratur eigentlich eröffnet; denn ihm fiel nun naturgemäß die Pflege der vom Manne fortab vernachlässigten geistigen Kultur zu. Geräuschlos rückte das Weib in die von seinen männlichen Zeitgenossen verlassenen geistigen Interessen ein. Der moderne Dichter und Künstler spricht zu einem vorwiegend weiblichen Publikum; sein Vorfahr vor hundert Jahren sprach zu einem wesentlich männlichen. Das ist ein bedeutsamer Unterschied, der auf den Tenor des deutschen künstlerischen Schaffens in hohem Grade zurückgewirkt hat. Wir wollen nun zwar nicht sagen, daß der moderne Mann, indem er sich zum Techniker und Mechaniker umformte und das künstlerische Wesen preisgab, Riesenschritte in der menschlichen Entwickelung vorwärtsgethan und das Weib weit hinter sich zurückgelassen habe — im Gegenteil, wir können in der Geistesrichtung des modernen

Mannes nur eine bedenkliche Rückbildung erblicken: allein es muß eingeräumt werden, daß das Weib, wenn nicht aetiologisch — in welcher Hinsicht es sogar voranstehen dürfte — so doch chronologisch hinter dem Manne zurückgeblieben ist. Es hat sich etwa um hundert Jahre in der Kulturgeschichte verspätet. Die Frauen erleben gegenwärtig ihre „Sturm- und Drangperiode." Ihre Bestrebungen auf allen Lebensgebieten, vornehmlich in Kunst und Wissenschaft, entstammen denselben Lebensimpulsen, entstammen einem ähnlichen Freiheitsdrange, wie er die Genies vom Ende des vorigen Jahrhunderts beseelte. Ein Bruch mit allem Konventionellen, ein Abstreifen — wir wollen nicht sagen alles „weiblichens Schamgefühls", aber — aller weiblichen Scheu kennzeichnet die modernen Frauenbestrebungen, die lebhaft an das kindliche Gebaren der genialen Teutonen des 18. Jahrhunderts erinnern. Das Weib ist von Natur dämonischer als der Mann. Wiewohl durch seine ganze Anlage zur Hüterin von Sitte und Gesetz bestimmt, kennt es, wenn es sich einmal von diesen beiden losgerissen hat, keine Grenzen mehr: es zeigt sich dann in einer Wildheit und Unbändigkeit, vor welcher selbst der zügelloseste Mann zurückschreckt. Vielleicht ist sein zartes Schamgefühl und die weibliche Scheu im gesitteten Zustande nur eine verkleidete, unbewußte Furcht vor sich selbst! Das moderne Weibwesen hat einen neuen Beweis für diesen alten Satz geliefert, indem es in einem Grade alles Konventionelle von sich abstreift, verglichen womit das Gebaren der Sturm- und -Drang-Genies fast von mädchenhafter Scheu erfüllt genannt werden kann, und sich in einer — vorläufig noch bloß — seelisch-geistigen Nacktheit zeigt, die das Mannwesen auf diesem Gebiete entschieden beschämt. Wer von dem geistigen Gebräu der beiden „modernen Helenen" — Helene Böhlau und Helene von Monbart*) — kostet, der muß in der That eine

*) Pseudonym „Hans von Kahlenberg".

faustische Natur besitzen, um mit diesem Trank im Leibe dann noch Helenen in irgend einem Weibe erblicken zu können. „Den Männern haben wir so viel seltsame Erfindungen in der Dichtkunst zu danken, die alle ihren Grund in dem Erzeugungstrieb haben, zum Beispiel die Ideale von Mädchen," sagt der alte Georg Christ. Lichtenberg zu Ende des 18. Jahrhunderts. „Es ist Schade", folgert er daraus, „daß die feurigen Mädchen nicht von den schönen Jünglingen schreiben dürfen, wie sie wohl könnten, wenn es erlaubt wäre. So ist die männliche Schönheit noch nicht von denjenigen Händen gezeichnet, die sie allein recht mit Feuer zeichnen könnten. Es ist wahrscheinlich, daß das Geistige, was ein paar bezauberte Augen in einem Körper erblicken, der sie bezaubert hat, sich ganz auf eine andere Art den Mädchen im männlichen Körper zeigt, als es sich dem Jünglinge im weiblichen entdeckt." Diese Errungenschaft ist uns zu Ende des abgelaufenen Jahrhunderts geworden. Unsere feurigen Mädchen dürfen von schönen Jünglingen schreiben, dürfen ihre — gleichfalls von dem Geschlechtstrieb eingegebenen — Ideale in künstlerischer Form darstellen. Dies ist jetzt erlaubt; und es ist gut, daß es erlaubt ist. Wir wollen das weibliche Geschlecht nicht darum tadeln, daß es nach sittlicher Freiheit und freier Sittlichkeit strebt. Die Zügellossigkeit, in welcher es sich dabei ergeht, wollen wir seiner weiblichen Natur zu Gute halten, — wir wollen darin das jugendliche Überschäumen seiner Sturm- und Drangzeit erkennen, in die es eben eingetreten ist, und die vielleicht gleich wertvolle künstlerische und kulturelle Ergebnisse zeitigen wird, wie die des männlichen Sturm- und Drangs vor hundert Jahren, der einen Goethe gebar.

Das Erbe von der Mutter und die jüdische Rasse

Wir fanden, daß das sympathische System im Menschen den Lebensinhalt der Grundrasse birgt, aus welcher er hervorgegangen. Wir sahen ferner,



daß dieses System bei der Fortpflanzung von der Mutter übertragen wird, daß somit das Weib der Hüter und Nährer des Rassengeistes ist. Eine neue Bestätigung dieses Satzes erwächst uns aus der Thatsache, daß die Kinder in der Regel in die Rasse fallen, welcher die Mutter angehört, freilich nicht notwendig was die äußere Gestalt, sondern was den inneren Sinn, was „Herz und Geist" anbelangt. Die Nachkommenschaft pflegt nach demjenigen Teil des Elternpaares zu arten, der ihr das sympathische System übermittelt; sie empfängt ihre Lebensnotwendigkeit aus dieser Quelle, um derentwillen sie in den Existenzkampf eintritt, das Dunkele, Unergründliche, welches in das Schicksal verschlungen ist, das jeder Mensch erfüllen muß. Dies Erbe von der Mutter ist das „Reich der Mütter", aus welchem alle menschliche Gestaltung hervorgeht, jenes „unaussprechliche, unbetretene, nicht zu betretende" Reich, von dem Goethe durch den Mund des Mephisto sagt, indem er seinen Faust hineinschickt:

„Es ist nicht draußen, da sucht es der Thor,
„Es ist in Dir, Du bringst es hervor."

Je kräftiger dieses Erbe von der Mutter entwickelt ist, desto energischer wird die betreffende Rasse in jeder ethnologischen Komplexion durchschlagen, um so zäher und lebensfähiger wird sie sein. Der Gedanke liegt nahe, daß die Juden in dieser Hinsicht am vorteilhaftesten veranlagt sein müssen. Ihr Rassengeist schlägt bei jeder Kreuzung selbst in der dritten und vierten Generation noch durch, wenn die Mutter Jüdin war. Die Lebensenergie, vermöge deren diese Rasse sich als einzige aus der alten Welt bis in unsere Tage erhalten und ihren Rassengeist in der gesamten europäischen Kultur durchgesetzt hat, verdankt sie dem ihr von der Natur verliehenen und durch kluge Inzucht im Laufe der Jahrhunderte unberührt vererbten und gefesteten sympathischen System. Ihre äußere Form und Gestalt, ihr Cerebrospinalsystem haben die Juden aufgegeben: sie sind in ihrer physischen Komplexion

in Deutschland (lichtfarbig) deutsch, in den romanischen Ländern (dunkelfarbig) romanisch geartet; aber ihr innerer Sinn, ihr Herz und Geist ist unter allen Klimaten und Völkerschaften sich gleich geblieben. Daß die Juden nirgends mehr eine reine Rasse darbieten, ist ein von allen hervorragenden Ethnologen beglaubigter Satz; und dennoch haben sie allenthalben noch „Rasse“: sie weisen etwas Unverwüstliches auf, das sich durch keine Blutmischung unterkriegen läßt. Sie bewahren auch äußerlich den gewissen „Typ“, der sie schon auf den alten ägyptischen Denkmälern kenntlich macht, und dieser Umstand könnte im Widerspruch mit unserer früheren Behauptung stehen, daß sie ihre ursprüngliche äußere Rassenform im Laufe der Zeit eingebüßt hätten. Allein dieser „Typ“, der sich besonders in ihrem charakteristischen Geruchsorgan ausspricht, bestätigt nur unsere durchgängige Behauptung: denn der Geruchssinn, der sich als Organ die Nase gebildet hat, ist eine Dependenz des sympathischen Nervensystems, des vegetativen-instinktiven Vermögens; er ist der niedrigste, tierischste der Sinne, der dem unbewußten Leben am nächsten steht und bei dem Tiere stärker sich entwickelt findet, als beim Menschen.*)

*) Daß die Sinneswerkzeuge mit dem sympathischen Nervensystem ebensowohl wie mit dem cerebrospinalen durch Nervenfasern verbunden sind, geht aus den Untersuchungen von Schiff hervor, der z. B. am Auge nachwies (Sui movimenti dell'iride e sull'azione dell'atropina e della fava del Calabar sulla pupilla. Giornale d. sc. natur. d. Palermo 1868. IV.), „daß der Oculomotorius der einzige die aktive Bewegung der Iris beherrschende Nerv ist, während von dem Sympathikus wohl die Form, aber nicht die Bewegung der Iris beeinflußt würde.“ (Vgl. Jahresbericht über d. Leist. u. Fortschr. in d. ges. Medizin. 1869. I, 137). — „Bedeutungsvoll für (den) Einblick in das Verhältnis zwischen Sympathikus und Cerebrospinalsystem“, heißt es in Hermann's Handbuch der Physiologie (II, 288), „waren die Ermittelungen Budge's (1851), welche den Nachweis lieferten, daß die im Halssympathikus zum Kopf verlaufenden Fasern . . . sich bis ins Rückenmark hinein verfolgen lassen. Seitdem



Das Rassentum der Germanen

Unter den übrigen europäischen Rassen zeigt sich die romanische zäher und widerstandsfähiger als die germanische hinsichtlich des anthropologischen Elements. Überall, wo eine Kreuzung zwischen germanischem Vater und romanischer Mutter statt hat, arten die Kinder nicht allein nach der letzteren, sondern pflegen sich zu fanatischen Vertretern der romanischen Rasse zu entwickeln: sie werden romanischer als die Romanen selbst. Bezeichnenderweise hat die entsprechende Erscheinung beim umgekehrten Falle selten statt. Man hat noch kaum erlebt, daß Kinder aus der Kreuzung von romanischem Vater und germanischer Mutter fanatische Vertreter des Deutschtums geworden wären.*) Wo immer romanisches Volk mit germanischem sich berührt, im Elsaß, in der Schweiz, in Tyrol, in Siebenbürgen — verschieben sich die Grenzen langsam zu Gunsten des ersteren. Selbst den minderwertigen Rumänen gegenüber vermögen die Siebenbürger Sachsen nicht Stand zu halten; sie werden unrettbar rumänisiert, wenn sie sich mit ihnen kreuzen. Da es seltener vorkommt, daß ein Romane sich mit einer Deutschen, als daß ein Deutscher sich mit einer Romanin verbindet, ist das romanische Element überall in der vorteilhafteren Lage. Dieser Umstand aber, daß die Germanen sich leichter zu fremden Rassen hingezogen fühlen, als diese zu ihnen, bedingt an und für sich die Widerstandsfähigkeit der letzteren, die Wandelbarkeit der ersteren. Es liegt in der Natur des Germanen, fremdes Wesen zu über-

ist es gelungen, von anderen Bahnen des Sympathikus, deren Funktionen genau untersucht werden konnten, nachzuweisen, daß sie sich bis ins Rückenmark und Gehirn hinein erstrecken, und dort der Reizung oder Lähmung auf dem Wege des Experiments zugänglich sind."

*) Bei der Kreuzung von slavischem Vater mit germanischer Mutter ist dies häufig der Fall; es ließen sich viele Beispiele hierfür anführen, ein besonders markantes einschlägiges ist Heinrich von Treitschke. Auch die polnischen Gesichtszüge des Dichters der „Ahnen" erscheinen als ein sprechender Beleg für unsere Behauptung. D. V.



schätzen und mit solcher Begierde anzunehmen, daß er darüber sich selbst verliert. So gaben die prächtigen, an Körper und Geist hochentwickelten Gothen, als sie mit den häßlichen, mißgestalteten, tiefstehenden Mongolen zusammenstießen, ihre Art zum Teil auf und zogen als „weiße Hunnen" mit jenen in das Donauthal; sie verlernten ihre Sprache und ihre Fürsten dienten dem Attila als Vasallen. Selbst einer solchen minderwertigen Rasse, wie den Hunnen, gegenüber vermochte somit das germanische Element sich nicht zu behaupten; es erscheint nicht genügend in sich gefestet, um auch nur den Mongolen Widerstand zu leisten. Die Germanen haben niemals Wert auf Rassenzucht und Rassenreinheit gelegt; sie haben sich allezeit unbedenklich mit jeder anderen Rasse eingelassen. Sie kennen nicht den Rassenstolz und die Rassenscheu anderer Völker, wie zum Beispiel der Juden. Sie sind in dieser Hinsicht die Antipoden der letzteren. Diesem Umstande verdanken es die Nachkommen der Hunnen und Magyaren, daß sie ihr Rassentum innerhalb einer germanischen, an Volkszahl und Kultur weit überlegenen Bevölkerung erhalten konnten: die Magyaren haben germanisches Blut die Fülle in sich aufgenommen und sind trotzdem Mongolen geblieben. Sie sind freilich auch nicht von der größeren slavischen Masse, welche sie umschließt, aufgesogen worden — zum Beweise, daß sie eine Zähigkeit des anthropologischen Elements, eine animalische Energie besitzen müssen, welche der der jüdischen Rasse gleichkommt.

Das Rassentum der Engländer und das sächsische Weib

Unter den germanischen Völkern nehmen die Engländer im Punkte der Rassenhaftigkeit eine Ausnahmestellung ein. Sie sind die einzigen Germanen, welche bei der Kreuzung mit fremden Rassen ihre Art durchsetzen. Zweifellos ist der Grund hierfür in ihrem energischer entwickelten, widerstandsfähigeren sympathischen System zu suchen. Das angelsächsische Weib ist es,



dem die Engländer ihre ausgeprägte Eigenart verdanken, die sich in jedem organischen und klimatischen Milieu behauptet. Daß sie ihren Five-o'clock-tea und ihre Church überall hin mitschleppen, ist ebenso sehr Beweis für die Zähigkeit ihres anthropologischen Elements, wie dies, daß sie unter allen Verhältnissen ihre Sprache und Denkart bewahren. Dieser Dauerbarkeit verdanken die Engländer ihre Weltmachtstellung, aber die vorteilhafte Naturanlage selbst, auf welche sich ihre Überlegenheit gründet, entstammt ihrer Haus- und Familienpolitik. In dem alten Wahrspruch des englischen Volkes „My home is my castle" liegt seine Größe wie im Keime angedeutet. Die Sachsen sind der einzige gemanische Stamm, der Rassenstolz und Rassenscheu besitzt und in Folge dessen auf Reinheit und Erhaltung seiner Art bedacht ist. In Westfalen herrscht noch heute die Sitte, daß der Bauernbursche, der in einen Hof hineinheiratet, seinen Namen ablegt und den des Hofes annimmt. Das will besagen: seine Individualität geht in der Familie auf, mit der er sich verbindet. Das will weiterhin besagen, daß bei diesem Stamm das Weib den Mann, nicht der Mann das Weib heiratet — daß das Weib als der gewichtigere, ausschlaggebende Theil betrachtet wird. Ein Mann, der in das Erbe seiner Frau eintritt, kann dieser und deren Verwandtschaft gegenüber niemals eine gebietende, selbstherrliche Stellung einnehmen: er wird stets als ein solcher betrachtet werden, der geheiratet worden ist, nicht als einer, der geheiratet hat. Dies untergeordnete Verhältnis bleibt ihm sein Leben lang fühlbar und spricht sich schon deutlich genug in dem Umstand aus, daß seine Kinder nicht nach seinem, sondern nach dem Stammnamen des mütterlichen Hofes benannt werden. Diesem Gebrauch scheint die uralte Sitte des „Mutterrechts" zum Grunde zu liegen, die sich noch bei manchen asiatischen Völkern findet, nach welchem der Mann bloß als Mittel zur Fortpflanzung betrachtet wird und seinem



Weibe sowie seinen eigenen Kindern gegenüber völlig rechtlos ist. Dies Mutterrecht ist freilich im Übrigen bei den Germanen nicht nachweisbar und soll von allen arischen Völkern überhaupt nur bei den Kelten vorgekommen sein. Gleichviel, wie dem sei — jedenfalls bietet der westfälische Brauch des Einheiratens in einen fremden Hof einen Anklang an dieses merkwürdige Rechtsverhältnis dar. Der Vorrang des weiblichen Elements scheint gemeinsächsisch gewesen zu sein. In England zeigt die Eheschließung verwandte Züge. Auch dort folgt nicht das Weib dem Manne, sondern der Mann dem Weibe in die Ehe. Die Engländerin hängt mit ebensolcher Zähigkeit an ihrer Familie wie an ihrer Church und ihrem Five-o'clock-tea; wem das spaßhaft vorkommen sollte, der erkunde, was ihr diese beiden letzteren Requisite bedeuten — sie bilden in den meisten Fällen ihren ganzen Lebensinhalt. Das patriarchalische Verhältnis in der jüdischen Familie, die unbedingte Pietät, welche die Kinder den Eltern entgegenbringen, hat ihr Gegenstück in der englischen, welche indessen mehr die Form eines matriarchalischen Verhältnisses angenommen hat. Im englischen öffentlichen Leben ist unbedingt der Mann, im englischen Hause ebenso unbedingt die Frau der ausschlaggebende Faktor. Der im Übrigen nicht gerade rücksichtsvolle und höfliche Engländer bringt der letzteren eine Rücksichtnahme und Verehrung entgegen, die nur noch im Lande der Galanterie, in Frankreich, ihresgleichen findet. Allein während diese Verehrung dort nur den vergänglichen körperlichen Reizen des Weibes, der Geliebten und Buhlerin gilt, ist sie in England aufrichtig gemeint: sie richtet sich an das Weib als Mutter, an die Stammhalterin des Geschlechts. Die englische Familie trägt den ausgeprägten Charakter eines Matriarchats; die Tochter gehorcht unbedingt dem Willen der Mutter, und der Mann, der sich ihr Gatte nennt, muß sich eben diesem Willen fügen, wenn er mit seiner Frau in

Frieden leben will: er muß sich ihrer Familie „akklimatisieren“. Das alttestamentliche Wort, daß das Weib Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhangen solle, hat nirgends so wenig Bedeutung erlangt, wie in England, denn dort stand ihm das althergebrachte Familienrecht entgegen: zum Beweise, daß die Völker sich die Religionen nach ihrer angeborenen Art zurecht machen, indem sie das herausnehmen, was sie brauchen, und Alles abstoßen, was dieser zuwider ist. Ein Weib, das mit seiner Familie bricht, wird in England von der guten Gesellschaft geächtet, und der Mann, über den ein Weib das Interdikt ausgesprochen hat, findet alle Thüren verschlossen. In solchem Grade wird das englische Leben von dem Weib als Gattin und Mutter beherrscht. Lord Byron, dem dieses matriarchalische Pietätsverhältnis fremd und unverständlich war, hat ein solches weibliches Interdikt schwer zu fühlen bekommen: von dem Tage an, da ihn die Anna Isabella Milbanke in den Bann that, war dieser bis dahin vergötterte Dichter in England ein toter Mann.*) Ein Weib richtet dort immer im Namen aller seiner Geschlechtsgenossinnen — im Namen der ganzen sogenannten guten Gesellschaft; das Solidaritätsgefühl, welches dem englischen Volke überhaupt tief eingewurzelt ist, offenbart sich in solchem Falle in grandioser, wenn auch nicht gerade erfreulicher Weise.

Die Stellung des Weibes bei den Kulturvölkern und ihre Folgen

Das Weib ist das stabile — konservative — der Mann das bewegliche — liberale — Element innerhalb einer jeden Rasse. Dieser

*) Wir haben an anderer Stelle (Das Keltentum in der europäischen Blutmischung. Eugen Diederichs, Leipzig. p. 69) die Ansicht ausgesprochen, daß der Verdammung Byrons Rasseninstinkte zum Grunde gelegen hätten. Wir möchten diese Ansicht jetzt dahin berichtigen, daß wohl beides, der Rassenunterschied und das Matriarchat, zusammengewirkt haben, doch so, daß das letztere der schwerer wiegende Faktor war. D. V.

läßt sich, und kann sich unbedenklich mit jedem Weibe einlassen, das ihm gefällt und seine Natur anspricht; er trägt den Samen seiner Rasse in die Weite, er pflanzt ihn in fremden Nährboden, er ist das Agens der Rassenmischung. Das Weib ist von Natur wählerischer; es prüft mit den scharfen Augen seiner Instinkte jeden Mann, bevor es sich mit ihm einläßt, weil es die Folgen einer solchen Verbindung am eigenen Leibe zu verspüren hat. Ein Volk, in welchem das Weibwesen den Vorrang genießt, in dem es durch die Rücksichtnahme und Verehrung, die man ihm zollt, herrscht, ist ein wählerisches Volk; sein Familienleben ist ein gesundes, sein Hauswesen ein gefestetes, und sein öffentliches Leben ist nur ein erweitertes Familienleben, seine Politik nur eine erweiterte Familienpolitik. Ein solches Volk treibt Rassenzuchtwahl, denn die Instinkte des Weibwesens, welche unbewußt und unmerklich sein ganzes Thun und Lassen lenken, sind stets auf Erhaltung und Verbesserung der Rasse gerichtet; es findet einen mächtigen Rückhalt, eine unerschöpfliche Lebens- und Kraftquelle an seinem heimischen Herd, und jedes Volk, das einen solchen Rückhalt fand, ist noch ein starkes gewesen, eines, das sich zu einer gewissen Herrschaft über andere Völker emporschwang. Von der Stellung, die das Weib in einer Rasse einnimmt, hängt deren Glück und Geschick ab — die Macht oder Ohnmacht des Weibwesens entscheidet, ob eine Rasse zu einer bleibenden, Kultur und Leben spendenden Kraftquelle wird, oder nur als flüchtige, kometenartige Erscheinung in der Weltgeschichte vorüberzieht. Fragen wir, warum die großartig angelegten Kulturreiche der Assyrer und Babylonier so schnell und so spurlos zu Grunde gegangen sind, so kann uns nur die eine Antwort werden: weil das Weib bei diesen Völkern eine unwürdige Stellung einnahm, weil sie keine Familienzucht kannten, vielmehr jedes Weib geradezu gesetzlich verpflichtet war, sich zur Verherrlichung der Göttin Aschera dem ersten besten Fremd-



ling preiszugeben; und fragen wir andererseits, wieso die Ägypter, die der gleichen Zeit- und Kulturperiode wie die Assyrer und Babylonier angehörten, ein so dauerbares, langlebiges Kulturvolk werden konnten, dann zeigt uns die Geschichte, daß sie in keuscher Einehe lebten, daß das Weib bei ihnen die geachtete, gleichberechtigte Genossin des Mannes war. Die Hellenen waren ein starkes, sieghaftes Volk, so lange das Verhältnis der Geschlechter zu einander ein solches blieb, wie es aus der Ilias und Odyssee uns engegentritt; sie versanken in Ohnmacht und Entartung, als das Weib nach orientalischem Muster in das Haus eingeschlossen und jedes Einflusses auf das Mannwesen beraubt wurde. Die Mongolen und Tataren haben unermeßliche Reiche gegründet, die aber ebenso schnell wieder vom Erdboden verschwunden sind, wie sie entstanden, und keine Kulturen, keine bleibenden Wirkungen hinterlassen haben — aus dem einfachen Grunde, weil bei diesen Völkern das Weib mißachtet war und nur als Mittel zur Fortpflanzung galt. Die Chinesen wiederum nehmen eine Ausnahmestellung in der gelben Rasse ein, weil ihre Frauen, trotz der unwürdigen, rechtlosen Lage, in welcher sie sich befinden, dennoch einen gewissen Einfluß auf das Mannwesen auszuüben vermögen, nämlich, nicht zwar als Gattinnen, aber als Mütter; der Chinese bringt seiner Mutter eine außerordentliche Verehrung entgegen — eine Kaiserin-Mutter kann, wie wir aus den jüngsten Ereignissen im himmlischen Reiche ersehen, sogar zur Alleinherrscherin desselben emporsteigen. Dieses matriarchalische Pietätsverhältnis hat nun freilich nicht die Kultur der Chinesen heraufbeschworen, allein es hat diese zur Kulturerzeugung tüchtig gemacht, in so fern als jede bleibende Kultur sich nur auf gefesteten Familienbeziehungen aufbaut; und kein Staat wurzelt in solchem Maße in der Familie, wie der chinesische. „Die chinesische Familie", sagt Friedrich Müller, „ist ein Staat im Kleinen mit dem Familienvater an der Spitze — — —



der chinesische Staat eine Familie im Großen mit dem Kaiser an der Spitze".*) Bei den Arabern der vormuhammedanischen Zeit nahm das Weib eine bevorzugte Stellung ein, wie nur bei den arischen Völkern und wurde als Geliebte mit einer Leidenschaft umworben und von den Dichtern besungen, die nur in der Blüthezeit der provenzalischen Dichtkunst und des deutschen Minnesangs ihres Gleichen hat. Die Araber waren sieghaft, so lange das Weib in ihrem Familien- und Gesellschaftsleben sich geltend machen konnte; ihre Reiche zerfielen, nachdem es, vom Muhammedanismus in den Harem eingesperrt, zur Sklavin der männlichen Lüste herabgewürdigt worden war. Das römische Reich, sagt man, sei an den Latifundien zu Grunde gegangen. Zweifellos. Allein die Latifundien hätten nicht entstehen können, wenn die altrömische Einfachheit nicht zerstört worden wäre, die in der häuslichen Zucht und in dem geordneten, harmonischen Familienleben begründet war. Die Römerin der alten Zeit war die gleichgeachtete Lebensgefährtin und Beraterin ihres Mannes; in Rom geschah es zum ersten Mal, seitdem die Menschheit in die Geschichte eingetreten, daß das Weib als „Frau" zur Geltung kam und als „Hausfrau" in allen Angelegenheiten der Familie tonangebend wurde. Das römische Reich hat sich auf dem solchermaßen geordneten und festgegründeten römischen Hauswesen aufgebaut, und es ist an der Zerstörung desselben, an der Auflösung der Familienzucht wieder zu Grunde gegangen. Die Hausfrau, das starke Weibwesen, das dem Römer zur Seite stand, hat diesem die bewundernswerte, erstaunliche Ausdauer und Kraft verliehen, sich die Welt unterthan zu machen; ohne einen solchen Rückhalt am heimischen Herde wäre das Sieghafte des römischen Wesens, wäre die Entstehung des römischen Reiches unerklärlich. Auf dem römischen Weibwesen hat sich Rom aufgebaut, das römische Weib ist das Fundament zu dem römischen Welt-

*) Allgemeine Ethnographie. II, 392.



reich geworden. Dieser Satz mag parador klingen; allein wir werden in der Folge die schon ausgesprochenen Thatsachen noch eingehender begründen, daß das Glück und Geschick eines jeden Volkes von der Stellung abhängt, welche das Weib bei ihm einnimmt.

Die Bedeutung des Weibes für die englische und die französische Kultur

Wir wollen an dieser Stelle vorläufig nur noch einen kurzen Blick auf die modernen Kulturstaaten werfen. Wir erkannten, welche bedeutungsvolle Rolle die Frau in der englischen Familie und Gesellschaft spielt; sie hat, gleich der Römerin, der nachhaltigen, erfolgreichen Politik ihres Volkes zum Rückhalt gedient. Ohne die kraftvolle energische Engländerin wäre die englische Weltherrschaft so undenkbar, so unerklärlich wie die römische ohne die Römerin. Die englische Macht ist auf das und in dem Hauswesen der Engländer begründet und mit diesem wird sie wieder aus der Welt verschwinden. Die Anzeichen für den letzteren Fall sind vorhanden, die Bedingungen für Englands „Fall" gegeben. Die Familienzucht beginnt sich zu lösen; die Trunksucht grassirt unter den englischen Frauen der höheren Stände in erschreckender Weise — ihre Ausschweifungen erinnern nahezu schon an die der römischen Damen in der Kaiserzeit. Schon findet das britische Weltreich an der östlichsten Grenze seine „Parther," die seiner Macht ein Ziel setzen; schon hätte es an der entgegengesetzten Grenze beinahe seine „Germanen" gefunden, die ihm Niederlage auf Niederlage beibrachten und seine Weltmachtstellung bis ins Fundament zu erschüttern drohten. Doch genug der historischen Vergleiche. Frankreich verdankt seine Größe unter Ludwig XIV. und Napoleon I. der Elastizität und dem Elan seines Weibwesens zum überwiegenden Teile mit. Was das Weib über den Franzosen vermag, dafür ist folgende kleine Erzählung von Guy de Maupassant*)

*) Les idées du colonel.



charakteristisch. Ein alter Oberst erinnert sich einer Anekdote aus dem siebziger Kriege, die beweist, daß der Franzose das Unmögliche möglich macht, wenn es sich um ein Weib handelt. Er war damals Hauptmann und befehligte eine Abteilung, welche in einer von den Preußen besetzten Gegend zurückging. Man war umzingelt, verfolgt, von Hunger und Anstrengung gänzlich erschöpft. Vor dem nächsten Tage mußte noch Bar-sur-Tain erreicht werden, wenn man nicht abgeschnitten und niedergemacht sein wollte. Zwölf Wegstunden während der Nacht bei Schneegestöber durch schneetiefe Wege lagen vor der Truppe. Seit dem Vorabend hatte man nichts genossen. Den Tag brachte sie halberstarrt in einer Scheune zu. Als es um fünf Uhr dunkel wurde, ermunterte der Hauptmann seine Leute, von denen viele sich kaum noch bewegen konnten. Er mußte sie mit dem Revolver bedrohen, um sie in Marsch zu bringen. Öfters mußte Halt gemacht werden, da viele nicht weiter konnten. Und der Schnee fiel unausgesetzt in dicken Flocken. Plötzlich erspäht eine vorausgeschickte Patrouille im Gebüsch einen alten Mann mit seiner jungen schönen Tochter, Bürgersleute, die auf der Flucht im Schnee stecken geblieben waren. Die ganze Truppe ist beim Anblick der Hilflosigkeit des jungen Mädchens wie elektrisiert, Leute, die sich bisher selbst kaum aufrecht halten konnten, zimmern eine Tragbare, auf der sie das zarte frosterstarrte Geschöpf mit ihren Mänteln zudecken und die ganze Nacht hindurch tragen, bis sie beim Morgengrauen frisch und munter an den französischen Linien anlangen, als hätten sie nur einen harmlosen Spaziergang hinter sich.

Diese kleine Geschichte erschien uns bedeutsam genug, um sie in diesen Zusammenhang einzuflechten. Der Franzose steht auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit, wenn es sich um ein Weib handelt. Die glänzende Machtentfaltung dieser Nation war in so hohem Grade wie bei keinem anderen Volke jederzeit durch das Weibwesen bedingt — freilich auch



die Flüchtigkeit ihrer Machtentfaltung, ihr kometenartiges Erscheinen und Verblassen in der Weltgeschichte. Den Franzosen fehlt der Rückhalt an einer gediegenen Häuslichkeit, an einem seelischen Familienverhältniß, den jedes Volk haben muß, das eine dauernde, nachhaltige Machtstellung in der Geschichte einnehmen will. Das Leben mit Hetären macht geistreich, elegant, formgewandt, gesellschaftlich überlegen. Auch mag es — wie wir an den Parisern und Athenern bemerken — der Kunst und aller Feingeistigkeit förderlicher sein, als ein von der Sorge für die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse vorwiegend in Anspruch genommenes Familienleben. Einem Familienvater, der auf das Wohl der Seinigen bedacht ist, fehlt die Muße, seinen äußeren und inneren Menschen in höherem Sinne zu kultivieren. Er wird die formgeistige Überlegenheit der weltmännisch Gebildeten allezeit über sich ergehen lassen müssen; allein wenn es sich um die Machtfrage handelt, wird er immer der stärkere sein. Er weiß, wofür er lebt und kämpft; er hat an Haus und Hof einen starken Rückhalt. Das geistreiche Wesen, die blendende Erscheinung verleiht wohl Elan, wie ihn die Franzosen zu allen Zeiten besessen haben, aber der endliche Sieg verbleibt immer der zähen Kraft, die für einen Lebensinhalt kämpft. Dies der Grund, warum die Franzosen wohl zeitweilig siegen, aber niemals dauernd herrschen konnten — und ihre glänzenden Siege wie ihre tiefen Niederlagen haben sie in gleichem Maße ihrem Weibwesen zu verdanken, welches ihnen großartigen Elan, aber nicht den heimischen Rückhalt gab, auf dem allein sich bleibender Besitz aufbaut. So haben sie alle europäischen Staaten erschüttert, vermochten aber doch niemals ihren eigenen Staat dauernd über seine natürlichen Grenzen auszudehnen; sie haben alle Meere befahren und in Afrika, Amerika und Asien mächtige Kolonien gegründet, aber sie konnten sich nicht zu einer weltbeherrschenden Macht erheben.

Das germanische Weib und seine Bedeutung

Wenn die alten Germanen in die Schlacht zogen, pflegten ihre Frauen auf der Wagenburg zu stehen, das Schwert in der Hand, bereit, ihre Kinder und sich selbst zu töten, sofern der Sieg den Feinden verbleiben sollte. Bevor sie aber zu dieser letzten verzweifelten That schritten, versuchten sie die fliehenden Männer mit ihren Schwertern noch ein Mal in die Schlachtordnung zurückzutreiben, und es gelang ihrer Energie nicht selten, das Schlachtenschicksal auf solche Weise im letzten Augenblick zu Gunsten ihres Stammes zu wenden.

Dieser Zug altgermanischen Lebens, den uns die römischen Schriftsteller überliefert haben, ist von symptomatischer Bedeutung für das Verhältnis der Geschlechter im Germanentum. Wo immer die Germanen sieghaft waren, haben sie es zur Hälfte — und zwar zur größeren Hälfte — ihren Frauen zu verdanken, die hinter ihnen standen und die Verzagenden von Neuem in den Kampf trieben. Das germanische Weib war energischer, entschlossener, widerstandsfähiger, dämonischer als der germanische Mann. Dieser ist, wenn vom Furor teutonicus beseelt, der thatenlustigste, kampfesfroheste Krieger; aber er verfällt leicht in träumerische Apathie, wenn der Furor verrauscht ist oder seinem Unternehmen kein glückverheißender Ausgang winkt. Die nachhaltige, zähe „altrömische“ Widerstandskraft ist ihm von Natur nicht eigen. Vor eine verzweifelte That gestellt, wird er zum „Gelimer“ oder „Hamlet“. Er bedarf eines dauerbaren, widerstandsfähigen Weibwesens in hohem Grade zu seiner natürlichen Ergänzung.

Die Harmonie der Geschlechter im Germanentum ist eigentümlicher Art. Der Mann hat etwas Weibliches (wohl zu unterscheiden von „Weibisches“), Gefühlsmäßiges, Empfindsames, das Weib etwas Männliches, Entschlossenes, Durchgreifendes an sich. Dieser seiner Naturanlage gemäß

mußte sich das germanische Weib in hervorragender Weise zur Gehilfin des Mannes berufen fühlen, und es ist, als das erste seines Geschlechts und zum ersten Mal in der Geschichte, als Mitarbeiterin und Schöpferin einer Kultur thätig hervorgetreten. Wir fanden, daß im alten Rom das Weib zum ersten Mal als „Frau" zur Geltung kam und als „Hausfrau" in allen Angelegenheiten der Familie tonangebend wurde. In der römischen Kultur war ein Platz für das Weib vorgesehen, während es in den Kulturen der asiatischen Völker und derjenigen, die, wie die Griechen, an jenen abgefärbt hatten, gleich dem Dichter in der „Teilung der Erde" gewissermaßen vergessen worden ist. Die asiatischen Kulturen sind reine Schöpfungen des Mannes und ausschließlich für das Mannwesen berechnet und zugeschnitten. Es ist kein Raum in ihnen für das andere Geschlecht gelassen, für eine menschenwürdige Stellung desselben. Je weiter wir uns nach Westen wenden, desto mehr tritt der Einfluß auf die und der Anteil des Weibes an der Kultur hervor, eine um so bedeutsamere Rolle spielt dieses in der Entwickelung der betreffenden Völker. Bei Griechen und Römern war das Weib Priesterin, Wahrsagerin, Hetäre; bei den Kelten war es die Herrin, für welche der Ritter auf Abenteuer auszog, die „Geliebte", welche er sich verdienen mußte; bei den Germanen tritt es zum ersten Mal als Herrscherin auf und greift in die öffentlichen Angelegenheiten ein. Sein Wirkungskreis, der bei den Römern noch auf das Hauswesen beschränkt war, erstreckt sich bei den Kelten und Germanen auf das ganze gesellschaftliche und öffentliche Leben — das Weibwesen durchdringt bei diesen *modernen* Völkern die ganze Kultur, schaffend, gestaltend, bildend, tonangebend. Wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir behaupten, daß das Weib den Löwenanteil an der Kultur der germanischen Völker hat. Ohne seinen überwiegenden Einfluß und Anteil wäre diese so undenkbar und



unerklärlich, wie der Rieſenbau des römiſchen Weltreichs ohne das altrömiſche Hausweſen. Gleich dem Kelten brachte auch der Germane dem Weibe eine Verehrung und Ergebenheit entgegen, die kein anderes Volk, ſelbſt ariſcher Raſſe, kannte. Aber die Verehrung des Kelten war ſinnlicher Natur, die des Germanen geiſtiger; der erſtere verehrte im Weibe nur das andere Geſchlecht, der letztere ein höheres Weſen. Aus dieſer Stellung des germaniſchen Weibes als „treibenden Elementes" im Stammes- und Volkstum hat ſich ſpäter der ritterliche Frauendienſt des Mittelalters entwickelt. Der Germane hat zu allen Zeiten unter einem gewiſſen Einfluß des Weibweſens geſtanden, für das er in der Minnezeit auf Abenteuer auszog, um welches ſich in der Wertherzeit ſeine ganze Kunſt und Dichtung bewegte und das auch in der „Moderne" noch im Mittelpunkt des Sinnens und Denkens ſteht. Dieſer Einfluß des germaniſchen Weibes, als der Hüterin der „zühte" und „mâze" und Herrſcherin im geſelligen Leben, wie Walther von der Vogelweide es uns zeigt, iſt wohl zu unterſcheiden von der keltiſch-franzöſiſchen Unterrockspolitik. In der letzteren herrſcht das Weib nur als anderes Geſchlechtsweſen, durch den primären Geſchlechtsunterſchied; der erſtere hingegen beruht auf dem ſekundären Geſchlechtsunterſchied, auf dem Herz und Gemüt der Germanin, die auch heute noch — ſo paradox dies im Zeitalter der „Moderne" klingen mag — „himmliſche Roſen ins irdiſche Leben" flicht und „wachſam das ewige Feuer ſchöner Gefühle mit heiliger Hand" nährt.

Das treibende Element der germaniſchen Völkerwanderung

Es muß freilich eine offene Frage bleiben, ob das im Vorigen gezeichnete altgermaniſche Schlachtenbild, in welchem das Weib als „treibendes Element" erſcheint, als typiſch für die früheſte Geſchichte der Germanen, nämlich der Bewegungen der Stämme, die wir unter dem Namen „Völkerwanderung" be-

greifen, gelten kann. Als die Ursachen der letzteren werden in der Regel Übervölkerung und Nahrungsmangel angegeben. Ein Volk verläßt nur gezwungen seine Wohnsitze, zumal ein seßhaftes, wie die Germanen, die bereits mit ihrem Grund und Boden heimatlich verwachsen waren, als sie in die Geschichte eintraten. Ein solches Volk muß in eine außerordentliche Zwangslage gerathen, wenn es sich entschließen soll, seine heimischen Sitze zu verlassen. Zwar sind fast von allen Rassen Wanderungen ausgegangen und Kolonieen unter fremden Stämmen gegründet worden, so von Hamiten, Semiten, Griechen, Römern; allein daß eine Rasse derart in Bewegung kam, daß sie einen ganzen Erdteil überflutete, wird, soweit die geschichtliche Kunde reicht, nur noch von den Mongolen berichtet. Die Auszüge der älteren Völker waren mehr oder weniger Handelsexpeditionen oder militärische Demonstrationen; sie verfolgten gewisse ethnologische Zwecke. Den Germanenzügen hingegen lag — sofern man ihnen eine immanente Absicht zuschreiben darf — sozusagen ein anthropologischer Zweck zum Grunde: diese waren nicht Expeditionen, sondern Wanderungen im eigentlichen Sinne des Worts, in so fern als die ganzen Stämme mit Weib und Kind auszogen, um sich auf neuem Grund und Boden mitten unter fremdem Volke anzusiedeln. Die Phönizier und Griechen schickten Expeditionen zu fremden Völkern, um Anknüpfungspunkte für kulturelle Zwecke zu gewinnen, um Faktoreien zu gründen, Tauschverkehr zu pflegen, die barbarischen Stämme für ihre Kultur zu gewinnen und allmählich zu unterwerfen. Den Germanen lag, ihrer niedrigen Kulturstufe gemäß, derartiges damals natürlich fern. Aber auch mit den Kriegszügen der Römer lassen sich die Germanenzüge nicht vergleichen; jene waren rein militärische Unternehmungen, auf Veranlassung der Volksleitung von der bewaffneten Macht ausgeführt. Die Germanenstämme wurden weder von einem Senat noch von einem Fürsten ausgeschickt, sie setzten sich aus



eigenem Antrieb in Bewegung, als Ganzes, mit Kind und Kegel, mit Hab und Gut. Die Sorge für die Familie war im letzten Grunde die Veranlassung, daß man die heimischen Sitze aufgab, der Mangel an genügender oder die Hoffnung auf reichlichere Nahrung für Weib und Kind, die Zwangslage, welche zu diesem äußersten Schritt nötigte. Das Weib als Träger des „Rassenhaften" war das treibende Element. Eine solche Stammeswanderung ist als die Verpflanzung einer anthropologischen Einheit, eines lebendigen Organismus aus einem Nährboden in den anderen zu betrachten. Ein Volk der alten Zeit, das Handels- und Militärexpeditionen ausschickte, gleicht einem Baume, der Samenkörner ausstreut, es Wind und Wellen überlassend, diese wohin immer zu führen; ein Germanenzug hingegen ist wie ein mit allen Wurzeln und Fasern aus dem Erdreich gelöstes und fortgeführtes Gewächs, das nicht überall, wo der Zufall es hinträgt, haften kann, sondern von Neuem in einem geeigneten Grunde Wurzel schlagen muß. Ein Mann macht leicht auch in einem fremden Volke sein Glück; er kann sich auf seine beiden starken Arme verlassen, er trägt keinen „Ballast" an sich; ein Weib bedarf umständlicherer Lebensbedingungen und Fürsorge. Ein ganzer Stamm, der mit Weib und Kind auszieht, wird sich demzufolge ganz anders verhalten, wie die waffenfähige Mannschaft eines Volkes, die bloß auf Abenteuer ausgeht. Bei jenem ist das Weib der vor Allem Berücksichtigung erfordernde, ins Gewicht fallende Teil, nach dem sich die Bewegungen der Truppe richten müssen, der ihre Bewegungsfreiheit einschränkt, der sie in letzter Hinsicht lenkt und leitet.

Sollte es danach so ungereimt sein, das Weib für das treibende Element in der Bewegung der Germanenstämme — der sogenannten Völkerwanderung — zu halten, da diese sich so wesentlich von allen übrigen bekannten Völkerbewegungen unterscheidet? Die Germanenzüge der Völker-

3*



wanderung waren nicht ursprünglich durch Kriegslust veranlaßt, sie waren nicht Raubzüge, wenn sie auch später in solche ausarteten. Das lehrt einer der ersten dieser Züge schon, der der Westgothen unter Fridigern und Alavius, welche, von den Hunnen bedrängt, im Jahre 376 den oströmischen Kaiser Valens um die Erlaubnis baten, über die Donau setzen und sich in Thrakien ansiedeln zu dürfen. In einer Stärke von 200 000 bewaffneten Männern betraten diese hierauf friedfertig den Boden des oströmischen Reichs. Ein Volk, das, im Besitze einer solchen Macht, „bittet“, anstatt einfach zu fordern, und sich in dem neuen Lande dann noch von den kaiserlichen Beamten betrügen und tyrannisieren läßt, bis es, vom Hunger zur Verzweiflung getrieben, endlich, nach einer geradezu unerklärlichen Geduldsprobe, über seine Peiniger herfällt und sie zu Paaren treibt, alles Land weit in das Reich hinein verwüstend — ein solches Volk kann von keinen anderen Motiven bewegt worden sein, als von der Sorge um die Familie, um Weib und Kind, in einem solchen Volke muß das Weibwesen, das familiäre, sympathische, zentripetale Element überwogen haben. Es war nicht der „Wille zur Macht“, zur Herrschaft und Eroberung, der Drang nach Sieg und Beute, was die Germanen aus ihrem Stammlande trieb. Sie suchten „neue Sitze“, in denen sie friedfertig ein Land bebauen konnten, das ihre Kopfzahl ernährte. Erst die Mißgunst und Feindseligkeit der Völkerschaften, mit denen sie zusammenstießen, entfachte ihre Kampfeslust, gestaltete ihre Züge zu Raubzügen und gewöhnte sie in der Folge an Raub und Verwüstung. In ihrem ursprünglich friedfertigen, fast demütig bittenden Verhalten unterscheiden sich die ausziehenden Germanenstämme, wie gesagt, von allen anderen Rassen und Völkerschaften, die ihre Wohnsitze verlassen oder über die alten Grenzen ausgedehnt haben. Die Inder drangen erobernd in das Indus- und Gangesthal, die Perser in Meso-

potamien ein, die Römer eroberten und unterwarfen sich die gesamte alte Welt. Der ursprüngliche Mangel solcher Eroberungslust bei den „kriegerischen" und „kampfeswütigen" Germanen ist bezeichnend für deren Naturveranlagung und bildet das Äquivalent zu dem sie nicht minder charakterisierenden Wagemut und der Tollkühnheit, welche einzelne Stämme bis nach Spanien und Afrika sich durchschlagen und unter den heterogensten Volkselementen sich behaupten ließen. In diesen Gegensätzen liegen die Keime verborgen, aus denen später der Idealismus hervorwuchs — die Verbindung von Friedfertigkeit und Wagemut auf dem Gebiete des seelisch-geistigen Lebens —, der in dem Volk der Denker und Dichter seine Erzeuger und Verfechter fand.

Der Einfluß des Weibwesens in der Geschichte der germanischen Völker

Auf Grund der bisherigen Ausführungen wagen wir es nunmehr — mag man nun, freundlich gesinnt, dies Unterfangen besagtem „germanischen Wagemut" oder „gothisch-vandalischer Tollkühnheit" zuschreiben, von denen auch wir zu unserer Freude uns noch beseelt fühlen, oder, unfreundlich gesinnt, uns in diesem Punkte der Unwissenschaftlichkeit zeihen: wir wagen es trotzalledem, zu behaupten, daß allen Bewegungen und Lebensregungen in der Geschichte der germanischen Völker — gleichviel ob politischer oder geistiger, ob religiöser oder künstlerischer Natur — dieselben Motive zum Grunde lagen, welche in der Völkerwanderungszeit die altgermanischen Stämme in Bewegung brachten: nämlich die Rücksicht auf das schwächere Geschlecht, das sympathische Moment, der vorwiegende Einfluß des Weibwesens. Eine Kunst und Dichtung ohne dieses ist undenkbar, das Weibwesen giebt beiden erst Leben und Inhalt, es ist der Mittelpunkt, um den alle Kunst und Dichtung sich bewegt. Auch die Religion findet im Weibe ihr dankbarstes, empfänglichstes Publikum. Wie die Hüterin des heimischen Herds, war die Germanin

auch die Hüterin der Familien- und Stammesheiligtümer, der häuslichen und religiösen Sitte gegenüber dem nach Freiheit, nach Veränderung und Freizügigkeit strebenden Mann. Alle diese Lebensgebiete stehen unleugbar unter dem unmittelbaren, überwiegenden Einfluß des Weibwesens, das, als anthropologisches, rassenhaftes Element, zäh an allem Überlieferten festhält. Schwerer zu erkennen und zu beweisen ist unsere Behauptung, daß auch die großen politischen Bewegungen und Umwälzungen in der europäischen Geschichte, soweit sie von Germanen gemacht worden, unter dem Einfluß des Weibwesens gestanden haben und im tiefsten Grunde von ihm ausgegangen sind.

Das Weib und die Kreuzzüge

Die mächtigste Völkerbewegung nach der Völkerwanderung waren die Kreuzzüge. Religiöse Motive sollen die Ursache dieser Rückströmung der Europäer nach dem Orient gewesen sein, nach jener durch die christliche Kirche geheiligten Stätte, „wo Verbrechen und Gewissensangst ihre würdigste Büßung, die Kraft ihren Widerstand, der Mut den Schauplatz zu Thaten, die Habsucht Gold, der Ehrgeiz Kronen, die Phantasie große überschwängliche Bilder, der Glaube alles Heilige, alles Göttliche fand." In diesen Worten ist schon zum Ausdruck gebracht, daß die religiösen Motive nicht die einzigen Triebkräfte waren; allein neben diesen kommen nicht nur die menschlichen Leidenschaften, die Habgier und der Ehrgeiz, in Betracht. Wenn nicht noch ein Anderes mitgesprochen hätte, würden diese sonderbaren Eroberungszüge nimmer zu Stande gekommen sein oder wenigstens nicht den Umfang angenommen haben, der uns in Erstaunen setzt. Dieses „Andere" war das Rittertum und der Frauendienst, welche den Lebensinhalt der vornehmen Stände des Mittelalters ausmachten und dem Zeitgeist die Richtung gaben. Ohne die ritterliche Abenteuerlust, welche in den Minnedienst verschlungen war, ohne die Lebensimpulse, welche sich aus dieser Romantik er-



gaben, hätte die Kirche trotz all ihrer Macht und ihrer unerschöpflichen Hilfsmittel doch niemals einen Kreuzzug zu Wege gebracht.

Es ist bezeichnend, daß die ritterlichen, abenteuerlustigen Keltoromanen den Anstoß zu der ganzen Kreuzzugsbewegung gegeben. Das Rittertum und den Frauendienst haben die Germanen von den Kelten übernommen. Die Germanen kannten beides in ihrer ursprünglichen Lebensordnung nicht. In der Klanverfassung der Kelten (Gallier), sagt Theodor Mommsen, war zu Cäsars Zeit das Rittertum die ausschlaggebende Macht. „Sie entwickelten bei sich das Gefolgswesen, das heißt, das Vorrecht des Adels, sich mit einer Anzahl gelöhnter reisiger Knechte, sogenannter Ambakten zu umgeben und damit einen Staat im Staate zu bilden." *) Der ritterliche Frauendienst tritt uns schon aus den uralten keltischen Sagen entgegen, in denen der Held sich die Zuneigung seiner Dame durch das siegreiche Bestehen gefährlicher Abenteuer, die sie ihm aufträgt, verdienen muß. Aus der Verbindung eines solchen Rittertums mit der germanischen Ehrfurcht vor dem Weibe hat sich der mittelalterliche Minnedienst herausgebildet, wobei die Germanen das seelische Moment in die keltische Lebensform hineintrugen. In diesem Minnedienst und seinem Äquivalent, der Abenteuerlust, ist die wahre letzte Triebfeder der Kreuzzüge zu suchen: die Kirche gab dem ritterlichen Wesen nur eine höhere Wendung, sie machte es ihren geistlichen Zwecken dienstbar. Wie der Keltoromane, oder besser, der keltoromanisierte Franke, und nach seinem Vorbild der deutsche Ritter, bisher unter den Augen seiner Dame im Turnier gekämpft und mit ihrem Abzeichen am Helme auf weltliche Abenteuer ausgeritten war, so zog er nun in ihrem Auftrag auf geistliche Abenteuer nach dem heiligen Lande. Was Wunder, daß es ihn mit solcher Macht dorthin zog, daß die Kreuzzugsbewegung mit beispielloser


*) Römische Geschichte. Buch V, Kap. VII.

Gewalt alle Rittergemüter ergriff! Hatte man ſich doch den Himmel und die Geliebte verdient, wenn man die Heiden beſiegt, am Grabe des Erlöſers gebetet und heil und geſund wieder heimgekehrt war. Das weibliche Element, eine feine, verklärte Sinnlichkeit, gab dieſer geiſtlichen Bewegung erſt den rechten Schwung und idealen Zug. Daß bei den Kreuzfahrten zuweilen ein Ritter mit einem anderen Weibe aus dem heiligen Lande zurückkam, als für welches er ausgezogen war, that weder ſeiner „Heiligung" noch ſeiner „Liebe" Eintrag — der Papſt gab ſeinen Segen dazu. Sinnesfrohe Menſchen, wie die mittelalterlichen waren, ſind nur durch ſinnliche Lockungen in Bewegung zu bringen. Das kräftigſte, nachhaltigſte Reizmittel aber für den Mann — zumal den romantiſch begeiſterten, myſtiſch bewegten — iſt das Weib. In dieſem Sinne dürfen wir wohl ſagen, daß das Weibweſen, als der Träger des ſympathiſchen Elements, des für das religiös-myſtiſche Weſen empfänglichſten und das Mannweſen berückenden, die verborgene treibende Kraft der Kreuzzüge war.

Die matriarchaliſche Geſchichtsauffaſſung

In allen modernen Künſten und Wiſſenſchaften machen ſich zwei Schulen bemerkbar, die, als klaſſiſche und naturaliſtiſche, als idealwiſſenſchaftliche und realwiſſenſchaftliche einander gegenüber ſtehen und das Recht aufs Daſein ſtreitig machen. In der Geſchichtswiſſenſchaft wird die letztere Schule als die der „materialiſtiſchen Geſchichtsauffaſſung" bezeichnet, zu welcher Thomas Buckle mit ſeiner History of civilization in England den Anſtoß gab. Hatte die klaſſiſche Schule bisher der Meinung gehuldigt, daß die Heroen und Dynaſten, daß das Herrenmenſchentum im Leben der Völker ausſchlaggebend und die Geſchichte demzufolge von den hervorragenden Perſönlichkeiten gewiſſermaßen „gemacht" worden ſei, ſo lehrte die neue — materialiſtiſche — Schule nunmehr, daß alle Geſchehniſſe durch die äußeren



Verhältnisse, durch das „Milieu“ bedingt würden und daß der geniale Mensch nur der Träger und Vollstrecker des Volkswillens und der Masseninstinkte sei.

Gleichviel, welche dieser beiden Schulen das Recht auf ihrer Seite hat, jedenfalls haben beide nur immer betont, daß der Mann, oder das Mannwesen, die Geschicke der Völker gestaltet habe; es ist von keiner jemals untersucht worden, welcher Anteil dem Weib, oder dem Weibwesen, an der geschichtlichen Entwickelung zukommt, in welchem Grade dieses an der Lebensgestaltung der Völker mitgewirkt hat. Nicht freilich das Weib als Herrscherin, Fürstin, oder als Hetäre, Maitresse, sondern einfach als Weibwesen, nämlich durch seine lautlose, unscheinbare, verborgene Wirksamkeit, durch sein bloßes Sein und Leben. Man könnte diese — wenn der Ausdruck erlaubt ist — „dritte Schule“ als die der matriarchalischen Geschichtsauffassung bezeichnen, insofern das Weib darin vorzüglich als die natürliche Ergänzung des Mannes in Betracht kommt. Wir sind nun weit davon entfernt, die vielen „Schulen“, die es schon giebt, etwa noch um eine vermehren zu wollen; da wir uns weder zur klassischen noch zur materialistischen Geschichtsauffassung einseitig bekennen, werden wir uns auch nicht für Anhänger der „matriarchalischen“ ausgeben, sondern möchten nur veranlassen, daß auch diese Auffassung in der Geschichtswissenschaft zur Geltung kommt.

Mann und Weib stehen in einem polaren Verhältnis zu einander, sie sind in dem selben Sinne Äquivalente, wie Einzelindividuum und Masse, von denen keines ohne das andere gedacht werden kann. Wie der negative Pol den selben Anteil an der Erzeugung des elektrischen Stromes hat, wie der positive Pol, der Stein den selben an der des Funkens, wie das Eisen, das ihn berührt, so wirkt das Weib in demselben Grade an der ganzen Lebensgestaltung eines Volkes mit, wie der Mann — so ist diese in gleichem Maße ein Produkt des Weibwesens wie



des Mannwesens. Wo immer diese beiden harmonisch in einander greifen, wird eine lebenskräftige, fruchtbare Kultur emporblühen; wo das eine von beiden im Vordergrund steht und seine Macht einseitig geltend macht, wird das andere — mit nicht verminderter Kraft — durch Schleichwege und Intriguen insgeheim sich zur Geltung bringen. Völker wie die Mongolen und Mauren, deren Gesellschaftsform einseitig auf das männliche Prinzip gegründet war, kranken an despotisch-strengem, gewaltthätigem Sinn, an düsterer Sinnlichkeit; sie ermangeln der natürlichen Ergänzung durch das Weibwesen, welches, von der Lebensgemeinschaft ausgeschlossen, sich iu weiblicher Üppigkeit schadlos hält und sich durch Palastintriguen für die Hintansetzung — rächt. Völker wie die Kelten und Keltoromanen, bei denen das Weibwesen mächtig ist, kranken an allen Untugenden des Weibes: sie sind leichtsinnig, launisch, wandelbar, kokett, leckerhaft, gedankenlos, flatterhaft — weil sie der natürlichen Ergänzung durch ein starkes Mannwesen ermangeln, das seine Herrenstellung zu behaupten weiß. Demgemäß sehen wir bei allen Völkern, welche eine lebenskräftige, frohnaturige Kultur erzeugt haben, eine ritterlich-thatenlustige Männlichkeit einer seelenvoll-lebensfrischen Weiblichkeit gegenüber stehen. Ein solches Volk war das deutsche der ritterlichen Minnezeit, ein solches war vor Allem das provenzalische der Troubadours, an dem das erstere abgefärbt hat — das Volk des „gai saber", der „heiteren Wissenschaft", dessen Lebensentfaltung an Kraft und Frohmut, an Geistesfülle und Herzensfrische Alles übertrifft, was die Menschheit bisher an *Lebensmächtigkeit* errungen hat, dem gegenüber selbst die Hellenen und Renaissancemenschen verblassen. „Stets hatte der Süden Galliens" — so schildert einer unserer Historiker diesen Menschenschlag — „seine nationalen Eigentümlichkeiten, sein abgeschlossenes Sonderleben bewahrt. Diese entsprechen der eigentümlichen Mischung der Bevölkerung aus verschiedenartigen Stämmen:

in dem Aquitanier war das leichte Wesen und der Frosinn des **Kelten**, der Ernst und der Bildungstrieb des **Romanen**, die Kampflust und das trotzige Rittertum des **Germanen** (Gothen) zu einem Ganzen zusammengewachsen, doch so, daß die einzelnen Züge noch in voller Kraft fortbestanden und bald die eine, bald die andere Richtung vorherrschte. Wenn die keltische Frohnatur zu Scherz und Spiel hindrängte, die Lebenslust und Lebensfreude sich in heiterer Dichtung, in Gesang und Tonkunst offenbarte und die mutwilligen Regungen und Stimmungen bald in Spott und Satire, bald in üppiger Sinnlichkeit und leichtfertigem Wandel hervortraten, so führte die strenge Lebensauffassung des Romanen zum religiösen Ernst, zum eifrigen Ringen um das Heil der Seele, zur Angst vor den ewigen Höllenstrafen; und die germanische Waffenlust äußerte sich in einem fortwährenden Kriegsleben, das zu einem Faust- und Fehderecht ausgebildet ward und sich in der blinden Hingebung an die Leidenschaften des Herzens, an die Triebe der Habgier, der Rache, des Neides äußerte."

Man sieht, daß in diesen Gegensätzen eine Totalität vorlag, die sich zu einer menschlichen Mächtigkeit ohne Gleichen hätte auswachsen können, wenn die verschiedenartigen Naturen Zeit gehabt hätten, einander noch inniger zu durchdringen. Was diesem Leben den Frohmut und die Schwungkraft verlieh, war die hohe und freie Stellung des Weibes, um welches sich, als den Brennpunkt der „Liebeshöfe", dieses ganze Treiben bewegte, von dem es seine mächtigsten Impulse empfing. Dieses kunstdurchgeistigte, sangesfreudige, thatenlustigste Leben, das die Welt bisher gesehen hat, stand im Zeichen der „Liebe", die, zu einem Dienst und Kultus geworden, die Gott wohlgefälligste Menschenherrlichkeit ins Leben rief. Wo immer wir ein Volk sich geistig regen und entfalten, wo immer wir es über die sinnlichen Bedürfnisse und natürlichen Grenzen hinausstreben

sehen, hat es den Anstoß zu der hervordrängenden Lebensmächtigkeit und dem plastischen Gestaltungsvermögen von seinem Weibwesen empfangen. Das „chercher la femme" ist nirgends so am Platze, wie im großen Leben der Völker — wenn es sich darum handelt, die Ursachen des Wachstums und des Verfalls lebensheiterer Geisteskulturen auszufinden. Erforschet das Weibwesen solcher Völker, denn von diesem haben sie ihre tiefsten und gewaltigsten Impulse erhalten!

In keiner anderen Nation freilich dürfte das männliche Element derart empfänglich für alles Weibliche sein, wie in der französischen; ihre glänzende Kulturentfaltung und ihre ruhmreiche Geschichte verdankt diese Nation vorzüglich ihrer erotischen Regsamkeit. Die chevalereske Art und der Esprit wie die Unbeständigkeit und Oberflächlichkeit der Franzosen sind in gleichem Maße die Kennzeichen des dominierenden Weibwesens. Eine Jungfrau war es, die diese Nation aus ihrer tiefsten Niederlage im 15. Jahrhundert zu neuem Siege führte. Frankreich ist ein klassisches Beispiel für das, was das Weib über ein Volk vermag, wenn es seine natürlichen Anlagen geltend machen und spielen lassen kann — daß nämlich die Größe und der Verfall einer Nation in seine Hand gegeben sind. Nicht immer war das Verhältnis der Geschlechter zu einander in diesem Lande ein so vornehm-freies und geistschönes, wie im mittelalterlichen Südfrankreich; aber selbst die widerwärtige Maitressenwirtschaft und Unterrockspolitik unter Ludwig XIV. vermochte den Franzosen eine Verve zu geben, die sie zur Vormacht in Europa erhob. Nicht der große Ludwig allein war es, der diese Nation auf die Höhe ihrer Kultur brachte: der chevalereske Geist und erotische Schwung seines Volkes kam ihm entgegen, er selbst war nur die intensivste Verkörperung dieses Wesens, das er als sein berufener Erwecker und Vollstrecker zur glanzvollsten Entfaltung führte. Ohne das regsame, begabte französische Weibwesen — selbst in seiner Ent-

würdigung unter den letzten Ludwigen — wäre die hohe Kultur Frankreichs, wäre selbst seine politische Mächtigkeit und Expansivkraft undenkbar. Wie der einzelne Mensch seinen „Geist“ dem Weibe verdankt, das ihn geboren hat, so ein jedes Volk dem weiblichen Element, von dem es unausgesetzt wiedergeboren und mit dem sympathischen Nervensystem ausgerüstet wird. In dem Geist des Volkes aber wie in dem jedes Einzelnen beruht sein Schicksal: er ist die Schmiede seines Glücks und Unglücks. Der französische Esprit ist geistiges Talmi, die Größe Frankreichs war politisches, das wohl für eine Weile die Welt berücken konnte, sich aber schließlich als innerlich werth- und haltlos erweisen mußte. Beide sind getreue Abbilder sowohl der Lebendigkeit als der Frivolität seiner Erotik: die Physiognomie des von der Natur vorwiegend für diese bestimmten Geschlechts spricht aus beiden unverkennbar. Die Geschichte des Weibes ist die Geschichte der Liebe — und die Geschichte Frankreichs ist wie keine andere die Geschichte seines Weibwesens, des Inbegriffs aller erotischen Regungen.

Philiströse und geniale Völker

Nicht überall zeigt der Volksgeist die Physiognomie des Weibwesens, aber überall verleiht dieses ihm die Schwungkraft und das Expansivstreben, von dem wir alle Nationen zeitweilig ergriffen sehen. Es dürfte freilich schwer fallen, das entsprechende Beweismaterial für alle großen Völkerströmungen der Geschichte beizubringen, wie zum Beispiel für die aus dem armen, dünnbevölkerten Skandinavien hervorgegangenen gewaltigen, ungezählten Züge der Normannen, die sich über ganz Europa ausdehnten, allenthalben mächtige Reiche gründend. Allein unserem Gesichtskreis näher liegende geschichtliche Erscheinungen belehren uns, daß wir nicht fehl gehen, wenn wir bei jedem Volke wie beim Einzelnen in dem ihm einwohnenden Weibwesen den Resonanzboden für seine geistige Mächtigkeit und Kraftentfaltung

erblicken. Jeder Mensch ist in seinem Organismus Mann und Weib — Mann und Weib zugleich. Beim Mann kommt das ihm einwohnende weibliche Element — verkörpert im sympathischen System — auch äußerlich zum Vorschein in der Andeutung der Brüste; beim Weibe das männliche Element — verkörpert im Cerebrospinalsystem — in dem verkümmerten männlichen Glied, dem Kitzler.*) Je nachdem das eine System hinter dem anderen zurücktritt, oder das eine durch das andere kräftig aufgewogen (balanciert) wird, ist das betreffende Individuum ein minderwertiges oder ein vollkräftiges. Man darf nicht glauben, ein Mann, der ein verkümmertes sympathisches neben einem dem entsprechend entwickelteren Cerebrospinalsystem aufweist — der geistesdürre Mensch, der unter geordneten Verhältnissen zum dumpfen Philister, unter außergewöhnlichen Umständen zum Vergewaltiger und Tyrannen (Robespierre) wird —, sei das wertvollere männliche Exemplar; und andererseits darf man nicht vermeinen, ein Weib mit vorwiegendem sympathischen System sei das höhere weibliche — nämlich die Kokette, die Vergewaltigerin und Tyrannin in der weiblichen Sphäre. Ein vollwertiges Individuum ist ein solches, das die entgegengesetzten Systeme scharf ausgeprägt in sich trägt, dergestalt, daß das eine durch das andere begrenzt und ergänzt

*) Die Naturforscher zerbrechen sich schon Jahre lang die Köpfe über den „Zweck" dieser Einrichtungen bei den verschiedenen Geschlechtern — nicht bedenkend, daß die Natur nach keiner absoluten Zweckmäßigkeit fragt, sondern dem Beharrungsgesetz gemäß das Vorhandene weiter vererbt, soweit die entgegenstehenden Systeme und Kräfte dies gestatten. Der Mann ist nicht allein aus dem Sperma, sondern zugleich aus dem Ovulum hervorgegangen, welches die Tendenz des Weibwesens in sich trägt; das Weib andererseits nicht allein aus dem Ovulum, sondern zugleich aus dem Sperma, welches die Tendenz des Mannwesens birgt. In jedem von beiden überwiegt eine dieser Tendenzen: die andere fehlt nicht, sie ist bloß schattenhaft, verkümmert vorhanden — vergleichsweise, wie bei Zwillingen der eine immer kräftiger entwickelt, der andere schwächlicher erscheint. D. V.

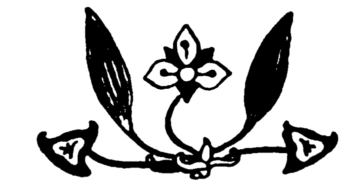
wird, und die Lebensmächtigkeit des Individuums sich als das Resultat ihres harmonischen Ineinandergreifens ergiebt, gleich wie die Thätigkeit des Herzens von dem den Pulsschlag beschleunigenden nervus sympathicus und dem ihn dämpfenden nervus vagus geregelt wird. In enſprechender Weise, wie beim Vollmenschen, ist der „geistige Pulsschlag", die Lebensmächtigkeit eines vollkräftigen Volkes, das Ergebnis eines ausgeglichenen Zusammenwirkens der beiden Systeme. Ein Volk ist geistesdürr, philiströs, in welchem das cerebrospinale System dominiert, in welchem das Weib mit harter Arbeit, mit der ganzen Sorge für den Lebensunterhalt belastet oder von dem geselligen Leben völlig ausgeschlossen ist; ein Volk ist geistreich, genial, in welchem — nicht das Entgegengesetzte der Fall ist, aber — ein starkes sympathisches System unter der Kontrole eines widerstandsfähigen cerebrospinalen, etwa wie ein feuriger Knabe unter der eines verständigen Erziehers, steht. Demgemäß lassen sich die Völker in „philiströse", wie die Türken, und in „geniale", wie die Franzosen, einteilen, und man kann sagen, daß die Völker wie die einzelnen Menschen ihre philiströsen und ihre genialen Stunden — Zeiten — haben. Unter den letzteren sind die Perioden der Kraftentfaltung, unter den ersteren die der Stagnation zu verstehen: Kraftentfaltung mit allen ihren Auswüchsen — als kriegerisches Überschäumen wie als friedliche Kulturentwickelung; Stagnation — als eiserner Despotismus wie als Büreaukratismus und prüdes, dürrgeistiges Philistertum. In diesem Sinne können die Begriffe „Fortschritt" und „Reaktion" als gleichbedeutend mit „sympathische" und „cerebrospinale" Tendenz im Leben der Völker gesetzt werden. Es ist bezeichnend, daß in allen despotisch regierten Staaten das Weib völlig in den Hintergrund tritt, indem es auf das Haus beschränkt oder in den Harem eingeschlossen bleibt, in allen Republiken hingegen das Weibwesen stark im Vordergrund steht und eine einflußreiche, wenn nicht herr-



schende Stellung einnimmt. So einerseits in allen asiatischen und afrikanischen, andererseits in allen europäischen und von Europäern kolonisierten Kulturländern, deren „Konstitutionalismus" durchgängig mehr oder weniger republikanischen Gepräges ist. Je unfreier ein Volk, um so gedrückter und verkümmerter vor Allem sein Weibwesen; bei den freien Völkern hat sich das Weib hingegen in besonderem Grade entwickelungsfähig erwiesen. Eine Frauenbewegung und Emanzipation giebt es nur unter den germanisch redenden Völkern. Diese letzteren, sowie die heutigen Franzosen und Italiener, machen die „genialen" Völker aus, weil ihre Kultur in hohem Grade von dem sympathischen Element durchpulst ist; alle übrigen — mit einziger Ausnahme der germanisierenden Japaner — müssen wir unserem Sprachgebrauch gemäß als „philiströse" bezeichnen, zu denen auch die unter dem Papismus stehenden Romanen gehören, weil ihre Lebenssysteme des sympathischen Äpuivalentes entbehren. Auch die germanischen Kulturvölker haben dieses Äquivalent nicht von Anfang an in der heutigen Stärke besessen; es hat sich erst im Laufe ihrer Kulturentwickelung allmählich herausgebildet, und wir sind der Meinung, daß sie dies, und somit die Form und Färbung ihrer Kultur überhaupt, im Wesentlichen der Mischung mit der hochgradig sympathischen keltischen Rasse, welche die Grundbevölkerung Europas bildet, zu verdanken haben. Sie haben wie alle anderen ihre „philiströsen Zeiten" gehabt. Als eine solche muß die des deutschen Volkes unter den Habsburgern des 16. und 17. Jahrhunderts und der Duodezfürsten des 18., die an den französischen Ludwigen abgefärbt hatten, angesehen werden; wie denn die ersteren den fürchterlichsten Philister hervorgebracht haben, den Europa gesehen — Philipp II von Spanien, der zusammen mit Robespierre und Torquemada das Trifolium der Erzphilister bildet, der Prachtexemplare dieser Menschenspezies, welche bisher erfunden und nicht übertroffen



worden sind. Es war der jeder sympathischen Regung bare religiöse und politische Despotismus, der in diesen Menschen pochte und durch sie sein Haupt erhob. Der Despotismus hat zu allen Zeiten und überall gegen das sympathische Element gewütet: in den römischen Päpsten gegen die deutschen Protestanten, in Ludwig XIV. gegen die Hugenotten, in Napoleon I. gegen die deutschen Ideologen.



Die deutsche Blutmischung

Noch säumst und schweigst du, sinnest ein freudig Werk,
Das von dir zeuge, sinnest ein neu Gebild . . .
Hölderlin

Die Bedeutung der europäischen Religionskriege für die deutsche Blutmischung

Diese drei in ihren Grundtendenzen verwandten geschichtlichen Ereignisse — die Kämpfe der Reformationszeit, die Austreibung der Hugenotten und die napoleonischen Kriegszüge — haben die Rassenmischung des modernen Europa zu Stande gebracht und die Herausbildung des modernen Europäers vorbereitet.

Bis zu den Tagen der Reformation ist wenig fremdes Blut in das Herz Europas, nach Deutschland, gekommen, wie denn nach der Niederwerfung der Mongolenhorden kein fremdes Kriegsvolk vor dem 15. Jahrhundert den deutschen Boden betreten hat. Hingegen ist aus dem volkreichen Deutschland um so mehr Blut zu den übrigen europäischen Völkern abgeströmt. Während des Mittelalters nahm es seinen Weg vorzugsweise nach Italien, mit dem Beginn der neueren Zeit nach Frankreich. Erst der dreißigjährige Krieg brachte eine völlige Wandlung dieser Verhältnisse: zum ersten Mal seit Jahrhunderten betraten fremde Kriegsheere das deutsche Land, zum ersten Mal strömte fremdes Blut wieder nach Deutschland herein — und es mag hier eine offene Frage bleiben, ob der unausgesetzte ethnische Aderlaß der früheren Zeit Deutschland nicht in solchem Grade geschwächt hatte, daß die Nachbarnationen ihm über den Kopf wachsen und es durch sein eigenes Blut niederwerfen konnten.

Wenn wir der Religionskriege gedenken, pflegen wir

das im Namen jenes Mannes vergossene Blut zu beklagen, der die Menschenliebe gepredigt, und zu behaupten, daß durch jene größere Gräuel und Verwüstungen geschehen, als in allen Kämpfen der früheren Zeit. Die letzteren waren ausschließlich Rassen- und Eroberungskriege; solche aus religiösen Motiven waren dem Altertum unbekannt. Dem im Christentum vereinigten Europa war es vorbehalten, die letztere Form des „Völkerverkehrs" zu erzeugen. Der Krieg bringt die Völker als solche in den innigsten Kontakt, er ist das erfolgreichste Mittel für die Rassenmischung. Die fruchtbarsten Kriege aber in dieser Hinsicht waren bisher die Religionskriege. Die Eroberungs- und Expansionsbestrebungen der alten Völker haben wenig zur Vermischung der Rassen beigetragen. Eine gewisse Scheu, die an die Scheu der Tiere erinnert, mit solchen von anderer Art und Gattung Geschlechtsverbindungen einzugehen, kennzeichnet die Völker des Altertums. Es dürften wenig „Ehebündnisse" — außer den fürstlichen, aus politischen Interessen geschlossenen — zwischen Ariern und Semiten, ja selbst zwischen Griechen und Römern oder zwischen Syrern und Juden im Altertum eingegangen worden sein. Indem das Christentum verschiedene Völker in einer Weltanschauung zusammenführte, hat es die Scheu der Rasse vor der Rasse, der Art vor der Art innerhalb seines Völkerkomplexes überwunden. Die christlichen Völker Europas lebten in gewissem Grade „unter sich", sie schlossen sich ab vor der „Außenwelt", dem Heidentum, gegen welches sie unausgesetzt ihr wichtigstes Lebensinteresse, ihre Religion, zu verteidigen hatten. So sehr sie sich scheuten, sich mit den Heiden zu vermischen, um so inniger war ihr Verkehr untereinander. Keine Form dieses christlichen Völkerverkehrs aber ist von bedeutungsvolleren Folgen gewesen, keine hat größere Früchte getragen, als — so sonderbar dies klingen mag — die ihrer Religions- oder besser Konfessionskriege.

Was „Rom" für die Völkermischung im Altertum be-


4*

deutet hat, das war es in weit höherem Grade noch in der neueren Zeit. Das germanische Blut, welches seit den Tagen der Völkerwanderung unausgesetzt in Romfahrten und Kreuzzügen über die Alpen nach Italien geströmt war, hat das Renaissance-Menschentum und seine Kultur heraufbeschworen; allein es konnte doch nur eine vorübergehende, kurze Blütezeit dort hervorbringen und erleben, da es keinen Rückhalt in angestammtem Volkstum fand, sondern nur dem italienischen Romanentum zum Kulturdünger diente. Diese Jahrhunderte währenden Germanenzüge waren der erwärmende und belebende Golfstrom des Mittelalters, der ein ethnologisch ausgedörrtes Land in einen kraftstrotzenden, vielgestaltigen, farbenprächtigen Völkergarten verwandelte. Durch die Reformation erfuhr diese belebende Flutwelle eine Ablenkung, wurde sie nach Norden zurückgeworfen und gedämmt, wurde das Germanentum sich selber wiedergegeben und von den ethnologischen Gebilden, die es zuvor unausgesetzt durchströmt, gedüngt und befruchtet hatte, nun seinerseits von Neuem befruchtet. Die Kämpfe des Reformationszeitalters, insbesondere der dreißigjährige Krieg, machten Deutschland zu dem Hexenkessel der europäischen Blutmischung, in welchem alle Nationalitäten durcheinanderbrodelten.

Die ethnologische Eiszeit der Deutschen

Von diesem Standpunkt dürften die Kämpfe der Reformationszeit in einem ganz neuen Lichte erscheinen. Wir haben an anderer Stelle dargethan, daß ihnen rasseninstinktive Regungen zum Grunde lagen, indem wir sie als germanische Reaktion gegen das keltoromanische Lebenssystem aufwiesen.*) Ein Vernichtungskrieg zweier Rassen spielte sich in diesen Kämpfen ab, wobei es sich um die geistige Existenz der einen oder der anderen handelte. Allein auch diese Erscheinung hatte, wie jedes Ding hienieden,

*) „Das Keltentum", p. 130 ff.

ihre Kehrseite, und da es eine schlimme, dunkle war, hatte sie nach dem Gesetze der natürlichen Äquivalenz ihre gute, lichte Kehrseite. Dieser Rassenkampf zog eine beispiellose Rassenmischung nach sich. Indem er deutsches Blut in Strömen vergoß, das deutsche Volk nahezu dezimierte, führte er fremdes Blut aller Herren Länder herzu, welches sich mit dem deutschen vermischte und ein neues ethnologisches Gebilde schuf, das von der früheren Bewohnerschaft der deutschen Lande grundverschieden war. Jeder Krieg läßt sich in gewissem Sinne als eine „Eiszeit" des von ihm betroffenen Landes bezeichnen; keiner aber ist einer solchen in seinen Wirkungen so ähnlich gewesen, wie der dreißigjährige. Dieser Krieg ist als die ethnologische Eiszeit der Deutschen zu erachten, aus welcher sie, ähnlich wie der Pithekanthropos aus der anorganischen, als andere Lebewesen hervorgingen. Sie unterlagen einer furchtbaren Zuchtwahl und Auslese, welche nur — im Guten wie im Bösen — besonders geartete Individuen übrig ließ. Man hält dafür, unter den kaukasischen Rassen seien die Semiten von der zweiten Eiszeit nicht berührt, die Arier hingegen stark in Mitleidenschaft gezogen worden, und behauptet, das, worin diese — insbesondere die nördlichsten Arier, die Germanen — sich jenen überlegen zeigten, hätten sie in dem von der Natur ihnen auferlegten verschärften Kampf ums Dasein erworben und entwickelt, der jenen erspart geblieben. Wen die Natur lieb hat, den züchtigt sie — das ist ein grundwahres, aus dem Alt-Biblischen ins Modern-Naturwissenschaftliche übersetztes Wort. Wenn die Arier sich von den anderen Rassen vorzugsweise durch ihre künstlerische Begabung und ihren Schönheitssinn, durch ihr plastisches Gestaltungsvermögen und ihre Fähigkeit zur Objektivierung unterscheiden, so die Deutschen von den anderen europäischen Völkern durch ihr Ideenleben und ihren Idealismus, welche sie seit dem 18. Jahrhundert aufweisen — Errungenschaften,

die sie der Not und Drangsal ihrer dreißigjährigen Eiszeit zu verdanken haben.

Es liegt in der Natur des Kriegs, daß er die Bilanz der Geschlechter zu Gunsten des weiblichen verschiebt; er reißt eine Lücke in das Mannwesen eines jeden Volkes, die nach dem Gesetz des natürlichen Ausgleichs, das kein „Vakuum" duldet, durch das Hinzuströmen fremder männlicher Individuen gedeckt wird. Demzufolge dürfen wir wohl annehmen, daß nach Beendigung des dreißigjährigen Kriegs ein starker Zufluß von Männern anderer Nationalitäten nach Deutschland eintrat; wir dürfen dies mit derselben Sicherheit, mit der wir auf den entgegengesetzten Strom schließen, wo immer wir einen elektrischen Strom erzeugen. Die fremden — vorzugsweise keltoromanischen und slavischen — nach Deutschland gezogenen Elemente vermählten sich mit der „Auslese", welche die „deutsche Eiszeit" übrig gelassen hatte — das deutsche Weibwesen ging mit einem starken Prozentsatz fremden Mannwesens organische Verbindung ein, der Organismus des deutschen Volkes erhielt zu den angestammten ein fremdes System eingesetzt, das ihm den veränderten Charakter verlieh, auf den wir hingewiesen haben.

Der holzschnitzerische und der Kupferstich-Deutsche

Wir sind nicht so vermessen, dieser Blutmischung im Einzelnen nachgehen zu wollen. Wir möchten nur an einem Beispiel die fundamentale Veränderung aufzeigen, welche das deutsche Volk im Laufe von hundert Jahren — vom 17. zum 18. Jahrhundert — erlebt hat. Als die Friedensglocken am 24. Oktober 1648 das Ende des dreißigjährigen Kriegs einläuteten, wurde die alte gemütsfrohe und gemütlich umständliche deutsche Art, die man wohl am besten kennzeichnet, wenn man sie die „holzschnitzerische" nennt, zu Grabe getragen. Die geistige Kultur der Albrecht Dürer, Hans

Sachs, Hans Holbein war dahin. Es folgte eine lange Nacht ohnmächtigen Schlafes, in welcher fremde Lebensmächte den Organismus des deutschen Volkes mit neuen Kräften begabten. Als es aus diesem Zustand erwachte, war es ihm ähnlich ergangen, wie seinem Sinnbild „Faust", nachdem er aus der Betäubung, in welcher ihn die Gretchenscene gelassen, zu Anfang des zweiten Teils der Goethischen Dichtung wieder zu sich kommt: es hatte eine Wiedergeburt erlebt. An Stelle der Dürer, Sachs und Holbein waren die Herder, Lessing und Goethe getreten — das will besagen, an Stelle der „Holzschnitzerkunst" der „Kupferstich", an Stelle der deutschen Ausdrucksweise und Darstellungsform die romanische.

Es soll damit nicht gesagt sein, daß die drei letztgenannten Künstler die „deutsche Art" verloren hätten. Sie haben nur die deutsche Umständlichkeit und Schwerfälligkeit in dem Sich-geben des künstlerischen wie des alltäglichen Lebens abgestreift und sind in dieser Hinsicht die Verkünder und Erstlinge einer neuen deutschen Kultur geworden, welche aus der Vermählung des germanischen sympathischen Elements — des Lebensinhalts und Wesenskerns — mit einem fremden cerebrospinalen — der äußeren Darstellungsform und Lebensgestaltung — hervorging. Sie haben ihre Gedanken und Gefühle in dem wohlklingenden, flüssigen, rhythmischen Tonfall der romanischen Kunstsprache wiederzugeben gelernt. Dürer war lange in Italien und hat von den Meistern der Renaissance viel gelernt, — aber sein heimischer Kunstdialekt, die gemütsfrohe und gemütlich umständliche, holzschnitzerische Darstellungsweise hat ihn nicht verlassen. Wie anders Goethe! Vor seiner italienischen Reise hatte er den holzschnitzerischen Goetz und den umständlichen ersten Faust geschrieben; nach derselben schuf er die Kupferstiche Iphigenie und Tasso. Wie verändert ist die Sprache seiner Kunst seit dem Jahre 1790, wie hat er

seinen heimischen Kunstdialekt abgestreift! Das hätte er nimmermehr vermocht, wenn er nicht durch seine Blutmischung dazu disponiert gewesen wäre — wenn er nicht mit seinem deutschen Cerebrospinalsystem ein keltoromanisches sympathisches vereinigt hätte.

Was ihm in besonderem Maße eignete, kennzeichnet mehr oder weniger alle Deutschen der Folgezeit. Sie besitzen die Fähigkeit, die ihren Vorfahren aus dem 16. und 17. Jahrhundert noch völlig abging, sich in die romanische Lebensform einzuleben, ihren Wesensinhalt in wohllautender, formgewandter Darstellungsweise wiederzugeben. Man mag darin nun einen Fortschritt oder Rückschritt erblicken, wie man will. Ein solch genialer, der Form wie dem Wesen nach grunddeutscher Künstler wie Dürer wird nicht mehr erstehen, weil die Vorbedingungen hierzu fehlen — weil der deutsche Organismus eine grundlegende Veränderung erfahren hat. *Dürer* ist durch *Goethe* abgelöst worden — das will besagen, das *gemütlich-holzschnitzerische* deutsche Wesen ist durch Vermischung mit fremdem Blut in ein *gemütvoll-geniales* umgewandelt worden.

equus hinnus und equus mulus

Wir haben im Vorigen dargethan, daß sich die „Natur" oder das „sympathische System" von der Mutter, die „Statur" oder das „cerebrospinale System" hingegen vom Vater vererbt und daß jedes aus einer Rassenkreuzung hervorgehende Lebewesen in die Rasse der Mutter schlägt, beziehungsweise die Merkmale der mütterlichen Abkunft ausgeprägter an sich trägt, als die der väterlichen.

Ein Beispiel aus dem Thierreich wird uns diese Vorgänge noch deutlicher machen und die Richtigkeit dieses von uns festgestellten Vererbungsgesetzes bekräftigen. Der equus hinnus, das Kreuzungsprodukt von Pferdehengst und Eselstute, hat die Leibesgestalt und Größe des Esels, den Kopf

und das Stimmorgan des Pferdes; der equus mulus andererseits, das Kreuzungsprodukt von Eselhengst und Pferdestute, hat, entsprechend, die Leibesgestalt und Größe des Pferdes, den Kopf und das Stimmorgan des Esels. In beiden Fällen also schlägt das weibliche Element als der Träger des organischen, bildenden uud gestaltenden, rassenhaften Prinzips durch, und nur der Kopf, sowie der Schwanz, der in jedem Falle der Rasse des Kopfes folgt, verrät das vom männlichen Erzeuger überkommene cerebrospinale System, jener als Gipfelpunkt, dieser als Ausläufer des letzteren.

Wenngleich nun die Unterschiede der sich kreuzenden Menschenrassen selten so große sind, daß man bei einem Kreuzungsprodukt die väterliche Kopfbildung und die mütterliche Leibesgestaltung überall deutlich herauszuerkennen vermöchte, und andererseits die Fälle von Kreuzungsprodukten aus grundverschiedenen Rassen selten, da solche in der Regel nicht zeugungskräftig und nur von schwacher Lebensfähigkeit sind; so darf man doch mit Sicherheit erschließen, daß bei jeder Kreuzung von Menschenrassen unser Vererbungsgesetz mit der selben Strenge und Folgerichtigkeit wie bei der zwischen Pferd und Esel waltet. Es bedeutet somit einen grundlegenden Unterschied und ist von eminenter Tragweite, was für einer Rasse die Mutter und was für einer der Vater angehört — ob die eine oder der andere ins „Pferdehafte“ oder ins „Eselhafte“ schlägt; denn je nach diesem, das heißt, je nach dem Rassenwert der Mutter, wird das Kreuzungsprodukt ein wertvolleres oder ein minderwertigeres sein.

Der „illegitime Kopf“ der Kulturvölker

Wenn wir nun nach unseren bisherigen Ausführungen annehmen dürfen, daß durch den dreißigjährigen Krieg ein starker Zufluß von männlichen Individuen keltoromanischen und slavischen Geblüts nach Deutschland bewirkt worden ist, die sich mit den übrig ge-



bliebenen Einwohnern kreuzten, so müssen die Produkte dieser Kreuzung die Leibesgestalt und Größe der Germanen, den Kopf und das Stimmorgan der Keltoromanen, beziehungsweise Slaven, mitbekommen haben. Die Kulturen der Romanen andererseits sind sämmtlich aus einer solchen Blutmischung erwachsen, in welcher das in ihnen aufgegangene germanische Element sich mit dem keltoromanischen dieser Völker derart vermählte, daß es der einheimischen, angestammten Leibesbeschaffenheit germanische Gehirnfunktionen einpflanzte. In allen romanischen Ländern ist vorwiegend germanisches Mannwesen aufgegangen; es liegt dies in der Natur der Sache, da der Mann das bewegliche, in die Weite schweifende, das Weib das seßhafte, weil physiologisch belastetere Geschöpf ist, sowie in dem Umstande, daß das Weibwesen eines jeden Volkes unter eine fremde Rasse versetzt leichter zu Grunde geht als das Mannwesen, indem es von dem mächtigeren, angestammten weiblichen Element der einheimischen Rasse, welche sich das eingewanderte männliche Element assimiliert, verdrängt wird. Das Weib, fanden wir, ist das rassenkräftigere, das rassenhafte Element hütende und verteidigende Geschlecht. Zwei Weiberrassen werden sich in keinem Volk jemals neben einander behaupten können, so wenig wie zwei Bienenköniginnen in einem Stock: überall wird das angestammte Weib mit dem eingedrungenen einen Kampf auf Leben und Tod beginnen, und überall wird das letztere dem ersteren erliegen. Der Prozeß der Rassenmischung vollzieht sich in jedem Volke derart, daß das fremde männliche von dem angestammten weiblichen Geschlecht bevorzugt und, als das weniger widerstandsfähige, schnell aufgesogen wird; das fremde weibliche hingegen, wenn auch für eine Weile durch das einheimische männliche gestützt und hingehalten, von dem Rassenfanatismus des angestammten weiblichen unabläſſig verfolgt und allmählich ausgerottet wird. Man darf demzufolge behaupten, daß von jeder

Rasse, die in einer anderen aufgeht, nur das cerebrospinale System „überlebt“, während ihr sympathisches zu Grunde geht, so daß in jedem aus einer Rassenkreuzung hervorgegangenen Volke zwei Cerebrospinalsysteme einem sympathischen gegenüberstehen, welche beiden friedlich neben einander leben und sich wechselweise mit dem letzteren vermählen — wie Gatte und Hausfreund, die sich vertragen und in das gemeinsam geliebte Weib geteilt haben. Ein solches Volk bietet das Bild einer französischen Ehe dar — es giebt aber kein Kulturvolk, welches nicht aus einem solchen biandrischen Geschlechtsbunde hervorgegangen wäre. Wir wagen sogar die ungeheuerlich erscheinende Behauptung, daß überhaupt keine Kultur ohne ein solches ethnologisches „unsittliches Verhältnis“ möglich ist. Jedes kulturfähige ethnologische Gebilde weist somit zwei Köpfe auf: einen legitimen und einen illegitimen, und die Physiognomie seiner Kultur trägt allezeit — gleichwie die aus einer biandrischen Ehe entsprossenen Kinder — neben denen des legitimen die Züge des illegitimen Kopfes, des „Hausfreunds“.

Der germanische Kopf in der italienischen Renaissance

Dieser „illegitime Kopf“, welcher in jedem Kulturvolk als fremdrassiges Cerebrospinalsystem umgeht und die jeweilige Kultur schaffen half, ist in den romanischen Ländern germanischen, in den germanischen Ländern romanischen Ursprungs. Den Beispielen von equus hinnus und equus mulus entsprechend, dürfen wir demnach wohl mit gewissem Recht — was natürlich immer nur cum grano salis zu verstehen ist — die Kulturträger der einen solchermaßen gestaltet annehmen, daß sie mächtige, ausgeprägte germanische Charakterköpfe auf unscheinbaren, schmächtigen Romanenleibern trugen, während die der anderen kluge, feingeistige Romanenköpfe auf prächtigen, hohen Germanenleibern aufweisen. Die italienische Renaissance zum Beispiel ist von Kulturträgern der ersteren

Art hervorgerufen worden. Die Köpfe der Medici, Lionardo da Vinci, Michel Angelo, Raffael tragen unverkennbar germanisches Gepräge; über ihre Leibesbeschaffenheit ist uns freilich wenig bekannt — doch was wir davon wissen, läßt darauf schließen, daß sie in dieser Hinsicht den romanischen Typus darboten. Das „sympathische System" hatten sie von dem Weibwesen des angestammten Volkes geerbt. Die Kultur der Renaissance trägt durchaus germanische Geisteszüge, aber sie ermangelt der germanischen Seele. Sie gleicht einem gewaltigen, kraftstrotzenden Marmorwerke, wie deren Michel Angelo schuf, das von überwältigendem Eindruck auf den Geist ist, aber das Herz „kalt wie Marmor" läßt, weil ihm der sympathische Zug fehlt, der es dem menschlichen Gefühle näher brächte: die Renaissance ist in dieser Hinsicht eine echte Renaissance der antiken Kultur, indem auch in der letzteren das sympathische Element zurücktritt, das erst durch die Germanen stark ins Leben getragen worden ist. Man behauptet — entgegen der von Friedrich Nietzsche und Jakob Burckhardt vertretenen Auffassung — die Renaissance-Menschen seien gar keine Vollmenschen gewesen, der vom „Willen zur Macht" beseelte Gewaltherrscher sei nur ein „Halber", da er des „Allzumenschlichen" ermangele. Wenn an dieser Behauptung etwas Wahres ist, dann kann es nur dies sein, daß die Kulturträger der Renaissance nicht Vollmenschen im *germanischen* Sinne waren, daß sie mit dem germanischen Geist nicht das germanische Herz verbanden. Sie waren zweifellos die merkwürdigste, auffallendste Erscheinung, welche die species homo bisher gezeitigt hat — das Absonderliche ihres Wesens lag aber in dem Umstande, daß sich bei ihnen ein germanischer Kopf auf romanischen Schultern erhob, daß ein germanisches cerebrospinales System sich über einem romanischen sympathischen wölbte. Diesem Monströsen im Organismus ihrer Träger verdankt die italienische Renaissance ihre Größe, ihre Kraft, wie ihre Halbheit, ihre starre Ein-

seitigkeit, welch letztere selbst der „sympathische“ Raffael, die Blütenkrone dieser Kultur, nicht vermeiden konnte. Auch bei diesem „vermißt“ der Germane noch etwas — es ist das romanische sympathische Element, das aus den dämonischen Kindesaugen der Sistina, aus dem bewegten Stillfrieden, der über dem Bilde lagert, uns anspricht, welches Element selbst in seiner höchsten Entfaltung und Verklärung nicht an das germanische heranreicht. Bei der Fülle von Sympathie, die dieses Bild enthält, wirkt es dennoch mehr auf unseren Geist, auf das künstlerische Empfinden, als auf unser Herz, das menschliche Erlösungsbedürfnis: es fehlt ihm das „Allzumenschliche“ der Holbeinischen Madonna — wobei es dahingestellt bleiben mag, ob dieser Mangel vom Standpunkt des reinen Menschentums aus als ein Fehler oder etwa als ein Fortschritt zu gelten hat.

Die drei Köpfe des deutschen Volkes.

Wir haben den romanischen Kulturträger nur als das Gegenstück zu dem uns hier vorwiegend beschäftigenden germanischen gekennzeichnet, der, umgekehrt, einen fremdrassigen Kopf auf germanischen Schultern trägt. Wir sagen absichtlich, einen „fremdrassigen“ und nicht, einen „romanischen“, weil dieser nicht der einzige „illegitime Kopf“ ist, der im deutschen Volke umgeht. Wenn wir dem ethnologischen Ehebunde dieses Volkes auf den Grund gehen, finden wir, daß sich neben dem romanischen noch ein slavischer „Hausfreund“ bei ihm eingenistet hat, deren beider Verbreitungsgebiete im Wesentlichen durch die Elbe geschieden werden, so daß man den einen den ostelbischen, den anderen den westelbischen illegitimen Kopf in Deutschland nennen kann. Das deutsche Volk weist — seit der Reformationszeit — somit drei Köpfe oder Cerebrospinalsysteme auf, nämlich zwei fremdrassige neben dem angestammten, und muß insofern als in einem triandrischen Geschlechtsverhältnis zu leben schuldig befunden werden.

Diese Triandrie hat ihm aber zum größten Vorteil gereicht, durch sie hat es die Kraft zu einer zweifachen Kulturentwickelung gewonnen — zu einer politischen Wiedergeburt nach der kunstgeistigen Blütezeit, welch letztere überall mit politischem Verfall Hand in Hand und der staatlichen Auflösung voraufzugehen pflegt. Noch nie, so weit die geschichtliche Kunde reicht, ist einem Volke bisher eine solche Wiedergeburt gelungen, weil noch in keinem solche ethnologischen Faktoren zur Wirkung gelangten, wie im deutschen. Wir haben an anderer Stelle das keltogermanische und das slavogermanische Deutschland behandelt, von welch letzterem das erstere abgelöst wurde; wir wollen hier den beiden „illegitimen Köpfen", welche diese zwei Deutschland hervorgerufen haben, in den einzelnen Geistesrichtungen und Bestrebungen weiterhin nachspüren, an deren Koryphäen wir durchweg die Physiognomieen dieser Köpfe wahrnehmen können, wenn wir sie im Lichte unseres Vererbungsgesetzes betrachten.

Die charakteristischsten Vertreter der deutschen Triandrie sind der Slavogermane Lessing, der Keltogermane Goethe und der Kerngermane Schiller. An diese Namen knüpfen sich drei Schulen, in denen sich alle Gegensätze, welche im deutschen Wesen vorhanden sind, im Laufe der Jahre gesammelt haben. Lessing ist der Vertreter des niederdeutschen — genauer, des ostelbischen — rationalistischen Wesens, das man wohl am treffendsten kennzeichnet, wenn man es immun gegen alle romantischen Anwandlungen nennt. Der Ursprung dieses Wesens ist in dem „Mutterwitz" des niederdeutschen Menschenschlags zu suchen, der sich zu seiner überwiegenden Vernünftigkeit verhält, wie der jugendliche Geist zum männlich-ausgereiften. Der wissenschaftlich geschulte niederdeutsche Geist in seiner höchsten Ausbildung schrieb die „Kritik der reinen Vernunft", allein der niederdeutsche Volksgeist trieb lange vor Kant und treibt unausgesetzt Kritik der — reinen und praktischen — Vernunft: er



hat das zur Welt geboren, was man unter dem gesunden Menschenverstand versteht, der allein die moderne Wissenschaft und Technik, die moderne Kultur überhaupt ermöglicht hat. Es liegt in der Natur des Niederdeutschen, an Allem — vom Profansten bis zum Heiligsten — seinen Witz zu üben: diesem gewissen Mangel an romantischer Scheu und Pietät, der die „Erbsünde" gewisser Germanenstämme zu sein scheint, wie er die gewisser Griechenstämme war, haben wir die exakte Wissenschaftlichkeit ebenso wie die seichte Aufklärung zu verdanken — den wissenschaftlichen und den radikalen Realismus. Beide gehören zu einander, wie Pol und Gegenpol, sie machen die „zwei Seiten" des niederdeutschen Wesens aus. Es ist kein Zufall, daß der einen vertieften wissenschaftlichen Realismus darbietende Lessing mit dem seicht aufklärerischen Nikolai in Berührung kam und in gewissem Grade zusammenging: die Pole des niederdeutschen Wesens begegneten sich in diesen Männern — der „negative" Nikolai löste aus dem „positiven" Lessing den elektrischen Geistes-Funken; sie gehörten zusammen im Guten wie im Schlimmen, und man darf den Einen nicht gänzlich verdammen, wenn man den Anderen erhebt. Lessing — Kant — Nikolai sind die drei Grundpfeiler dieser rationalistischen Schule in Deutschland. „Schiller liebte" — nach Goethes Ausspruch — „Lessing nicht", aber er verehrte Kant. Den niederdeutschen Realismus, der ihn bei Lessing noch befremdet hatte, verstand er bei Kant: der oberdeutsche Idealismus in der abgeklärten Schillerschen Form fand seine Berührungspunkte mit dem niederdeutschen Realismus in der aufgeklärten — zu unterscheiden von „aufklärerischen" — Kantischen. Aber beide fanden nur Berührungspunkte — noch nicht die Verbindung und Verschmelzung zu einer organischen Einheit, zu einem neuen L e b e w e s e n, einer vertiefteren und wahrheitlicheren Weltanschauung und Religion, die erst in Goethe eintrat, der recht eigentlich als der Vermittler zwischen Süd- und



Norddeutschland, zwischen West- und Ostelbien anzusehen ist. Er verkörpert die geistige Einheit des deutschen Volkes, die allein in seiner Lebensauffassung zu suchen und zu finden ist — die vielumstrittene und erstrebte deutsche Religion und den deutschen Glauben.

Die geistige deutsche Einheit und die Weltmachtstellung des deutschen Geistes

So greifbar nahe diese ideelle deutsche Einheit vor unserem geistigen Auge steht und so natürlich-selbstverständlich sie dem unbefangen denkenden erscheint, so weit sind wir in der Wirklichkeit von ihr entfernt: so eng sich die Koryphäen der drei genannten Schulen mit einander berührten und so gut sie sich verstanden und erkannten, so weit sind diese Schulen im Laufe der Entwickelung auseinandergegangen, so wenig verstehen sich ihre gegenwärtigen Vertreter untereinander und — in Goethe. Wir sprechen hier nicht vom Protestantismus und Katholizismus, von Orthodoxie und Liberalismus — wir meinen nicht die konfessionellen, sondern die überkonfessionellen geistigen Gegensätze, welche im deutschen Volke unausgeglichen nebeneinander bestehen und wie Wellenringe unausgesetzt durcheinander laufen, ohne sich gegenseitig zu beeinflussen. Wenige nur — selbst unter den Höchstgebildeten — haben überhaupt Kunde von diesen Gegensätzen, und noch Wenigere wissen deren Bedeutung und Tragweite zu schätzen.

Als in der Sitzung der französischen Akademie am 22. Februar 1830 der wissenschaftliche Gegensatz zwischen dem von der Idee ausgehenden Geoffroy de Saint-Hilaire und dem auf der Erfahrung fußenden Cüvier zum Austrag kam, erschien Goethen dieser Streit der beiden berühmten Naturforscher wichtiger und folgenschwerer für die Menschengeschichte, als die in demselben Jahre in Paris sich ereignende Revolution samt dem durch sie bewirkten radikalen Regierungs- und Systemwechsel. Er hielt dafür, daß jener

Streit nachhaltigere Wirkungen hinterlassen werde, als diese Umwälzung. Goethe selbst steht als Naturforscher zu den deutschen Gelehrten in einem ähnlichen Gegensatz, wie Hilaire zu Cuvier — und wir wagen die seltsam klingende Behauptung, daß dieser Gegensatz unendlich folgenschwerer für die Einigung Deutschlands geworden ist, als der Zwist Bismarcks mit den deutschen Demokraten für die Gründung des deutschen Reiches war. Denn was könnte uns an der politischen Verfassung des letzteren gelegen sein, wenn wir die geistige deutsche Einheit zu verwirklichen vermöchten? Wie gern würden wir jene drangeben, könnten wir diese dafür eintauschen! Der Vollzug der geistigen Einheit will uns als eine wichtigere Aufgabe erscheinen, als sie die Gründung des deutschen Reiches gewesen, und die Verständnislosigkeit unserer Gelehrten gegenüber der Goethischen Empfindungs- und Denkweise als folgenschwerer, denn der Kampf der Demokraten gegen Heer und Flotte und die Unterwühlung des Reichsgebäudes durch die Sozialdemokratie. Wie der Feindseligkeit der letzteren gegen die Stärkung der Reichsmacht rasseninstinktive Regungen zum Grunde liegen, nicht anders dem Widerstreben der ersteren gegen die Goethische Lebensauffassung — die Weltmachtstellung des deutschen Geistes. Alle Gegensätze des Menschenlebens beruhen auf Verschiedenheiten der organischen Bildung und Gestaltung, sie werden in letzter Hinsicht durch Abstammung und Herkunft, durch die Rasse bedingt — im Geistesleben nicht anders als auf allen übrigen Lebensgebieten. „Alles, was Meinungen über die Dinge sind," sagt Goethe, „gehört dem Individuum an, und wir wissen nur zu sehr, daß die Überzeugung nicht von der Einsicht, sondern von dem Willen abhängt; daß Niemand etwas begreift, als was ihm gemäß ist und was er deswegen zugeben mag. Im Wissen wie im Handeln entscheidet das Vorurteil



Alles, und das Vorurteil, wie sein Name wohl bezeichnet, ist ein Urteil vor der Untersuchung. Es ist eine Bejahung oder Verneinung dessen, was unsere Natur anspricht oder ihr widerspricht; es ist ein feuriger Trieb unseres lebendigen Wesens nach dem Wahren wie nach dem Falschen, nach Allem, was wir mit uns im Einklang fühlen." Wenden wir nun diese Worte aus der „Farbenlehre" (II. § 30) auf ihren Urheber selber an, so müssen wir bekennen, daß der feurige Trieb seines lebendigen Wesens nach dem, was er mit sich im Einklang fühlte, — daß der heroische Sinn und der Wagemut des Germanen unverkennbar aus ihm spricht, wenn er seine „Farbenlehre" in die Worte zusammenfaßt:

„Die Farben sind Thaten des Lichts, Thaten und Leiden,"

und daß seine wissenschaftlichen Widersacher gerade den Mangel an diesen Eigenschaften verraten, wenn sie ihn um dieser Lehre willen befehden. Ihre organische Bildung reicht nicht an diejenige Goethes heran — es sind „Fehlböden" in ihrem Gehirn, gewisse Verbindungen und Windungen, welche das seinige aufwies, sind nicht vorhanden: darum können sie ihn nicht verstehen und ersehen, weil bei ihnen „blinde Flecke" liegen, wo sich bei ihm „Netzhaut" spannte. Der Streit um die „Farbenlehre" ist im tiefsten Grunde ein Rassenstreit — er wurzelt in der Höher- beziehungsweise Minderwertigkeit der jeweiligen cerebrospinalen Veranlagung. Goethes Farbenlehre war das folgerichtige Ergebnis, war die letzte höchste Spitze seiner ganzen Lebens- und Denkarbeit. Sie ist der Schlußstein und die Krönung seiner harmonischen Lebensauffassung. Alles ist bei ihm aus einem Guß, und an der „Farbenlehre" rütteln, heißt nichts Anderes, als sein ganzes Geistesgebäude, das Gefüge seiner Weltanschauung ins Wanken bringen. Sie steht und fällt mit dem Menschen Goethe.



Goethes Farbenlehre ein Stück germanischer Weltanschauung

Wir wollen an dieser Stelle kein Urteil über den wissenschaftlichen Wert oder Unwert dieser Lehre fällen; wir halten unsere dahingehende Meinung zurück. Nur aussprechen wollen wir die Thatsache, daß man den ganzen Goethe verwerfen muß, wenn man seine Farbenlehre verwirft, weil bei ihm wie in der Natur selbst Eines harmonisch ins Andere greift und Alles durch Jedes bedingt wird. Diese Farbenlehre ist ein Stück germanischer Weltanschauung, wie die Lehre von der wesenhaften Identität aller Lebenserscheinungen und der natürlichen Entwickelung — gleichviel, ob sie nun wissenschaftlich zu rechtfertigen sein mag, oder nicht. Keine Weltanschauung ist absolut wissenschaftlich haltbar — was ist aber unsere ganze Wissenschaft im Grunde Anderes, als „Weltanschauung"? Wir glauben die Verständnislosigkeit der deutschen Gelehrten gegenüber Goethes Farbenlehre der fortschreitenden Rekeltisierung Deutschlands zuschreiben zu sollen, die, wie wir a. a. O. dargelegt haben, durch die erste französische Revolution in Scene gesetzt wurde. In allen Lehrbüchern der Physik findet sich der Satz: „Jeder (weiße) Sonnenstrahl ist aus Strahlen von verschiedener Brechbarkeit zusammengesetzt, und den verschieden brechbaren Strahlen kommt eine verschiedene Färbung zu." Das ist keltische mechanische Lebensauffassung in die Wissenschaft übertragen. Für den Kelten ist die Welt ein mechanisch zusammengesetztes, für den Germanen ein organisch gegliedertes Ganzes. Jener unterscheidet Staat und Volk nur als eine Menge Einzelner von verschiedener „Wellenlänge und Brechung", beziehungsweise geistiger Potenz, die, ohne innerliche Einheit, mechanisch in einander greifen; diesem erscheint jede Lebensgemeinschaft als ein lebendiger Organismus, als eine unergründliche einheitliche Kraftregung, aus welcher die wesenhaft identischen einzelnen Individuen sich herausdifferenzieren, deren

Abschattierungen, deren „bunte Schatten" sie nur sind, wie die Farben nach der Goethischen Lehre die des Lichtes. Dieser grundverschiedenen Auffassung entsprechend, betrachtete der Kelte Isaac Newton das Licht als „zusammengesetzt" aus verschiedenen farbigen Strahlen, welche unter gewissen Bedingungen auseinandertråten und mit einander vermischt den weißen Lichtstrahl ergåben. Dem germanischen Empfinden widerstrebt diese Anschauung, daß in der Natur irgend etwas „zusammengesetzt" sein könne. Der Natur-Wille, der Kraft-Stoff, oder wie man das Grundwesen der Natur anders bezeichnen mag, erscheint dem Germanen als *Einheit*, die sich wohl zu verschiedenen Darstellungsformen *modifizieren*, die sich in verschiedenen Erscheinungsformen *manifestieren*, aber niemals sich in „Bestandteile zerlegen" kann. Denn was „Eins", was von wesenhafter Identität ist, das hat keine „Bestandteile", und das Ding-an-sich, die Substanz, der Kraft-Stoff, der Wille zum Leben, die Gott-Natur ist für die germanische Empfindungs- und Denkweise eine solche unteilbare, unzerlegbare Einheit. In der Natur bildet und gestaltet sich dieser Auffassung gemäß Alles *von Innen heraus*: kein lebendiges entsteht durch äußeres Zusammentreten von Stoffen und Kräften. Wenn die elektrische Kraft in einen positiven und einen negativen Pol auseinandertritt, so „zerlegt" sie sich nicht etwa in ihre „Bestandteile", sondern sie *differenziert* sich nach zwei Seiten hin: sie ist nicht aus einer positiven und einer negativen Elektrizität „zusammengesetzt", diese polaren Erscheinungen werden vielmehr durch das Hervortreten der Kraft in der Materie bedingt. Jede natürliche Kraft läßt sich nur *potenzieren* und differenzieren — nicht zerlegen: sie treibt heraus, sie tritt hervor, oder sie tritt zurück und schwindet in das „Jenseits", das „Ding-an-sich", den geheimnisvollen „Willen", oder wie man den Urgrund aller Dinge sonst bezeichnen will, vor dem es sich, um mit Goethe zu sprechen, entschieden gebietet,

uns anbetend niederzuwerfen und das Unerforschliche seines Wesens still zu verehren. Das ist germanische Weltanschauung, germanische Religion, germanischer Glaube — das ist der **Lebenspuls des germanischen Wesens.** Von einer „Zusammensetzung des Lichtes“ zu sprechen, kommt in dieser Anschauung auf dasselbe heraus, wie zu sagen, der animalische Organismns, „setze sich“ aus Leib, Brust, Kopf und Gliedmaßen, ein Gedicht Schillers aus diesen und jenen Worten „zusammen“. Die natürliche Kraftregung, der „Wille zum Leben“ tritt in Organen hervor, er differenziert sich im Organismus zu Späh-, Greif- und Schlingorganen; in analoger Weise teilt sich die natürliche Kraft des Lichtes nicht in verschiedene Grundstrahlen, wenn sie auf einen durchsichtigen Körper trifft, sondern sie differenziert, sie **schattiert** sich zu gelb, blau, rot, grün, violett.

Der Goethisch-Newtonische Farbenstreit ein Rassenstreit

Der Unterschied zwischen Goethe und Newton in Bezug auf die Farbenlehre ist somit durch ihre grundverschiedene Weltanschauung bedingt, die ein Produkt ihrer verschiedenartigen organischen Bildung, ihrer „Rasse“ ist. Goethe gelangte zu seiner Farbenlehre durch den Deduktionsschluß vom Naturganzen auf den einzelnen Vorgang: er sagte sich, wenn die Gott-Natur in ihrer **Gesamtheit**, indem sie „das Feste läßt zu Geist verinnen, das Geisterzeugte fest bewahre“, ein einheitliches Ganzes bilde, das sich unter allen Verhältnissen in konstanter Weise manifestiere, daß dann für jeden einzelnen Vorgang die analoge Manifestation a-priori gesetzt werden könne. Er war für sich zu sehr davon überzeugt, daß die Natur sich nie und nirgends widersprechen könne, als daß er mit dem zusammengesetzten Lichtstrahl sich hätte zufrieden geben können. Newton trat an die Aufgabe ohne Berücksichtigung des Naturganzen, der wesenhaften Identität alles Lebendigen heran, weil ihm das germanische **künstlerische** Em-

pfinden abging. In diesen Lehren von der Differenzierung oder Schattierung einerseits und der Zerlegung des Lichtes in die Farben andererseits kommen zwei Weltanschauungen zum Ausdruck, von denen keine die andere jemals überzeugen wird, da sie rassenhaften Ursprungs sind. Sie wurzeln in der organischen Naturanlage, in den vererbten Ganglien der Germanen und der Kelten, mit denen sie leben und sterben werden.*)

In den höchsten, feinsten Geistesblüten der Kulturvölker treten oftmals überraschende Gegensätze und Rassenunterschiede zu Tage, die in den gewöhnlichen Lebensverhältnissen unbemerkt und spurlos an einander vorüberhuschen. Wie man in einem gemischten Waldbestand die Art eines Baumes nicht immer an Stamm und Zweigen, sondern erst an Blättern, Blüten und Früchten festzustellen vermag, so erkennt man in jedem Volke, das, als ethnologischer Begriff, mit einem gemischten Waldbestand verglichen werden kann, die verschiedenen Rassen, welche in ihm aufgegangen sind, nicht sowohl an der körperlichen, als an der geistigen Form der Einzelindividuen. In diesem Sinne ist der Gegensatz zwischen Goethe und Newton von symptomatischer Bedeutung und von nicht geringer Wichtigkeit für die Rassenkunde. Die Zahl der Anhänger Newtons im Punkte der Farbenlehre ist Legion in Deutschland; zu Goethe hält nur ein winziges Häuflein Getreuer. Wir wollen damit natürlich nicht sagen, daß die Anhänger jenes durchweg „Kelten" seien — nur

*) „Nicht deshalb allein haftet der Glaube an die nationalen Götter so tief in den Seelen der Menschen, weil er mit so vielen Wurzeln im Staatskultus der Kunst und Poesie, der Schule und der ganzen Kultur festgewachsen ist; seine zähesten Wurzeln hat der Glaube im Blut, in den ererbten Ganglien und je älter eine Religion ist, und durch je mehr Generationen sie Zeit gehabt hat, sich in dem Nervensystem eines Volkes zu fixieren, desto zäher hängt ein Volk an seiner Religion und fast keine Gewalt ist im Stande sie zu überwinden." Albert Reibmayr: Inzucht und Vermischung beim Menschen; p. 33.

mehr oder weniger —, sondern, daß die keltische Lebensanschauung im deutschen Volke mächtig, die germanische hingegen schwach vertreten ist.

Der Rassengegensatz in der wissenschaftlichen Weltanschauung Virchows und Darwins

Auf einem anderen Gebiete der Naturwissenschaften bietet sich uns ein noch drastischeres Beispiel für die in höchsten wissenschaftlichen Fragen zum Ausdruck gelangende Rassenverschiedenheit. Diesmal sehen wir in umgekehrter Weise einen Engländer einem Deutschen gegenüber die germanische Denk- und Empfindungsweise vertreten, oder vielmehr den letzteren gegen die Gedankenwelt des ersteren ankämpfen. Ein Forscher von so scharfem wissenschaftlich geschultem Verstand wie Rudolf Virchow zeigt sich der Lehre Darwins gegenüber von einer seltsamen geistigen Befangenheit und Unfreiheit, unvermögend, auch nur mit dem leisesten Flügelschlag sich über die sinnliche Wahrnehmung zu erheben. Dieser hochverdiente Gelehrte hat den Ausspruch gethan, daß er die Abstammung des Menschen vom Pithekanthropos erst dann als „bewiesen" betrachten könne, wenn Überreste dieses Vorfahren oder Übergangsformen zwischen Mensch und Tier zu Tage gefördert worden. Virchow muß also „gesehen" und „betastet" haben — anders kann er sich von einer wissenschaftlichen Wahrheit nicht überzeugen. Die Kraft der inneren Anschauung, welche dem Germanen eignet und von dem Angelsachsen Darwin in der Wissenschaft zur Geltung gebracht wurde — diese seherisch-geistige Mächtigkeit, die das Wahre und Naturnotwendige zu erkennen vermag auch ohne sichtbare Zeichen: die aus dem Entwickelungsgange des All-Lebewesens heraus die fehlenden Glieder einer Kette mit mathematischer Sicherheit zu konstruieren im Stande ist — diese künstlerisch-wissenschaftliche schöpferische Kraft sehen wir dem großen Forscher Virchow so völlig abgehen, daß wir uns



der Empfindung nicht erwehren können, es hier mit fremder Rasse zu thun zu haben. Virchow ist Slavogermane — er trägt den ostelbischen „illegitimen Kopf“ auf seinen germanischen Schultern. In ihm offenbart sich die ostelbische Geisteskultur — das „zweite Deutschland“ — in ihrer ganzen Stärke und Schwäche: die ausgeprägteste Verstandesschärfe und Forschungskraft verbunden mit — oder besser, als Äquivalent von — völligem Mangel an Ideenleben und kunstgeistigem Anschauungsvermögen. Das slavische cerebrospinale System hat im Bunde mit dem germanischen sympathischen dem deutschen Volke eine zweite Kultur bescheert, die in ihrer wissenschaftlichen Gründlichkeit und schneidigen Schlagfertigkeit so deutsch und so undeutsch zugleich ist — dieses Cerebrospinalsystem hat aber damit den „legitimen“ germanischen Kopf ausgetrieben, dem die Kraft des künstlerischen Anschauungsvermögens einwohnt, wie sie einem Goethe und einem Darwin eignete. Wie von Westen her, so ist dieser Kopf somit auch von Osten in die Enge getrieben und ausgemerzt worden, und man darf sagen, daß, nicht zwar das deutsche Wesen, aber der deutsche Kopf im Aussterben begriffen ist. Man sehe sich nur einmal die kurzgeschnittenen, rundlich-ovalen Preußenköpfe an, die sich alle ausnehmen, wie in einer Form gebacken und zu den mächtigen Germanenköpfen, die man in Skandinavien und in den alten Hansestädten zuweilen noch antrifft, verhalten wie Tauben- zu Hühnereiern. Wie seltsam nehmen sich diese Köpfe auf den hochgewachsenen, schlanken Germanenleibern der Ostelbier aus!

Die geographische Verbreitung des Rassengeistes

Man hat sich eingehend mit der geographischen Verbreitung der Pflanzen und Tiere beschäftigt, man kennt nahezu die eines jeden Krautes und Gewürms. Der Mensch allein ist in diesem Punkte, wie in so vielen anderen, für den Menschen Stiefkind geblieben.



Zwar sagt Goethe: „Das eigentliche Studium der Menschheit ist und bleibt doch einzig und allein der Mensch“ — aber was schiert sich die heutige Wissenschaft um Goethe? Ihr sind die Tiere und Pflanzen, ihr ist die Kenntnis des niedrigsten Gewürms und des unscheinbarsten Gewächses noch immer wertvoller, als das Wissen vom Menschen. Vom lebendigen Menschen nämlich! Man hat zwar den Organismus bis in seine verborgensten Zellen und Kanäle ergründet — aber an seinem Gesamtergebnis, an dem „Leben“ geht man achtlos vorüber. Man hat Anatomie getrieben und diese Wissenschaft zum denkbar höchsten Grade ausgebildet, — nämlich bis zu ihren natürlichen Grenzen, von wo man zu dem Leben selbst übergehen müßte. Man trieb auch „Anthropologie“ — das heißt, man maß die Schädel, zählte die blauen und die braunen Augen, die blondhaarigen und die dunkelhaarigen Köpfe. Aber bis zu den „Gehirnwindungen“ kam man nicht — nämlich zu solchen, in denen „Leben pulst“. Lebendige Schädel lassen sich zwar leicht messen, aber schwer trepanieren — und bei den toten hat die Trepanation keinen großen Zweck mehr: denn ihnen fehlt gerade das Wissenswerteste und Wertvollste, das, worauf es bei dem Studium der Menschheit eigentlich ankommt: das Leben. Es würde vielleicht aber auch nicht viel nützen, wenn sich selbst Menschen fänden, die sich bei lebendigem Leibe trepanieren ließen. Was könnte das Ergebnis sein? Beim Druck auf diese Hirnwindung schleudert der eine Arm, bei dem auf jene das andere Bein — so weit würde sich das Experiment doch niemals treiben lassen, auf solche Weise diese oder jene Gedankenverbindungen oder Phantasiebilder hervorzurufen. Allein es bietet sich ein köstlicher Ersatz für diese mangelhafte wissenschaftliche Methode dar. Man vergißt über den wissenschaftlichen Experimenten, daß das Leben selbst unausgesetzt experimentiert! Diese wertvollere natürliche Methode läßt uns tiefere Blicke in das Menschen-



wesen thun — und wir sind dabei noch in der vorteilhaften Lage, daß wir die Experimente nicht selber anzustellen, sondern nur zu belauschen brauchen. Warum nimmt unsere Wissenschaft keine Notiz von diesen natürlichen Experimenten? Warum beschäftigt sie sich nur mit der geographischen Verbreitung der äußeren Rassenmerkmale — nicht aber mit der des Rassengeistes? Jene Merkmale sind in vielen Fällen sehr trügerische Zeichen. Die Natur wird oft „des trockenen Tones satt" und liebt es, zu ironisieren, die Dinge auf den Kopf zu stellen, das Widerstrebende, Gegensätzlichste zu verbinden. Sie treibt „mimicry" — und man darf mit gewissem Rechte sagen, daß mimicry im Grunde die „zweite Natur" der Natur ist — die natura naturata der natura naturans. Die Natur trägt, wie der Mensch, ihr „Gewand", unter dem sie ihr wahres Wesen verbirgt: sie ist so schamhaft und betrügerisch, wie ein schamhafter und betrügerischer Mensch. Sie umkleidet das menschenähnlichere Gehirn des Orang-Utan mit einer tierischeren Schädeldecke, sie füllt den menschenähnlicheren Schädel des Schimpansen mit einer tierischeren Gehirnbildung: sie versagt beiden die menschenähnlichere Körpergestalt, welche sie dem Gorilla zuteilt, ohne diesem zugleich die Vorzüge des Schimpansen und Orang-Utan zu gewähren. In entsprechender Weise steckt die Natur zuweilen germanische Gehirne in romanische Schädel, und umgekehrt — versagt sie einem germanischen Hünen die angemessene Gehirn- und Schädelbildung und verleiht die eine oder die andere einem mißgestalteten Zwerge. Auf die Rasse ist daher nicht mit untrüglicher Sicherheit aus den Rassenmerkmalen zu schließen — aber der Rassengeist verleugnet sich nie. Der geographischen Verbreitung des Rassengeistes nachzugehen, ist somit unsäglich wertvoller, als alle Schädel-Meß-Kunst und Augen-Haar-Statistik. Uns will die letztere als in einer entfernten Verwandtschaft mit der

Faust-Vers-Zählerei stehend erscheinen, die Goethe selbst im Faust schon zum Voraus gerichtet hat durch die Worte:

> Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
> Der immerfort an schalem Zeuge klebt,
> Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt
> Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet!

Die biologischen Merkmale der germanischen Rasse

Es giebt für die germanische — blonde — Rasse drei innerorganische Merkmale, durch welche sie von allen nichtgermanischen — dunklen — Rassen wesentlich unterschieden und vermöge deren das germanische Blut aus jeder Vermischung mit fremdem untrüglich herauszuerkennen ist. Diese Merkmale sind, erstens, die leichte Empfänglichkeit der Germanen für alle Infektionskrankheiten im Gegensatz zu der größeren Widerstandsfähigkeit aller dunkelhaarigen Völker, zweitens, die Neigung zu den depressiven Formen der Geisteskrankheiten, während bei letzteren die maniakalischen vorwiegen, und endlich, drittens, die allein bei den Germanen einheimische, bei den anderen Völkern sich nur in verschwindendem Maße zeigende oder gänzlich fehlende Erscheinung des Selbstmords. Die statistischen Erhebungen über diese drei Momente bilden den prozentualen Ausdruck für das Mischungsverhältnis von germanischem und nichtgermanischem Blut im Menschengeschlecht, vorzüglich innerhalb der Bevölkerung Europas.

„Die Schweden und Norweger sind von allen europäischen Völkerschaften am allerwenigsten im Stande, den schädigenden Tropeneinflüssen, im Besonderen dem Wechselfieber und dem Gelbfieber Widerstand zu leisten. Um ein Geringeres mehr vermögen dies die Deutschen und Holländer. Weiter folgen dann in aufsteigender Reihenfolge die Angelsachsen, die Franzosen, die Italiener, die Malteser und schließlich die Spanier. Bei den drei zuletzt angeführten Nationen kann man schon mit gutem Rechte von einer gewissen Immunität



sprechen. Die skandinavisch-germanische Rasse ist somit, was die Widerstandsfähigkeit gegen tropische Einflüsse und die daraus resultierende Fähigkeit der Akklimatisation betrifft, am Ungünstigsten gestellt, die iberisch-ligurische Rasse am Günstigsten; die keltisch-irische Rasse nimmt ziemlich die Mitte zwischen beiden Gruppen ein, nähert sich aber schon mehr der ersteren." *) Nach Erhebungen, die Bertillon in den Jahren 1853 bis 1856 unter der europäischen Bevölkerung in Algier angestellt, kamen auf tausend Lebende bei den Spaniern und Maltesern 30 Todesfälle, den Franzosen 43, den Italienern 48, den Deutschen 56.

Entsprechende Verhältniszahlen ergaben die Untersuchungen, welche Bannister und Hektoen in dem Illinois Eastern Hospital for the Insane zu Kaukakee angestellt. „Von den Deutschen und Skandinaviern waren 12,04 % an Melancholie, 9,57 resp. 9,91 % an Manie erkrankt; umgekehrt von den Franzosen und Iren (Kelten) 9,17 resp. 11,76 % an Melancholie, und 10,80 resp. 17,60 % an Manie." Alle statistischen Erhebungen über Geisteskrankheiten ergaben in den germanischen oder vorwiegend germanischen Ländern das Vorherrschen der Melancholie, in den keltoromanischen das der Manie. Als einzige Ausnahme von diesem Gesetz gilt Schweden, welches in den Jahren 1884—1885 30 % melancholische und 42 % maniakalische Geisteskranke aufwies. Buschan führt diese Eigentümlichkeit auf den Umstand zurück, daß ein Teil der Melancholischen dort der Familienpflege überlassen bleibt, doch will es scheinen, daß das „Maniakalische" der schwedischen Geisteskranken vielmehr auf eine Vermischung mit fremdem Blut zurückzuführen sei — eine Behauptung, der aus dem leichten, lebhaften Naturell der

*) Diese Ausführungen, sowie die folgenden statistischen Aufstellungen dieses Abschnitts sind der Abhandlung von Georg Buschan: „Einfluß der Rasse auf die Form und Häufigkeit pathologischer Veränderungen" entnommen. Globus, Band 67 (1895). D. V.

Schweden ein gewichtiger Beleg erwächst, durch welches diese sich von allen übrigen Germanen wesentlich unterscheiden.

In unmittelbarem Zusammenhang mit diesem Verhältnis der Geisteskrankheiten bei germanischen und nichtgermanischen Völkern steht das dritte der angeführten Momente, der Selbstmord, über welchen wir nur die statistischen Zahlen sprechen zu lassen brauchen. In Deutschland kommen auf 10000 lebende Einwohner pro Jahr 2,71 Selbstmorde, in Dänemark 2,58, in der Schweiz 2,30, in Frankreich 1,87, in Irland 0,2, in Österreich 1,63. In Deutschland selbst stehen das Königreich Sachsen (3,93), Thüringen (3,82), Hannover, Schleswig-Holstein oben an, als diejenigen Gegenden, in welchen die germanische Rasse sich am Reinsten erhalten hat. „Die niedrigste Selbstmordstatistik findet sich bei den südeuropäischen Nationen. In Italien kommen auf 10000 Einwohner 0,46, in Spanien 0,35 Selbstmorde." Innerhalb der italienischen Provinzen ergaben Kalabrien 0,17, Apulien 0,33, Lombardei 0,65, Venetien 0,66, Emilia 0,5 — weil „diese mit germanischen und keltischen Elementen stark durchsetzt" sind, welch letztere von allen Rassen am widerstandsfähigsten und zähesten gegen geistige Depressionen, die mit starker Neigung zum Selbstmord verbunden sind, wie gegen Infektionskrankheiten sich verhalten.

Ein weiteres Merkmal, durch welches die Germanen sich nicht sowohl von allen südlichen, dunkelhaarigen Rassen überhaupt — man müßte denn die Semiten ausnehmen — als vielmehr im Besonderen von den Kelten unterscheiden, mit denen sie in den großen europäischen Kulturstaaten Deutschland, Frankreich, England und zum Teil auch Italien (Lombardei) und Spanien (Nordwesten) untermischt wohnen, ist ihre größere Fruchtbarkeit, resp. die relative Sterilität der keltischen Rasse. „Es ist das Verdienst Molière's *) in Lyon"

*) Molière, sur la Fécondité relative de la race celtique dans l'antiquité. Lyon, méd. 1892. Nr. 18.



— sagt Buschan — den Nachweis dafür erbracht zu haben, daß der schwache Nachwuchs „durch eine in der keltischen Rasse selbst liegende relative Sterilität bedingt“ wird. „Wie dieser Forscher ausführt, hat sich die keltische Rasse schon seit ihrem Bestehen weniger fruchtbar als andere Rassen gezeigt und, um sich vor gänzlichem Aussterben zu bewahren, im Laufe der Jahrhunderte durch diese von Zeit zu Zeit aufgefrischt.“ „In Deuschland kommen nach den statistischen Erhebungen auf 1000 Einwohner 39,3 Geburten (1872 bis 1878: 39,8; 1878—1885: 39,6; 1885: 38,5); in Rußland (nach der Statistik über die Jahre 1865—1883) sogar 48, bei den civilisierten Völkern überhaupt 38,5, hingegen in Frankreich auf die gleiche Anzahl nur 24 bis 25 (1865 bis 1883: 25,0; 1885: 24.)*) Für einzelne Länder, in denen das keltische Element vorherrscht, stellt sich der Prozentsatz entsprechend niedrig im Vergleich zu denjenigen Ländern, in denen das germanische Element überwiegt: so für Irland auf 26,7 % (1865—1878), für die Schweiz auf 30,8 % (1870—1878), für Elsaß-Lothringen auf 31,8 %.“

Die geistigen Merkmale der germanischen Rasse

Wie in ihrer physisch-psychischen Beschaffenheit, so weist die germanische Rasse auch in ihrer geistigen Signatur drei Merkmale auf, durch welche sie sich von allen anderen Rassen wesentlich unterscheidet. Friedrich Nietzsche behauptet, wohin die Deutschen immer kämen, trügen sie ihren Protestantismus, ihr Bier und ihr Entwickelungsgesetz. Von diesem abfälligen Urteil des großen Denkers halten wir das erste und das letzte der angeführten Inventarstücke der Deutschen als zwei unverkennbare Merkmale ihrer geistigen Signatur fest und fügen als Drittes das Übergerechtigkeitsempfinden hinzu. Ihre Auffassung der Religion als der immanenten göttlichen Kraft, welche keiner Dogmen und rituellen Formeln bedarf, die ihrer reinen Ent-

*) Lyon médical 1894. Nr. 39.

faltung und Darstellung nur hinderlich sind, und des Christentums als der höchsten Erscheinungsform dieser Religion, welches alle Glaubensvorstellungen und Kulte, alle sogenannten „Religionen", deren Schwerpunkt in den beiden letzteren Requisiten liegt, zu überwinden und abzulösen bestimmt ist, indem es den Ton auf die Liebe legt wie in dem Paulinischen Kehrreime „Und hätte der Liebe nicht, so wäre mir alles Andere nichts nütze" — eine solche Auffassung des Protestantismus, welche freilich von der offiziellen Religionsform dieses Namens grundverschieden ist, aber von allen wahrhaft denkenden und gebildeten Deutschen geteilt wird, ist grundgermanisch und darf als das erste unverkennbare geistige Merkmal dieser Rasse bezeichnet werden. In je höherem Grade ein Angehöriger der letzteren zu dieser Auffassung von Religion und Christentum befähigt ist, je leichter es ihm wird, je natürlicher es ihm erscheint, sich zu ihr zu bekennen, um so reineren germanischen Geblüts darf er sich rühmen.

Das andere geistige Merkmal, das Entwickelungsgesetz, haben wir bereits als einen Prüfstein für germanische Köpfe erkannt, welchem fremde Cerebrospinalsysteme, wie z. B. das slavische Virchows, nicht gewachsen sind. Das dritte endlich, welches wir als Übergerechtigkeitsempfinden bezeichnet haben, ließe sich mit der der germanischen Rasse allein eignen Neigung zum Selbstmord vergleichen und als Hang zur geistigen Selbstaufhebung charakterisieren. Dieses Empfinden ist dem Selbsterhaltungstrieb, dessen Existenz von der Vergewaltigung schwächerer Lebewesen untrennbar ist, diametral entgegengesetzt und als solches so einzigartig und ursprünglich, daß es das Muttermal der germanischen Rasse genannt werden kann. Eine Rasse, die aus dem Geiste höherer Gerechtigkeit heraus das Mark der eigenen Lebenskraft anzutasten wagt, diese und nur diese Rasse ist die germanische. Die Gerechtigkeit geht ihr über Hab und Gut, über Weib und

Kind, über Leib und Leben. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß sie — daß zumal die Deutschen überall in der Welt zu kurz gekommen und wie der Poet in der Schillerschen „Teilung der Erde“ post festum eingetroffen sind, weil nämlich ihr feineres Gerechtigkeitsgefühl sie davor zurückscheuen ließ, mit dreister fester Faust wie die Anderen zuzugreifen, wo es etwas zu greifen gab; diesem Umstande ist es ferner zuzuschreiben, daß sie ihre Nationalität unter fremdem Volke allezeit nur sehr schwer behaupten konnten und selbst in minderwertigen, tief unter ihnen stehenden Rassen aufgegangen sind, weil ihre höhere sittliche Bildung ihnen die Vorzüge der Anderen in gleichem Maße wie die eigenen Mängel in hellerem Lichte erscheinen ließ. Genug. Entsprechend der Nietzscheschen Formulierung, wenngleich in anderem Sinne, können wir behaupten, daß die echten Deutschen, wohin sie immer kommen, ihr dogmenloses Christentum, ihr Entwickelungsgesetz und ihr Übergerechtigkeitsempfinden tragen, welche drei ideellen Merkmale in ähnlicher Weise ihrer geistigen Physiognomie unauslöschlich eingegraben sind, wie ihrer physiologischen die Empfänglichkeit für Infektionskrankheiten, die Neigung zur Melancholie und zum Selbstmord. Wie die anderen Rassen mehr oder weniger immun gegen Infektion sind und den Hang zur physischen Selbstaufhebung nicht kennen, so sind sie auch „immun“ gegen das reine selbstthätige religiöse Gefühl und kennen den Hang zur geistigen Selbstaufhebung in dem Übergerechtigkeitsempfinden nicht — das heißt, sie sind in gewissem Grade stumpf, welche Stumpfheit aber ihrem Selbsterhaltungstrieb und ihrem Fortkommen in der Welt sehr dienlich ist. Diese Immunität und Selbstbehauptung der anderen Rassen gegenüber der germanischen sind vergleichbar der größeren Widerstandsfähigkeit des Tieres und der Zähigkeit, mit der es am Leben hängt — das auch den Selbstmord nicht kennt. Die Neigung zum Selbstmord, in diesem Sinne, ist somit nicht absolut verwerflich,



sie ist vielmehr ein Kennzeichen edlerer Natur. Gemeine Seelen bringen sich nicht um. Unkraut vergeht nicht — das gilt auch in diesem Falle.

Die „zwei Zimmer" des deutschen Volkes

Wir fanden, daß das germanische Blut an drei physiologischen Merkmalen aus jeder Vermischung mit fremdem herauszuerkennen ist. Die drei geistigen Merkmale lassen es mit gleicher Sicherheit erschließen und eine ähnliche Statistik, wie wir sie für jene gegeben haben, könnte auch für diese geschaffen werden. In solcher Weise die *geographische Verbreitung des Rassengeistes* zu bestimmen, ist noch niemals versucht worden. Doch wäre es bei Weitem lehrreicher, zu erfahren, welche Verbreitung die germanische Auffassung der Religion und des Christentums in deutschen Landen hat und wie weit sie sich im Ausland erstreckt*), sowie, wie viele und welcher Art Menschen das Entwickelungsgesetz anerkennen, beziehungsweise den Gedanken der natürlichen Entwickelung bekämpfen, als die Zahl und Verbreitung der Dolichocephalen und Brachycephalen zu kennen. Man dürfte da zu überraschenden Ergebnissen kommen, besonders was den letzteren Punkt betrifft. Es giebt tüchtige, hochbegabte Menschen, die beim besten Willen nicht im Stande sind, sich mit der Vorstellung der natürlichen Entwickelung vertraut zu machen. Unter den schwarzen Schaaren, die unermüdlich gegen die Darwinische Theorie anstürmen, befindet sich manche Erscheinung, die mit ihrer Umgebung nicht das Geringste gemein hat und sich unter ihnen ausnimmt, wie Coriolan unter den Volskern. Es giebt freie, hochgeborene Geister, für die kirchliche Gesichtspunkte nicht maßgebend sind, mit denen aber über Darwin keine Verständigung möglich

*) Natürlich auch innerhalb der „Kirchen" und „Konfessionen", die Zugehörigkeit zu welchen keinen Schluß auf die Denk- und Empfindungsweise eines Individuums in religiösen Dingen rechtfertigt, da sie in vielen Fällen nur äußerlicher Natur ist und durch Gewohnheits- und Zweckmäßigkeitsgründe bestimmt wird. D. V.



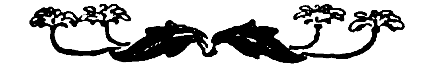
ist. So kennen wir einen Geistlichen, der zwar den alten Glauben an die Gottheit Christi überwunden hatte, sich aber mit dem neuen an die tierische Abstammung des Menschen nicht befreunden konnte. Man sieht, nicht nur hart im Raume stoßen sich die Sachen, sondern auch zuweilen im Kopfe die Gedanken — oder, ethnologisch gesprochen, die „Rassenelemente," auf welche sich alle geistigen Gegensätze zurückführen lassen. Der angeführte Fall ist freilich ein seltener, ein sogenannter „interessanter Fall", und dies um so mehr, als dem betreffenden Geistlichen das tragische Geschick zu Teil wurde, gemaßregelt und amtsentsetzt zu werden wegen seiner freiheitlichen Denkweise. Häufiger ist der umgekehrte Fall, daß im Kopfe eines Geistlichen neben dem alten Glauben ungestört die Darwinische Lehre einhergeht, wie neben dem Lämmlein im Paradiese der Löwe. In einem solchen Kopfe mag es dann aussehen etwa wie in dem des von Karl Immerman im „Oberhof" geschilderten Hauptmanns, welcher in den Napoleonischen und in den Freiheitskriegen jedesmal mit gleicher Begeisterung gekämpft und dem die Erinnerung an beide Epochen so teuer geworden, daß er keine um der anderen willen aufgeben mochte. Um sich aus dem Dilemma zu helfen, verfiel er auf das Auskunftsmittel, sich zwei Zimmer einzurichten, das eine mit den Triumphzeichen der Napoleonischen Zeit, das andere mit denen der Freiheitskriege ausgestattet, in denen er abwechselnd lebte — je nachdem ihn die eine oder die andere Stimmung überkam.

In ähnlichen geistigen Gegensätzen lebt jeder Deutsche. Wir Alle haben in fremder Dienstbarkeit gestanden, haben unter einem ausländischen Despoten gekämpft, der das deutsche Wesen gebrandschatzt und ausgesogen, und wir Alle mußten durch einen Freiheitskrieg uns zu geistiger Selbständigkeit durchringen. Wir freuen uns jener fremdherrlichen Siege ebenso wie wir stolz sind auf unsere neue Selbstherrlichkeit. Jeder Deutsche lebt in „zwei Zimmern," von denen das eine

ihm mit tausend Zungen den Ruhm eines Welteroberers verkündet, der die Kraft seines Volkes gebrochen, das andere die Erhebung dieses Volkes, als es den Eindringling wieder aus seinen Grenzen vertrieb. Von keiner dieser Erinnerungen kann er lassen, und, da sie einander ausschließen, verfällt er auf das Mittel, sich selber zu zerteilen, so daß er abwechselnd bald in der einen bald in der anderen lebt. Diese beiden Erinnerungen haben die „zwei Seelen" in der Brust des Deutschen erzeugt, über welche Faust klagt, und die doch wiederum sein ganzes Glück ausmachen. Jeder Deutsche hat diese zwei Seelen mehr oder minder — das heißt, er trägt einen Zwiespalt in sich, an dem er arbeitet. Dieser Zwiespalt ist ein Rassenzwiespalt, der ihm durch die starke Blutmischung, welche das deutsche Volk erfahren, in die Wiege gelegt worden, und die Erinnerungen, nach denen hin es die eine um die andere Seele zieht, sind die Sieges- und Triumphzeichen der einen und der anderen Rasse, die in deutschen Landen seit einem Jahrtausend um die Herrschaft gerungen haben. Deutschland ist solchermaßen in „zwei Zimmer" geteilt: In dem einen umstarrt uns das mittelalterlich-kirchliche Rüstzeug der ecclesia militans — es ist erfüllt von den Trophäen der großen Kämpfe und der Größe des deutschen Volkes, aber jene Kämpfe sind im Dienste einer fremden Einrichtung ausgefochten, diese Größe ist im Glauben an eine fremde Idee erstritten worden. Diejenigen, welche den Deutschen die Einrichtung der Kirche und die Idee des Christentums brachten und beide in deutschen Landen aufrecht erhielten, waren Menschen fremder Rasse, unter deren Vormundschaft sie nahezu ein Jahrtausend gestanden haben. In dem anderen Zimmer umglänzt uns das Rüstzeug des modern-wissenschaftlichen Geistes und grüßen uns die Trophäen aus den geistigen Freiheitskriegen des deutschen Volkes von den Wänden, und wir dürfen getrost sagen, daß wir hier in dem deutscheren Zimmer sind und reinere deutsche Luft atmen. Das ganze mittel-



alterliche kirchlich-feudale Wesen ist ungermanisch, und wir thun daher unrecht, wenn wir es durch die Bezeichnung „gothisch" als solches charakterisieren. Das Rittertum haben die Germanen von den Kelten übernommen, ebenso wie ihnen das kirchliche Wesen von diesen übermittelt wurde. Die Deutschen haben die moderne Wissenschaft ins Leben gerufen und die moderne Geistesfreiheit erstritten — das will sagen, sie haben das Fremdwesen, welches ihnen im Laufe ihrer Geschichte eingeimpft worden war, weiter abzustoßen versucht. Aber es ist ihnen nur bis zu gewissem Grade gelungen — ihre andere Seele hält mit „klammernden Organen" an der kirchlich-feudalen Mystik fest, während die eine „gewaltsam sich vom Dust" zu Licht und Freiheit hebt. Wir haben Luther in gewissem Sinne als einen „Befreier" des Deutschtums bezeichnet. Es sind nach ihm noch eine ganze Anzahl solcher Befreier erschienen — wenn wir sie aufzählen wollten, müßten wir unsere großen Geister nach der Reihe nennen. Aber keinem ist es gelungen, diese Befreiung völlig durchzuführen, aus dem einfachen Grunde, weil deutsches und keltisches Wesen in uns organisch verwachsen und nicht mehr zu trennen sind. Jeder Deutsche, der die zwei Seelen in seiner Brust fühlt, kommt von der christlichen Romantik niemals völlig los; er lebt wohl oder übel in seinen „zwei Zimmern" — wie aufgeklärt und wissenschaftlich er auch denken mag.



Die preußische Blutmischung

darnâch ouch kumin starke
von Brandinburc der marke . . .
Jeroschin

Bauchmenschen und Lungenmenschen

Friedrich Müller teilt in seiner „Allgemeinen Ethnographie“ *) das Menschengeschlecht im Großen und Ganzen in Bauchmenschen und Lungenmenschen ein, das heißt in solche, bei denen eine geringe, und solche, bei denen eine starke Oxydation des Blutes in den Lungen stattfindet. An Stelle der geringen Oxydation tritt eine erhöhte Thätigkeit der Leber, infolge dessen in stärkerem Grade Galle abgesondert wird. Diesem Umstande ist die Bildung einer sammetartigen Haut zuzuschreiben, „deren unterste Oberhautschicht (das sogenannte rete Malpighii) mit dunklem Farbstoff erfüllt“ wird. Auf dieser dunklen Haut wächst krauses schwarzes Haar. Die stärkere Oxydation des Blutes in den Lungen hingegen erzeugt die helle, pigmentfreie, zarte weiße Haut, auf welcher das lichtfarbige oder blonde, schlichte Haar wächst. In weiterem Zusammenhange mit diesen Atmungsvorgängen steht „die relativ größere geistige Begabung des schlichthaarigen Lungenmenschen gegenüber dem kraushaarigen Bauchmenschen . . . Während beim ersteren die Speisung des Gehirnes durch frisches arterielles Blut rasch vor sich geht, findet sie bei dem letzteren langsam statt. Der energische Lungenmensch erscheint daher ungleich höher entwickelt als der träge Bauchmensch. Die dunkeln kraushaarigen Bauchvölker haben nie eine höhere Stufe der Civilisation erstiegen; sie haben keine Geschichte in unserem Sinne durchgelebt.“ **)

*) Einleitung § 12; pp. 42—43. **) A. a. O.



Diese physiologischen Forschungsergebnisse berechtigen zu weiteren Folgerungen, nämlich, die Kultur in der Kultur, das heißt, die höhere Kulturentwickelung gleichfalls einer stärkeren Oxydation des Blutes in den Lungen zuzuschreiben und die Kulturmenschen ihrerseits wiederum in Lungen- und Bauchmenschen einzuteilen — in solche, die stärker, und in solche, die schwächer „oxydieren", in solche, die stärker (mit der Brust) und in solche, die schwächer (mit dem Bauch) atmen. Die Kulturentwickelung würde demzufolge in wesentlichem Zusammenhange mit der Atmung stehen und der stärker atmende Mensch der kulturfähigere, der schwächer atmende der zur Kultur unfähigere sein. Wie die aufrechte Haltung im Allgemeinen den Menschen wesentlich vom Tier unterscheidet, so wäre der Kulturmensch im Besonderen wiederum durch seine „gute" gerade, aufrechte, straffe Haltung von dem unkultivierten unterschieden, der nachlässiger, mit eingesunkener Brust und vorhängendem Bauch einhergeht, und der Fortschritt des ersteren über den letzteren durch diesen Umstand bedingt. Da nun der Mensch, wie Alexander von Humboldt sagt, „die Charaktere bewundert und häufig zu übertreiben sucht, welche die Natur ihm nur immer gegeben haben mag", so werden naturgemäß diejenigen Völker, deren Übertreibungssucht sich in der menschlichen Körperhaltung und Atmung bewegt, durch wachsende Energie und höhere Kulturfähigkeit über die anderen, welche dieses Moment vernachlässigen, die Oberhand gewinnen und zukunftssicher sein. Man kann also mit gewissem Recht sagen, daß die Zukunft eines Volkes wie eines Individuums durch seine Atmung, durch die raschere, gründlichere Oxydation seines Blutes in den Lungen wesentlich bedingt wird, und darf die aufsteigenden und die niedergehenden, bzw. stagnierenden Völker kurz als **Lungenvölker** und **Bauchvölker** bezeichnen.

Die Forderung: „Brust heraus — Bauch hinein!" ist daher nicht allein als von militärischer Bedeutung zu schätzen,



sondern in ihrer körpererziehlichen Wirkung von unberechenbarer Tragweite für die ganze Kulturentwickelung eines Volkes — zumal des Volkes gewesen, welches zuerst diese erzieherische Körperhaltung aufgenommen und gleichsam zur Grundlage seiner staatlich-gesellschaftlichen Lebensform gemacht hatte. Wir dürften nicht fehlgehen, wenn wir die überlegene körperliche Tüchtigkeit und das rüstige Wesen der Preußen gegenüber den anderen Deutschen im Besonderen und den Europäern überhaupt auf ihre bessere Körperhaltung zurückführen, welche ihr Blut zu schnellerer, gründlicherer Oxydation in den Lungen bringt und ihnen infolge dessen gesteigerte Energie und Thatkraft verleiht. Die großen Errungenschaften, welche dieser Menschenschlag in den beiden letzten Jahrhunderten gemacht, die hervorragende Stellung, die er sich in Europa erkämpft hat, sind mit Sicherheit als begründet durch das so unbedeutend erscheinende physiologische Moment einer veränderten — gestrafften — Körperhaltung zu erkennen. Bis zu den Tagen des großen Kurfürsten unterschieden sich die Brandenburger in nichts Anderem von den übrigen Deutschen, als daß sie ein rauherer, zäherer und roherer Menschenschlag waren, der von seinen kultivierteren südwestdeutschen Volksgenossen wegen seines slavischen Blutzusatzes mit einer gewissen Entfremdung betrachtet wurde. Die Erfolge, welche die Brandenburger unter dem großen Kurfürsten errangen, hatten sie weniger ihrer Sonderart, als ihrem genialen Führer zu verdanken. Erst unter ihrem zweiten König wurden sie zu den bewunderten und gefürchteten Brandenburgern und Preußen, erwarben sie die Tüchtigkeit und das rüstige Wesen, welches sie den übrigen Deutschen und weiterhin den Europäern in gewissem Sinne überlegen machte. Friedrich Wilhelm I. aber war der erste, der die physiologische Parole „Brust heraus — Bauch hinein“ ausgab und sein ganzes Staatswesen auf dieses Leitmotiv stimmte. Er war der körperliche Erzieher seines Volkes, dem er eine gute, eine

bessere Körperhaltung andrillte, als sie den übrigen Europäern eigen war, und diese bessere Haltung vorzüglich half seinen Preußen das Übergewicht in Europa verleihen. Ohne diese körperliche Erziehung, welche dem Soldatenkönig vielleicht der unbewußte Wille und Instinkt seines Volkes eingab, so daß dieser Volksmann und Zuchtmeister gewissermaßen nur der Vollstrecker eines Volkswillens wurde, hätten die Preußen nie die Schlachten seines Sohnes zu schlagen, hätten sie sich nie als eine überlegene Menschenart zu zeigen vermocht. Sie sind durch die Zucht, in welche ihre Könige sie nahmen, zu besseren Lungenmenschen geworden, sie haben sich — wenigstens in Hinblick auf den Körper — um einen Grad höher aus der tierheitlich-lässigen Haltung emporgereckt. Schlagend beweisen dies die Fortschritte der Preußen in den letzten beiden Jahrhunderten, ihr frischeres Wesen gegenüber den anderen Europäern, gegenüber der allgemeinen Müdigkeit — bedingt durch die raschere, reichlichere Zufuhr arteriellen Blutes in das Gehirn, welcher Umstand sie befähigte, sich überall durchzusetzen und zu der ausschlaggebenden Macht zu werden. Deutlich genug für die physiologische Überlegenheit des preußischen Wesens spricht die Thatsache, daß das letztere von den übrigen Europäern in der Folge mehr oder weniger nachgeahmt wurde, und daß überall, wo dies geschah, Sieg und Erfolg nicht ausblieben.

Die Bedeutung der ideellen Impulse und die Bedeutungslosigkeit des Milieus für die Kulturentwickelung

Man streitet noch immer über den Grund der merkwürdigen Thatsache, daß diejenigen Völker, von denen die mächtigsten Wirkungen in der Geschichte ausgegangen sind, durchgängig in dürftigem, unscheinbarem Lande ansässig waren. Die griechische Kultur ist auf dem unfruchtbaren, steinigen Boden von Hellas erwachsen, die Weltmacht Roms an der ödesten, ungünstigsten Stelle des Tiberstrandes gegründet worden und die Kraft zum Neuauf-



bau ihres Reiches kam den Deutschen aus dem märkischen Sande. Indem man nach allen möglichen Erklärungen für diese merkwürdigen Erscheinungen sucht, übersieht man in der Regel die zunächstliegende und natürlichste, nämlich, daß die betreffenden Völker sich eine gewisse Zucht auferlegt hatten, welche ihre Kräfte zusammenhielt und über das Durchschnittsmaß hinaus steigerte. Die altgriechische Einfachheit und Anspruchslosigkeit, die altrömische Sittenstrenge, die altpreußische Schlichtheit und soldatische Selbstbeherrschung — das waren die Momente, welche jene Völker groß gemacht haben. Wie wenig das Milieu hierzu beiträgt, wie vielmehr die Impulse aus dem Volke selbst kommen müssen, ersieht man an den angeführten drei weltgeschichtlichen Beispielen. Die alten Perser spotteten über die Griechen, weil diese einem so wertlosen Gegenstand, wie einem Lorbeer- oder Eichenkranz, eine solche lächerliche Bedeutung beimäßen, daß sie ihn als höchsten Preis bei ihren Wettspielen aussetzten. Sie hatten kein Verständnis für das ideelle Moment, welches in dieser Auszeichnung lag, ihnen galten nur materielle Schätze als erstrebenswert. Die Karthager spotteten über die Römer ihrer Zeit, die sich mit einem silbernen Tafelgeschirr begnügten, das in den vornehmen Familien die Reihe um geliehen wurde. Sie hatten kein Verständnis für die persönliche, männliche Tüchtigkeit, welche sich in dieser Geringschätzung äußeren Prunkes aussprach, sie kannten nicht die höheren Lebenswerte, denen dies arische Volk nachhing. Die Frankfurter Zeitgenossen Goethes spotteten über den preußischen Gesandten in ihrer Stadt ob der Schlichtheit und Anspruchslosigkeit seines äußeren Auftretens, der einfacher als ein einfacher Bürger lebte und zu Fuß ging, während seine Kollegen in prunkvollen Karossen dahergeschwankt kamen. Aber das Weltgericht der Weltgeschichte hat es so gelenkt, daß die anspruchslosen Griechen die prunkvollen Perser, die armen Römer die reichen Karthager niederwarfen, und die



knauserig sparsamen Preußen ihre schwere Hand auf die spottsüchtigen, wohlhabenden Bürger der freien Reichsstadt Frankfurt legen konnten. Ein Volk, das eine Zucht über sich verhängte, hat noch immer die Vormacht über alle anderen Völker errungen, und diese ist ihm allezeit so lange verblieben, als das Gesetz eingehalten wurde, so es über sich aufgerichtet hatte. Die jüdische Rasse ist durch ihr „Gesetz" so in sich gefestigt worden, daß sie bis auf den heutigen Tag ausdauern konnte. Die ideellen Impulse, welche ein Volk aus sich heraus gebiert, erheben es über die Masse, und das Versiegen dieser Quelle läßt es wieder in die Masse der Völker zurücksinken.

Die künstliche Eiszeit der Preußen

Man erklärt die Überlegenheit einer Rasse über die andere aus der verschiedenartigen geistigen Veranlagung. Es ist aber ein Irrtum, zu meinen, daß ein begabteres Volk einem minder begabten überall den Rang ablaufen werde. In der Politik sind nicht die genialischen, sondern die moralischen Faktoren ausschlaggebend. Die Griechen waren intelligenter als ihre Herren, die Römer, die Iren sind intelligenter und lebhafter als ihre Herren, die Engländer, die Franzosen begabter als ihre Besieger, die Preußen. Was den letzteren die Überlegenheit über die ersteren verschaffte, war ihre Strenge der Lebensauffassung, welche jenen abging — war so zu sagen eine „künstliche Eiszeit", die sie durchlebt, eine freiwillige Enthaltsamkeit und Entbehrung, die sie sich auferlegt hatten. Die Eiszeit hat nach der Behauptung der Naturforscher die Menschenform aus der Tierform herausgezüchtet. Sie ist somit als das bedeutendste, folgenreichste, in die natürliche Entwickelung am Tiefsten eingreifende tellurische Ereignis anzusehen. Da nun der Mensch darauf angewiesen ist, aus den natürlichen Vorgängen zu lernen, so wird er nichts Besseres thun können, um in höhere Lebensformen hineinzuwachsen, als sich künstliche Eiszeiten,

das heißt Entbehrungen zu schaffen. Ein jedes Volk, das die ideellen Werte einer solchen selbstgewählten Zucht begreift und erfaßt, wird die anderen Völker weit hinter sich lassen. Es ist nicht gesagt, daß ein solches Volk immer das begabtere sein muß — in der Regel wird es sogar das minderbegabte sein, weil jede moralische Kraftentfaltung in einer gewissen geistigen Beschränkung ihr Aequivalent findet. Aber ein Volk, das solche moralische Impulse aus sich heraus zeitigt, ist der einzig mögliche Boden, auf dem eine neue, eine dauernde höhere Kultur aufgehen kann — wenn nämlich dieser Boden zur günstigen Stunde durch fremdes edles Blut befruchtet wird. Die Preußen sind kein begabter Menschenschlag, aber sie haben den Vorzug einer gewissen moralischen Überlegenheit gegenüber den anderen Europäern: sie hatten die Willenskraft, eine künstliche Eiszeit durchzuhalten und durch Zucht und Entbehrung sich zu einem widerstandsfähigeren, findigeren Menschenschlag herauszubilden; und sie hatten das Glück, rechtzeitig durch fremde edle Elemente befruchtet worden zu sein. Der moralische Zwang und die Rassenzucht allein thun es freilich auch nicht: ein Volk, das nur diese beiden Werte kennt, vermag wohl alle anderen Vöker zu überdauern, allein es wird in Erstarrung versinken und zu höherer Kulturentwickelung unfähig werden — es wird, wie die Juden, zum „ewigen Juden" unter den Völkern. Die Preußen entgingen diesem Schicksal, in Erstarrung zu versinken: sie hatten das Glück, nachdem sie schon durch slavisches Blut befruchtet worden, noch einmal keltoromanisches zu empfangen. Wir haben die Austreibung der französischen Protestanten durch Ludwig XIV. als das zweite für die Blutmischung des deutschen Volkes bedeutsamste Ereignis bezeichnet. Daß der größte und beste Teil dieses vom heimatlichen Boden fortgewehten Menschensamens auf den empfänglichen, zuwartenden Brandenburger Grund fiel, wo er von einem handkräftigen königlichen Bauersmann alsbald eingeackert wurde — das ist einer jener



seltenen Fälle glücklichen Zusammentreffens in der Weltgeschichte, welche den Glauben an ein höheres Wirken und Werden des natürlichen Lebens nicht untergehen lassen.

Das keltoromanische Blut im preußischen Volk

Wir sagten im Vorigen, bis zu den Tagen des großen Kurfürsten hätten die Brandenburger sich in nichts Wesentlichem von den übrigen Deutschen unterschieden. Es ist eine schwer auszumachende Frage, ob die merklichen Veränderungen, welche in der Folge mit dem Charakter der Preußen vorgingen, vorzüglich durch die Réfugiés bewirkt wurden, welche der große Kurfürst in seinem Lande aufnahm. Wir glauben annehmen zu sollen, daß die moralischen Impulse, durch welche sich das preußische Volk auszeichnete, aus ihm selber kamen, sind aber andererseits überzeugt, daß die ungewöhnliche Impulsivität und Expansionskraft, die sich seit jener Einwanderung dieses Volkes sichtlich bemächtigt, dem französischen Blute zuzuschreiben ist. Eine merkwürdige, dem brandenburgischen Menschenschlag nicht natürliche geistige Regsamkeit und Beweglichkeit macht sich schon unter Friedrich I. geltend. Eine geistige Kultur schießt blitzschnell aus dem dürren unfruchtbaren Boden empor. Das Volk „gährt", es drängt über seine natürlichen Grenzen hinaus, es schäumt vor Thatenlust. Diesem glücklichen Umstande der Befruchtung des Volkes durch fremdes Blut gesellte sich der noch glücklichere zu, daß auch das Fürstenhaus von diesem Blut in der Folge in sich aufnahm — daß ihm die selbe Impulsivität und Expansionskraft eingeflößt wurde, wie sie dem Volke bereits mitgeteilt war, so daß der Fürst in mehr als einem Sinne der geborene Führer dieses neugeborenen Volkes wurde. Die Mutter Friedrich des Großen war die Enkelin jener Eleonore d' Olbreuse, welche der Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg zu seiner Geliebten erkoren und später zu seiner Gattin gemacht. Durch diese Verwandtschaft kam französisches Blut in das Hohenzollern-



geschlecht und es ist bedeutungsvoll für dies Herrscherhaus geworden, daß dieses Blut von mütterlicher Seite kam. Die Fürstengeschlechter stehen in Bezug auf die Blutmischung zu ihren Völkern in einem gegensätzlichen Verhältnis. Während die letzteren in der Regel durch fremdes Mannwesen befruchtet werden, so daß sie fremde Cerebrospinalsysteme eingepflanzt, „illegitime Köpfe" aufgesetzt erhalten, geschieht die Kreuzung bei den ersteren nur von der weiblichen Seite her — wenigstens bei allen, welche das salische Gesetz anerkennen. Den Fürstengeschlechtern werden, da sie ebenbürtige Gattinnen für ihre männlichen Sprossen meistens nur in ausländischen Häusern finden, fortgesetzt fremde sympathische Systeme mitgeteilt. Man kann also mit gewissem Recht sagen, daß sich im Fürstenhaus der angestammte Kopf, im Volke das angestammte Herz besser erhält — daß jenes der Kreuzung equus hinnus, dieses der Kreuzung equus mulus zu vergleichen ist, daß somit in dem letzteren die ursprüngliche Rasse trotz aller Blutmischung vollkommener zum Ausdruck gelangt, als in dem ersteren. Die „Entfremdung" zwischen Fürst und Volk, die Verständnislosigkeit des ersteren für das nationale Leben und die Bedürfnisse des letzteren, die Klage über welche niemals ausstirbt, mag in dieser verschiedenartigen Kreuzung begründet sein. Diese Entfremdung wird in den meisten Fällen für beide Teile zum Mißgeschick ausschlagen und manche Revolution hat ihren Ursprung aus einem solchen Rassengegensatz zwischen Fürst und Volk, der beide einander nicht mehr verstehen ließ, genommen. In dem Haupte Karl I. von England trafen die Angelsachsen das verhaßte fremde — keltische — Cerebrospinalsystem, in dem Haupte Ludwigs XVI. fiel das germanische Cerebrospinalsystem unter keltischen Henkershänden. Ein solcher ausgesprochener Gegensatz zwischen Fürst und Volk bestand in Preußen nicht; das fremde Blut im Herrscherhause erwirkte das lebhaftere Temperament, das raschere Tempo des Geistes bei dem dritten König, im

Volke die Anstelligkeit und Geschicklichkeit, den Abglanz von gallischem Witz und den unverwüstlichen Humor, der den übrigen, sich leichter hängen lassenden Deutschen abgeht.

Die Bedeutung der Réfugiés für die Blutmischung des preußischen Volks

Schwer geht ein Volk aus sich heraus und überschreitet seine natürlichen Grenzen. Wie kulturfähig nur durch Vermischung mit fremdem Blut, so wird es auch eroberungslustig erst durch Kreuzung mit anderen Rassen. Wir haben dargethan, daß selbst die Germanen der Völkerwanderungszeit nicht aus Eroberungslust, sondern nur der Not gehorchend in die Grenzen des römischen Reiches einbrachen. Die großen Volksführer und Feldherren, welche ihre Stämme aus dem Naturzustande oder aus der stammestümlichen Abgeschlossenheit herausrissen und in das große Leben der Geschichte einführten, waren selten reinen Geblüts, waren meistens Kreuzungsprodukte. So vermutet man einen Halbjuden in Moses, so weiß man es von dem Halbgriechen Themistokles, der die Athener seetüchtig machte und zur Aufnahme des Kampfes mit dem Perserkönig bestimmte, so von dem anderen Halbgriechen Demosthenes, der das entartende Griechenvolk noch einmal zum Kampfe für seine Freiheit und Unabhängigkeit anfeuerte, so ferner von dem Korsen Napoleon, der das revolutionäre Frankreich in einen beispiellosen Eroberungsstrudel riß. Es ist allezeit fremdes Blut, das die Völker unruhig macht; immer, wenn eine Blutmischung stattgefunden, fängt ein Volk an zu gähren und über seine natürlichen Grenzen hinauszuschäumen, wie die stark mit germanischen Elementen durchtränkten Franzosen der Zeit Ludwigs XIV., wie die durch das keltoromanische Blut der Réfugiés befruchteten Preußen seit den Tagen des großen Kurfürsten. Die Réfugiés haben die Preußen in die Eroberungspolitik hineingetrieben, welche diesem nüchternen, bedürfnißlosen Menschenschlag von Natur aus ganz fern lag. Das heimatlose französische Blut begann in



der neuen Mischung als das leichtere, beweglichere Element die Oberhand zu gewinnen, es rührte die Volksnatur auf. Die Kriege Friedrichs des Großen lagen so sehr im Geiste seines Volkes und im Zuge der Zeit, daß man mit gewissem Recht sagen kann, seine Schlachten wären auch ohne ihn geschlagen worden — so verwunderlich dies klingen mag: das aus sich herausgetriebene, durch den fremden Blutzusatz von einem Expansionsstreben ergriffene Volk hatte nur das Glück, einen genialen Führer zu erhalten, der von demselben Geiste beseelt war und seinem Verlangen entgegen kam. Die Franzosen in der Schlacht bei Roßbach ahnten wohl kaum, daß es ihr stammverwandtes Blut in dem preußischen Heere war, von dem sie überwältigt wurden, jenes Blut, das zur Zeit ihrer Urgroßväter vom heimatlichen Boden vertrieben worden. Dennoch — in dem „lustigen Jagen" bei Roßbach lag ein Zug der Widervergeltung. Das Gericht der Weltgeschichte ist von lange her angebahnt; in seinen Akten ist jede That verzeichnet und keine wird vergessen: es richtet Auge um Auge, Zahn um Zahn mit unerbittlicher Strenge. Das Gesetz der „Erhaltung der Kraft" wirkt im Menschenleben mit der selben Notwendigkeit und Folgerichtigkeit, wie in der übrigen Natur — wenn der Gegenstoß auf einen Stoß auch oft erst nach Jahrhunderten erfolgt. Er erfolgt — mit mathematischer Sicherheit genau in der Richtung und in der Stärke zurück, aus und mit welcher der Stoß geschah. Ludwig XIV. ließ es sich gewiß nicht träumen, daß er durch die Vertreibung der Hugenotten aus seinem Lande das kümmerliche Preußen erstarken machen, und daß dies also erstarkte Volk einst die Heere seines Urenkels überwältigen würde — und daß in der Folge dieses in die Bahn der Eroberungspolitik gerissene Volk die Vorherrschaft in Deutschland an sich bringen und Frankreich zu Boden werfen würde. Wir wollen damit nicht sagen, daß dies Alles allein durch das Blut der Réfugiés bewirkt worden sei, aber wir behaupten, daß die Eroberungslust und das Expansionsstreben

den Preußen durch dieses Blut eingeimpft worden — daß sie die draufgeherische Tollheit und den leichten Muth, der in dem echten Preußenwort „Die beste Parade ist der Angriff" zum Ausdruck kommt, aus dieser Quelle empfangen haben. Wir wollen damit auch nicht sagen, daß ihnen die besonderen Fähigkeiten, durch welche sie sich seit den Tagen des großen Kurfürsten auszeichnen, durch das fremde Blut erst zu Teil geworden seien, sondern, daß ihre natürlichen Anlagen durch das fremde Element nur mehr ausgelöst, daß die schwerfällige, rostige Maschine dieses Volkswesens durch das Oel des fremden Blutes erst in flotten Gang gebracht worden. Alle Vorstöße der Preußen nach der Zeit Friedrich Wilhelm I., unter dessen friedlicher Regierung sich die Blutmischung des preußischen Volkes vollzog, aus welcher das moderne preußische Wesen hervorgegangen ist, sind nur die stoßweisen Rückschläge auf den von Ludwig XIV. gegen das hugenotische Wesen in seinem Lande geführten Hauptschlag der Aufhebung des Edikts von Nantes. So sonderbar dies klingen mag, es liegt eine Wahrheit in dieser Verbindung der Thatsachen; weder die Fürsten noch die Völker, weder die Einzelnen noch die Massen machen die Geschichte, sondern das Blut: Blutmischung erzeugt die weltgestaltenden Thaten, welche die Einen erheben und die Anderen vernichten, zum Erstaunen jener wie dieser. Denn weder pflegen jene in der Regel zu wissen, woher ihnen die Kraft, noch diese, wie die Schwäche über sie gekommen ist.

„— — — Das große gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhöht, wenn es den Menschen zermalmt,"

suchen wir künftig in dem Geheimnis der Blutmischung. Wir gehen den Blutspuren der Rassen nach, wir verfolgen diese Spuren in den Compositis mixtis der Völker, um zu einer vertieften Auffassung der Menschengeschichte zu gelangen.

Die Blutmischung Friedrichs des Großen

Wir haben auf den Mischlingscharakter der großen Volksführer hingewiesen. Aber nicht allein, daß



solche Männer die eifrigsten Verfechter der nationalen Idee waren — was sie immerhin aus ehrgeizigen und herrschsüchtigen Motiven gewesen sein könnten —, sie brachten auch allezeit dieser Idee ein tiefes Verständnis entgegen, ein tieferes und innigeres, als die Vollblutmenschen des Stammes, in den sie hineingeboren waren und gegen welche sie in der Regel die nationale Idee in Schutz zu nehmen hatten. Eine solche Aufgabe fiel dem Mischling Demosthenes gegenüber dem Vollblutgriechen Aeschines zu. Manches andere geschichtliche Beispiel ließe sich diesem an die Seite stellen. Wir wollen nur noch auf Julius Cäsar verweisen, der keinem altrömischen Patriziergeschlecht, sondern einer Plebejerfamilie entstammte, und von dem sein größter Bewunderer, Theodor Mommsen, sagt, daß das römische Wesen in ihm seine glänzendste Vertretung und großartigste Verkörperung gefunden. Entsprechendes läßt sich von dem deutschen Fürsten sagen, der mit diesem Cäsar in seinem Aussehen wie in seinem Charakter so mannigfache Ähnlichkeiten aufweist — von Friedrich dem Großen. Wir stehen nicht an, zu behaupten, daß dieser Halbdeutsche das deutsche Wesen wie Keiner vor und Wenige nach ihm erfaßt und vertreten hat — wiewohl er gegen das Deutschtum seiner Zeit eine Abneigung zur Schau trug und sich mit französischem Gepränge umgab. Alle anderen deutschen Fürsten seiner Zeit waren französischer in ihrem Denken und Empfinden, als dieser aus französischem Geblüt hervorgegangene Monarch. Es ist im höchsten Grade bezeichnend, wie dieser alles Französische im geselligen Leben und im geistigen Verkehr in ungewöhnlicher Weise bevorzugende Mensch doch in seinem persönlichen Empfinden und Denken ostentativ, wo immer er Gelegenheit dazu findet, gegen die romanische Lebensauffassung ankämpft. So, indem er dem „Principe" Macchiavellis seinen „Antimacchiavell" entgegensetzt, in welchem an Stelle des romanischen Grundsatzes, den Gegnern zuvorzu-



kommen, indem man sie rechtzeitig ausrottet, um nicht selber ihr Opfer zu werden, der germanische der Fürsorge für die Unterthanen, welche Gedeihen und allgemeine Zufriedenheit im Volke und damit das Gefühl der Sicherheit verbreitet, dem Fürsten ans Herz gelegt wird. So ferner, indem er dem „L'état c'est moi« Ludwigs XIV. gegenüber sich als den „ersten Diener des Staates" bekennt. So endlich, indem er den von ihrem Fürsten nach Amerika verkauften deutschen Truppen den Durchzug durch sein Land verweigert und diesem Fürsten seine Schande vorhält; indem er im Gegensatz zu dem üppigen, weibersüchtigen Leben seiner fürstlichen Vettern und Basen in Paris, Dresden und Petersburg ein schlichtes, keusches, durch geistige Genüsse veredeltes Leben führt. Die Spottlieder, die man über ihn an den Straßenecken seiner Residenz anheftet, läßt er, anstatt die Thäter zu verfolgen, niedriger hängen. Dies Alles sind Charakterzüge germanischen Wesens. Dennoch hatte er kein Verständnis für das germanische Wesen eines Shakespeare, Lessing, Goethe. Der steife, geistesdürre französische Klassizismus erschien ihm als der Gipfel der Vollendung im kunstgeistigen Leben. Seltsame Widersprüche, die sich nur aus den gegensätzlichen Rassen erklären lassen, deren Kreuzungsprodukt Friedrich der Große war. Wir haben im Vorigen dargethan, daß die „Statur", der bewußte geistige Charakter, vom Vater, die „Natur", das unbewußte, vegetative Leben von der Mutter vererbt wird. Friedrich der Große ist ein treffliches Beispiel dafür, wie sich die Wesenszüge nach diesem Vererbungsgesetz verteilen. Er dachte und wollte deutsch, aber er empfand und liebte französisch. Wie die Funktionen des sympathischen Systems, so unterstehen auch die höheren Regungen, welche aus ihm hervorgehen — so untersteht das Gefühlsleben nicht dem bewußten Willen des Menschen. Dieser hat keine Macht über seine innere Natur. So wenig er seinen Herzschlag durch das Willensvermögen beeinflussen kann, so wenig den



Puls seiner Seele; er kann diesen wohl abtöten, aber er vermag nicht das Tempo zu ändern, in dem er schlägt, er kann nicht die Richtung bestimmen, welche sein Seelenleben nimmt. Das, was man Neigung, Vorliebe, Geschmack nennt, worüber sich „nicht streiten" läßt, ist der Ausdruck des Weibwesens im Menschen, das immer zurück nur auf sein letztes Wort kommt, wenn man Vernunft gesprochen stundenlang, und von dem der Schillersche Ausspruch gilt:

„Männer richten nach Gründen; des Weibes Urteil ist seine Liebe; wo es nicht liebt, hat schon gerichtet das Weib."

Keine Geistes- und Willenskraft vermag dies weibliche Element, das stets nach seiner Façon selig werden will, zu überwinden. Jn sprichwörtlichen Redensarten, wie „Liebe ist blind", „Über Geschmack läßt sich nicht streiten", oder in dem biblischen Wort „Denn wo euer Schatz ist, ist auch euer Herz" (Matth. 6, 21), finden wir diese natürliche Thatsache festgehalten, welche, ins Anthropologische übersetzt, lautet: Bei jeder Kreuzung ist die Rasse der Mutter ausschlaggebend, von der sich das sympathische System vererbt, das dem bewußten Willen nicht untersteht. Wohin sein sympathisches System neigt, muß jeder Mensch folgen: keine Vernunft der Welt und keine noch so guten Vorsätze vermögen dies zu verhindern. Volentem ducunt, nolentem trahunt fata: unter diesen „fata" ist das Schicksal unseres inneren Lebens zu verstehen, seine innere Form und Gestalt, die unser ganzes Glück und Unglück in sich verschlungen enthält und über welche der bewußte Wille keine Macht hat. „Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert", sagt ein anderes Sprichwort, welches diese natürliche Thatsache ebenfalls zum Ausdruck bringt: der „Weg zur Hölle", das ist der Zug des unbewußten Willens, den keine Erwägung und Überlegung aufzuhalten vermag, der so mächtig ist, daß der Mensch, an

7*



den Scheideweg zwischen Leid und Freude gestellt, zuweilen den Leidensweg einschlägt, weil er so muß, weil er nicht anders kann. Dichter haben diesen Konflikt des bewußten mit dem unbewußten Willen, der das größte Geheimnis des individuellen Lebens darbietet, mit Vorliebe behandelt. So Turgeniew in seiner entzückenden Novelle „Erste Liebe", in welcher ein an Geist und Schönheit hervorragendes, von Freiern aus der besten Gesellschaft umschwärmtes junges Mädchen gezeigt wird, das sich zu einem älteren, verheirateten Manne von keineswegs sympathischer Persönlichkeit so mächtig hingezogen fühlt, daß es ihm die glänzendsten Aussichten, seine Ehre, seine Jugend opfert, die Familie verläßt und als Geliebte des herrischen alten Mannes in Verborgenheit dahin lebend die größten Entbehrungen und Mißhandlungen geduldig erträgt. Man mag das unnatürlich finden, aber man hat unrecht; man kann nur sagen, solche extreme Erscheinungen sind selten, aber sie liegen im Bereich der Möglichkeit: sie zeugen von der Mächtigkeit des sympathischen Systems und von dem Rätselhaften, Unbegreiflichen seiner Neigungen, seiner Willensrichtung. Ein Mensch kann die gediegensten Grundsätze und Überzeugungen, kann ein schönes, harmonisches Geistesleben mit den exaltiertesten und perversesten Neigungen verbinden: er kann selbst tief unglücklich darüber sein, aber er vermag nichts daran zu ändern. Wenn wir die „häuslichen Verhältnisse" unserer Dichter und Künstler, namentlich der größten Genies betrachten, werden wir fast immer ein Mißverhältnis zwischen ihren geistigen und ihren seelischen Bedürfnissen, zwischen ihrem Bethätigungs- und ihrem Lebensdrang wahrnehmen. So, um extreme Beispiele zu nennen, bei Bürger, Rousseau, Byron; ja selbst bei Goethe ließe sich wenigstens der Schatten eines solchen Mißverhältnisses nachweisen. Wenn auch die Kontraste nicht bei jedem Menschen so groß sind, wie bei Dichtern und Künstlern, die durchweg mit einem übermächtigen, eigenwilligen sympathischen System ausgerüstet



sind, so bleibt doch jeder Mensch in seinem Gefühlsleben sich selbst ein Rätsel. „Das ist Gefühlssache", pflegt man zu sagen, um auszudrücken, daß man in einem bestimmten Falle mit seinem Urteilsvermögen kapitulieren muß: nicht, weil man damit bankerott wäre, sondern dem Drucke einer geheimnisvollen, übermächtigen Gewalt erliegt.

Diese „Gefühlssache" führt in dem Verhältnis eines Menschen zu fremden Nationalitäten und Kulturen das große Wort. Ein Mensch kann nach Willen und Überzeugung echter Deutscher sein und doch eine ihm selbst vielleicht unerklärliche Vorliebe für alles Französische haben. Wie sehr viele Deutsche giebt es, die, wie eifrig sie der Pflege deutscher Art und deutscher Sprache obliegen, doch das französische Wesen nicht missen können.

„Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden,
„Doch ihre Weine trinkt er gern!"

Friedrich der Große ist der hervorragendste Typus eines Deutschen nach Willen und Überzeugung, für den das französische Wesen Lebenselement ist, das er nicht entbehren kann, weil seine Natur es erfordert. In seinen Regierungshandlungen und Staatsgeschäften spricht sein deutsches Cerebrospinalsystem, an der Tafelrunde in Sanssouci sein französisches sympathisches System. Der Mensch bethätigt sich und schafft immer im Geist der Rasse seines Vaters, er erholt und erlustigt sich in dem seiner Mutter — wobei wir bemerken müssen, daß das künstlerische Schaffen der letzteren Sphäre angehört, da es die Ausgeburt des sympathischen Systems ist. Den Spieltrieb, im weitesten Sinne, eingeschlossen das künstlerische Spiel, verdankt der Mensch dem weiblichen Element in sich. Der Gegenstand des Spieltriebs ist von Schiller als die lebende Gestalt bezeichnet worden, das heißt, die freie „spielende" Bethätigung unserer innersten Natur.



Die geistige Schamröte der Germanen

Menschen mit übermächtigem sympathischem System gelten als weibliche Naturen. Treffender würde man sie wohl als germanische Naturen bezeichnen, da diese Rasse sich vor allen anderen durch ihr starkes sympathisches Element auszeichnet. Wir haben als die drei geistigen Merkmale der germanischen Rasse ihre Auffassung der Religion, ihr intuitives Anschauungsvermögen und ihr Übergerechtigkeitsempfinden festgestellt, an welchen Kennzeichen sie mit der selben Sicherheit wie an ihrer Empfänglichkeit für Infektionskrankheiten, ihrer Neigung zur Melancholie und zum Selbstmord aus jeder Blutmischung herauszuerkennen ist. Diese drei geistigen Merkmale wurzeln in dem überreich entwickelten sympathischen System. Überall, wo wir dieses, das heißt das Gefühlsmäßige durchschlagen sehen, dürfen wir auf germanisches Geblüt schließen. Heinrich von Stein sagt von Giordano Bruno:*) „Brunos eigene Überzeugung vom richtigen Sachverhalt ist durchaus eine Empfindung, der der Ausdruck in Begriffen und Schlüssen nur tastend gerecht zu werden vermag. Man kann, ohne zu kühn oder gar parador zu erscheinen, die Ansicht aussprechen, daß das Gefühl für das sich Entsprechende in den Dingen nicht nur der Auffindung eigentlichen gesetzmäßigen Zusammenhanges regelmäßig vorhergeht, sondern diesem letzteren auch schließlich noch überlegen ist: es ist dies der künstlerische Zug des philosophischen Erkennens."

Dieser künstlerische Zug verrät das edle Blut wie die Schamröte auf den Wangen ein keusches Herz: er ist die Kordelia-Antwort auf die brutale Bedürfnisfrage des Lebens. Der künstlerische Zug ihres intuitiven Anschauungsvermögens

*) Giordano Bruno, Gedanken über seine Lehre und sein Leben. Zum dreihundertjährigen Gedenktage der Verbrennung Giordano Brunos neu herausgegeben von Friedrich Poske bei Georg Heinrich Meyer. Heimat-Verlag. Leipzig und Berlin 1900.



ist die geistige Schamröte der Germanen. Künstlerisch veranlagt ist der Mensch stets im Geist der Rasse seiner Mutter: der Europäer ererbt aus der weiblichen Abstammung entweder die keltoromanische Virtuosität und Formgewandtheit oder die germanische Intuition und schöpferische Tiefe. Giordano Bruno ist ein typisches Beispiel für die germanische künstlerische Veranlagung. Es hat wohl kaum einen zweiten Menschen gegeben, der ein so starkes sympathisches Vermögen mit der Macht des Ausdrucks verband, die Bruno zu eigen war. Goethe war der feinsinnigere, durchgebildetere, abgeklärtere Künstler und Geist — er war zweifellos in jeder Hinsicht der Größere; aber er hätte den Bruno — wenigstens in seiner späteren Lebenszeit — oft um die urwüchsige Kraft und Ursprünglichkeit seines germanischen Empfindens beneiden können. Der Deutsche Goethe suchte und fand in Italien seine geistige Heimat und künstlerische Vollendung — der Italiener Bruno in Deutschland, von dessen Bewohnern er sagt: „Göttlich, ja göttlich ist der Geist dieses Volkes, das nur in solchen Studien nicht schon den Vorrang einnimmt, an welchen es bisher noch kein Vergnügen fand . . . Gieb, o Jupiter, den Deutschen, daß sie sich ihrer Kraft bewußt werden, daß sie sich höhere Ziele stecken, und sie werden nicht Menschen, sondern Götter sein." Seltsam, wohin sich die Naturen gezogen fühlen und welche Lebensziele sie sich erwählen — worin sie ihr reifes, herbstliches Glück finden: Goethe fühlte sich zur romanischen Formgewandtheit, die ihm als Deutschem nicht in Fleisch und Blute saß, gezogen, der gewandte formfertige Italiener Bruno verliebte sich in die deutsche Tiefe und Ursprünglichkeit. Goethe wollte in reiferem Alter durchaus noch zeichnen lernen und erblickte in dem bildenden Künstler als dem Höchsten das Ziel seiner Wünsche — womit er indirekt andeutet, als nur dichtender Künstler selbst seinen Beruf gewissermaßen verfehlt zu haben. Friedrich der Große mühte sich sein Leben lang ab, elegant französisch



schreiben zu lernen und brachte es doch niemals zu dem echten Pli. Dies Verlangen ist die Sprache der mütterlichen Natur. Wir kennen die Mütter des deutschen Dichters und des Fürsten, aber wir genießen auch des seltenen Glücks, etwas von der des Italieners zu wissen — wenn auch nicht viel mehr, als ihren Vornamen germanischen Ursprungs: Fraulissa! Wir bedürften dieser äußerlichen Bestätigung für die Herkunft Brunos nicht mehr, nachdem wir seine innere Natur erkannt haben, aber wir freuen uns ihrer. Wir freuen uns, weil wir in anderen Fällen, auch wo wir gar keine Kunde von der Mutter haben, dann mit größerer Sicherheit auf die mütterliche Herkunft unseres Mannes schließen können.

Das künstliche Bevölkerungssystem Preußens

Das Aufblitzen des germanischen Blutes in der europäischen Völkermischung ist wie Wetterleuchten am nächtlichen Himmel — das sowohl der Vorbote eines kommenden, wie das Kennzeichen eines abziehenden Gewitters sein kann. Im 16. Jahrhundert war das erstere der Fall. Das germanische Blut begann zu gähren, es begann zu reagieren und zu revolutionieren gegen das keltoromanische Fremdelement, unter dessen Druck es Jahrhunderte lang gelegen. Die Kriege und Revolutionen der Folgezeit in Mittel- und Westeuropa sind die Donnerschläge dieses heraufziehenden Gewitters, die geistigen Regungen und Bewegungen, durch welche sie in den meisten Fällen veranlaßt wurden, die voraufgehenden Blitzerscheinungen. Luthers That hat das germanische Blut aus seinem Schlummer geweckt, hat die Deutschen aufgerüttelt und zur Besinnung auf sich selbst gebracht. Sie hat, weitere Kreise ziehend, die Germanen aus der Urheimat Skandinavien herbeigerufen zur Unterstützung ihrer mitteleuropäischen Blutsverwandten und den dreißigjährigen Rassenkrieg heraufbeschworen. Auf Luthers Blitzschlag hin wetterleuchtete es über ganz Europa — überall, wo germanisches Blut in den Fesseln fremder Ele-

mente gebunden lag, sprang es wie in elektrischen Funken hervor.

Die Reibung mit dem keltoromanischen Element hatte das Spannungsverhältnis erzeugt und den germanischen Blitzschlag ausgelöst. Wie in den großen Zügen der Weltgeschichte, so läßt sich auch im Einzelnen verfolgen, daß es überall das keltoromanische Element war, welches die Germanen aus sich herauslockte, welches sie zum Dreinschlagen reizte. Wir haben dargethan, daß diesem Umstand — nämlich einer gewissen Blutmischung mit keltoromanischen Elementen — das preußische Volk seinen offensiven Charakter verdankt, und wir glauben, daß eben diesem ethnologischen Verhältnis die Entstehung und die Macht des preußischen Staates zuzuschreiben ist. Dieser ist recht eigentlich die Frucht der Reformation und des dreißigjährigen Krieges, wie er denn nach dem letzteren zum eigentlichen Halt und Hort des Protestantismus wurde. Es verhält sich mit dem Rassenblut, wie mit Elementen, die in chemischer Verwandtschaft mit einander stehen. Sie erfassen sich unter Feuer- und Explosionserscheinungen, so bald sie in Berührung kommen. Es scheint ein Vernichtungsprozeß — und in der That, die Elemente verschwinden aus unserem Wahrnehmungsbereich. Doch, nachdem die Kräfte sich ausgetobt, liegt ein neuer Körper mit neuen Eigenschaften vor uns, der keines der Elemente, die in ihm aufgegangen sind, wiedererkennen läßt, in welchem diese aber nichts destoweniger geheimnisvoll weiterwirken. Eine Blutmischung ist einem solchermaßen entstandenen neuen Körper mit neuen Eigenschaften zu vergleichen, in welchem die Bestandteile sich aufgelöst haben. Unter Donner und Blitz, unter Feuer und Dampf geraten die Rassen aneinander: allein, wenn der Rauch sich verzogen, ist ein neues organisches Gebilde in die Erscheinung getreten, eine neue Blutmischung, in welcher die ursprünglichen, gegensätzlichen Bestandteile, die einander unter so großem Getöse vernichten zu wollen schienen, in



geheimnisvoll-einträchtiger Verbindung zur Sichtbarwerdung und Darlebung ihres Kreuzungsproduktes zusammenwirken.

Jeder Krieg erfordert große Opfer an edlem Blut; allein er gebiert sein Äquivalent aus sich, wie jede Erscheinung. Blutvergießen hat immer eine Blutmischung, der Tod neues Leben im Gefolge: fremde Elemente bleiben in dem bekriegten Lande zurück und verbinden sich mit den Frauen, deren Männer sie dezimiert. Die Lücke füllt sich auf naturgesetzliche Weise aus. Kein europäisches Volk hat unter den sich in diesem Erdteil abspielenden Kriegen so schwer gelitten wie das deutsche, und keines hat in Folge dessen so vielfache Blutmischungen erfahren. Daß sich die meisten Réfugiés nach dem gelichteten Deutschland und der größere Teil von diesen wiederum nach dem dünnbevölkerten Brandenburg begab, war durch das Gesetz vom natürlichen Ausgleich bedingt; und daß sie von dem großen Kurfürsten sowie die Salzburger von dessen Enkel so bereitwillig aufgenommen wurden, hat wohl in dem toleranten, vernünftig und billig denkenden Sinn dieser beiden Männer seinen Hauptgrund, aber nicht seine einzige Motivierung. Die Bedürfnisfrage sprach ein lautes Wort mit. Das menschenarme Land brauchte neues Blut, brauchte tüchtige Arme, die es bestellten, und der Fürst brauchte Soldaten. Dünnbevölkerte Gegenden sind in der ethnologischen Geographie dürres, wasserarmes Flachland. Seine Bewohner müssen darauf bedacht sein, ein „künstliches Bewässerungssystem" einzuführen — sie müssen fremde Volkselemente herbeileiten, so fern diese nicht selbst auf natürliche Weise den Abfluß in ihre Ebene finden. Wie nun ein Volk durch ein solches zu erhöhter Thätigkeit anspornendes und die Technik entwickelndes künstliches Bewässerungssystem sein Land oft fruchtbarer und ertragreicher macht, als ein anderes sein von Natur günstiger bedachtes, auf dem es träger dahinlebt; so gelangt ein ethnologisch schlecht versehenes und auf die Herbeiziehung und Hereinleitung fremder Elemente an-

gewiesenes Volk durch diese Notlage oft zu höherer Bedeutung, als ein ethnologisch reich ausgestattetes. Jenes hat größere Aussicht, eine glückliche, fruchtbare Blutmischung einzugehen, als dieses. Ein von seinem eigenen Blut übersättigtes Volk wird eher in Stagnation verfallen, als ein ethnologisch notleidendes. Es sind nicht immer die schlechtesten Elemente, die aus einem Lande heraus streben, und nicht immer die besten, die seßhaften; jene sind die unruhigeren, revolutionären, aber auch die rührigeren, beweglicheren Elemente, diese die gründlicheren, ordnungsliebenden, aber auch die schwerfälligeren, dumpferen. Jedenfalls darf man solche Elemente, die aus religiösen Gründen oder Ähnlichem von ihrem Volke abgestoßen wurden, getrost als die besseren bezeichnen. Solche „bessere Elemente" aus allen Teilen des europäischen Festlandes bildeten den Zufluß, den das durch den dreißigjährigen Krieg entvölkerte Deutschland erhielt, und die dreißigjährige Kulturblüte um die Wende des 18. Jahrhunderts ist als das natürliche Äquivalent dieses Krieges aus der in seinem Gefolge eintretenden Blutmischung erwachsen. Diesen natürlichen Menschenzufluß in das protestantische, freiheitlich gesinnte Deutschland, dem einzigen Zufluchtsort des Kontinents, wo man im 17. Jahrhundert ungestört seinem Glauben leben konnte, verwertete und ergänzte das menschenärmste Preußen zu einem „künstlichen Bevölkerungssystem." Wie Ludwig XIV. aus einer Sandwüste die üppige Vegetation von Versailles, so schufen der große Kurfürst und seine Nachfolger aus der brandenburg-preußischen Menschenwüste das kraftstrotzende preußische Volk. Die prunkliebenden Bourbonen verbrauchten den Wohlstand ihres Volkes zu der toten Kapitalanlage von prächtigen Schlössern und Gärten, zur Unterhaltung eines glänzenden Hofes; die schlichten Hohenzollern legten das Vermögen ihres Volkes in — Menschen an und zogen ihre Zinsen aus der Rassenzucht. So hart und streng die

letzteren ihre Unterthanen behandelten, so waren sie doch die ersten Fürsten, welche den Wert der Menschenkraft erkannten und zu schätzen wußten. Der moderne Geist der thätigen Fürsorge für die Wohlfahrt des Volkes, der Schaffung von gemeinnützigen Einrichtungen kam in ihnen zum ersten Mal zum Ausdruck. Während man bis zum Anbruch der modernen Zeit mit dem Menschenwesen wie mit der Natur „Raubbau" getrieben hatte, geschah es in Preußen zum ersten Mal, daß man eine systematische Zucht der natürlichen Gewächse unternahm. Die Romanen haben die Menschen wie ihre Wälder rücksichtslos und gedankenlos ausgerottet; ihre Länder sind infolgedessen ethnologisch wie agronomisch verödet; die Deutschen hingegen leben in einem sympathischen Verhältnis zur Natur und zum Menschen. Sie lieben den Wald und sie achten den Menschen. Sie haben die Wälder wie die Menschen ihres Landes geschont. Dieser natürliche sympathische Zug erlebte gewissermaßen seine wissenschaftliche Schulung in dem Teile Deutschlands, der in Bezug auf menschliche wie auf vegetabilische Gewächse von der Natur am Stiefmütterlichsten behandelt worden war. Hier wurde die Menschenzucht wie die Pflanzenzucht zu einer Wissenschaft ausgebildet. Friedrich Wilhelm I. legte „Baumschulen" und „Menschenschulen" an — er verpflanzte die Menschen wie die Gewächse hierhin und dorthin, wo immer sie ihm besser zu gedeihen und sich nützlicher zu machen schienen. Er legte Waldbestände an und gründete Familien. Er führte Nutzpflanzen ein und verschenkte Bauernstellen an neue Einwanderer. Daß gerade in dem notleidendsten Lande Mitteleuropas solchermaßen aus der Not eine Tugend gemacht wurde, lag in der Natur der Dinge; aber daß sie überhaupt gemacht werden konnte, lag an dem sympathischen Zug des deutschen Wesens, der hier in die Zucht des Willens genommen wurde. Der „Antimachiavell" ist in Preußen nicht nur geschrieben, er ist lange vor seiner Abfassung in diesem Lande schon gelebt



worden. Die letztere war nur die geistige Summierung gegebener realer Verhältnisse.

Goethes neue Epoche der Weltgeschichte und das preußische System

„Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus," sagte Goethe, als die deutschen Truppen nach der Kanonade von Valmy am 19. September 1792 vor der französischen Revolutionsarmee den Rückzug antraten. Die Folgezeit hat indessen gelehrt, daß es nicht eine neue Epoche, sondern nur eine Episode der Weltgeschichte war, die Goethe voraussah. Das französische revolutionäre System sollte das Jahrhundert seiner Entstehung nicht überdauern. Acht Jahre nach dem Goethischen Ausspruch brach es in sich zusammen. Zwar ist es im folgenden Jahrhundert noch einmal aufgelebt, aber gleichsam nur wie um seine innere Haltlosigkeit zu offenbaren — um darzuthun, daß es keine Zukunft hat. Wie das ganze sogenannte Mittelalter von den Kämpfen zwischen Kaiser und Papst ausgefüllt wurde, wie in den großen Kämpfen der mittleren Zeit die Habsburger und die Bourbonen um die Vormachtstellung in Europa stritten, so bewegten sich alle Kämpfe der neueren Zeit — der „neuen Epoche der Weltgeschichte" — um das preußische königliche und das französische revolutionäre System. Am 19. September 1792 erlag das erstere, am 18. Brümaire 1801 traf das letztere sich selbst ins Herz; bei Jena brach jenes zusammen, bei Leipzig sank dieses dahin. Gleich zwei Kämpfern, die einander tödliche Wunden beigebracht, von denen sie sich nur schwer erholen, und die doch nicht von einander lassen können, standen die beiden Systeme in ihren Trägern während der Folgezeit einander gegenüber und standen von Neuem gegeneinander auf, die Augen von ganz Europa auf ihren Zweikampf ziehend und in Parteien für und wider spaltend. Die Geschichte des 19. Jahrhunderts ist die Geschichte des Kampfes zwischen Preußen und Frankreich um die Vorherr-



schaft in Europa: alle Kriege dieser Epoche sind nur Dependenzen, Abzweigungen oder Parallelerscheinungen jenes einen großen Völker- und System-Duells, in welchem das französische revolutionäre, für das die zeitweilige cäsarische Form nur eine Verkleidung war, schließlich endgiltig erlag.

Das politische Ergebnis dieses langwierigen Kampfes ist die Vorherrschaft und Zukunftsicherheit des preußischen Systems in Europa. In geistiger Hinsicht ist er noch nicht ausgetragen. Wir stehen auf diesem Gebiete noch unter dem Eindruck der Niederlage von Jena. Aber mit Sicherheit ist vorauszusagen, daß die geistige Entwickelung Deutschlands den Spuren der politischen folgen — daß die deutsche Lebensauffassung unter dem Schutze des preußischen Systems einstmals die Vorherrschaft in Europa erlangen wird. Die geistigen Schlachten bei Leipzig, Waterloo, Königgrätz und Sedan sind noch nicht geschlagen — aber sie werden noch geschlagen werden. Die Wellen, welche die französische Revolution im politischen Leben aufgeworfen, sind rückläufig geworden. Der Demokratismus und Republikanismus ist im 19. Jahrhundert arg in Mißkredit geraten. Man hat inzwischen die Erfahrung gemacht, daß das Heil eines Volkes nicht in der politischen, sondern in der wirtschaftlichen Form seines Lebens beruht. Das Grundübel erkennt man nicht mehr im Monarchismus oder Absolutismus, sondern im Kapitalismus, unter dessen Herrschaft diese politischen Formen zu allen Zeiten ebenso gestanden haben, wie der Republikanismus und Demokratismus. Der Zug der Zeit ist für eine gemäßigte Monarchie mit festgefügten, exakt funktionierenden staatlichen Einrichtungen. In dieser Hinsicht ist der preußische Staat vorbildlich für Europa geworden und drängt das republikanisch-parlamentarische System mit seiner königlichen oder präsidentellen Verzierung mehr und mehr zurück. Die schlagfertige Sicherheit und Zuverlässigkeit der preußischen Einrichtungen gegenüber der Lotterigkeit und Wankelhaftigkeit des

französischen Revolutionismus hat die Deutschen mit der Engbrüstigkeit und geistigen Dürftigkeit des preußischen Systems ausgesöhnt. Dieses System ist auf der ganzen Linie im Vormarsch, und keiner der modernen Ausläufer der französischen Revolution, weder der Liberalismus noch der Sozialismus, wie großen Zuspruch sie auch haben, wird ihn aufhalten können. Dieses System hat sein „Jena" erlebt, aber es scheint im Zuge, sich zu einem „Sedan" aufzuraffen: wie der preußische Staat aus seiner tiefsten Niederlage gewandelt und entwickelungsfähig hervorging und trotz der schweren empfangenen Wunden nach einem halben Jahrhundert zur Vormacht in Deutschland und Europa erstarkte, so scheint es seinem System beschieden zu sein, aus jeder Niederlage neu gekräftigt und entwickelungsfähiger zu erstehen. Das letztere hat vor dem Sozialismus kapituliert durch die Wiederaufhebung des Sozialistengesetzes, vor dem Liberalismus durch den Fall des Umsturzgesetzes: aber es ist nach jeder dieser Niederlagen — wenn auch nur um eine schwache Schattierung — sozialer und liberaler geworden. Das preußische Vereinsgesetz ist zurückgezogen worden, und das preußische System hat durch diese freiwillige Reform- und Befreiungsthat seine Wandlungs- und Entwickelungs*fähigkeit* von Neuem dargethan. Diejenigen begehen eine große Thorheit, welche dieses System bis aufs Messer bekämpfen und vernichten zu müssen glauben, anstatt in das feste Gefüge seines Baues den reformerischen Geist der Entwickelung zu tragen. Was alle Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ohne ein solches Gefüge wert ist, das hat das französische revolutionäre System bewiesen. Damit sich die höchsten Kulturblüten in Freiheit entfalten können, müssen sie von einem festgefügten Geäste und einem starken Stamm getragen sein, dessen mächtige Wurzeln sich tief in die Erde schlagen. Die Blüten können nicht in der Luft schweben, sie müssen aus einem wetterfesten, harten knorrigen System erwachsen sein.

Der preußische Staat und die französische Kunst.

Wir haben soeben den Liberalismus und den Sozialismus als die modernen Ausläufer der französischen Revolution bezeichnet. Sie sind dies in zweifacher Hinsicht: in politischer und in geistiger. Der politische Liberalismus und Sozialismus — haben wir dargethan — kann das preußische System wohl beeinflussen und zu weiterer Entwickelung bringen, aber er vermag es nicht zu überwinden und zu zerstören: dieses schreitet siegreich über beide hinweg. Daß die Hochflut des französischen Revolutionismus in politischer Hinsicht vorüber ist, macht sich jetzt auch in seinen äußersten modernen Wellenschlägen bemerkbar. Die politischen Vorgänge haben einige Ähnlichkeit mit den kosmischen. Wie das Licht eines Fixsterns, der schon vor tausend Jahren erloschen sein mag, heute noch zu uns herüberleuchtet, so dauern die geistigen Wellenschwingungen einer polischen Bewegung noch lange an, nachdem die Quelle, aus der sie ihre Anregung empfingen, längst versiegt ist. Sie springen von dem Gebiet, auf welchem sie entstanden, auf andere Gebiete über — sie setzen sich gleichsam in einen anderen Aggregatzustand um und erregen in der neuen Sphäre eine Hochflut, während sie in der ursprünglichen verebben. Einen handgreiflichen Beweis für diese Thatsache liefert der französische Revolutionismus. In politischer Hinsicht darf man ihn als überwunden betrachten, aber auf dem Gebiete des geistigen Lebens und der Kunst gehen seine Wogen hoch und halten die ganze europäische Gesellschaft in ihrem Banne. Der Liberalismus als geistiges Prinzip der unbedingten Toleranz ist nur ein anderer Aggregatzustand der revolutionären dreieinigen Liberté — Egalité — Fraternité. In seinem Namen ist Allen Alles auf dem geistigen Gebiete erlaubt — *haben Alle gleiche Rechte!* Man darf den Geschmack des Publikums beliebig herunterdrücken, man darf die Sünde wider den heiligen Geist der Kunst ungestraft begehen. In



der Politik haben wir das Prinzip der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit abgestoßen; in der Kunst haben wir es verwirklicht. Die „graue Internationale" deckt Alles mit dem Mantel ihrer christlichen Liebe zu. Auf keinem Gebiete aber ist die christliche Liebe, die Toleranz, die Freiheit — Gleichheit — Brüderlichkeit weniger am Platze, als in der Kunst: vielleicht ist die letztere das einzige Gebiet, auf dem diese edlen Eigenschaften — ausgeschlossen werden dürfen, werden müssen! Die Kunst ist aus der Religion erwachsen, aber des Besten, das sie von ihrer Mutter, dem religiösen Kultus, hätte erben können, ist sie verlustig gegangen. So verwerflich in der Religion, so berechtigt ist die Intoleranz in der Kunst. Tolerant sein gegen den künstlerischen Kultus, Geschmack und die Mode, heißt die Kunst herabwürdigen, heißt das Heiligste, was wir besitzen, entweihen. Die moderne Kunst aber „toleriert" Alles, und diese unbedingte Toleranz ist uns von dem revolutionären Frankreich bescheert worden. L'art pour l'art — das Stichwort dieser voraussetzungslosen Kunst — heißt zu deutsch: „Alles ist erlaubt." Du kannst das Absurdeste vornehmen; wenn du ihm nur einen künstlerischen Anstrich zu geben weißt, darfst Du Dich einen Künstler nennen.

Napoleon, die Ausgeburt der Revolution, hat nicht nur die Charaktere, sondern auch den Geschmack seiner Zeit verdorben. Seine innere Politik darf als ein „Appell an die niederen Instinkte" bezeichnet werden, die er aufrief, um seine despotische Machtstellung zu befestigen. In dem Frankreich der Revolutionszeit gab es nur einen Modus, die Geister zu bändigen und zur Herrschaft zu gelangen: die Entfesselung der niederen seelischen und der niederen sinnlichen Triebe — der Ruhmsucht und der Genußsucht. Der nüchterne, unfähige Robespierre hatte es versucht, ohne diese Hilfskräfte den Weg zur Macht zu gehen: er unternahm es, gleichsam auf dem Wege der „reinen Vernunft" Herr zu werden. Aber es bekam ihm übel. Der geniale Napoleon verstand



sich besser auf den Weg zur Macht. Er befriedigte die Ruhmsucht der Nation durch seine glänzenden Siege, die Genußsucht durch die Pracht seines Hofstaates, durch den sinnlichen Taumel, in welchen er die ganze Nation zu versetzen wußte und von dem Niemand ausgeschlossen wurde. Durch seine äußere Politik unterdrückte er die europäischen Völker, durch seine innere drückte er den europäischen Geschmack herunter. Zu Ende des 18. Jahrhunderts stand Deutschland im Begriffe, in geistiger Hinsicht in Europa tonangebend zu werden. Seine Dichter und Denker fanden nicht ihres Gleichen unter ihren Zeitgenossen. Deutschland befand sich in dem erstaunlichsten geistigen Aufschwung, den je ein Volk erlebt, während die übrigen Nationen in einem geistigen Stillstand verharrten. Dieser Entwickelungsprozeß wurde durch die französische Revolution gestört, welche die Geister aus der kunstgeistigen Arbeit in die Politik hineinriß und verwilderte: er wurde vernichtet durch die Napoleonischen Siege und die Weltherrschaft, welche sich an diese Siege knüpfte. Wir glauben die Ursache für die auffällige Erscheinung, daß Goethe und Schiller eigentlich ohne Jünger und Nachfolger geblieben sind, welche ihr kunstgeistiges Streben fortgesetzt hätten, darin zu finden, daß der deutsche und der europäische Geschmack nicht nur durch die langwierige Kriegszeit, sondern viel mehr durch die Verpöbelung des dominierenden französischen Geschmacks in Folge der Revolution heruntergedrückt und verdorben worden ist.

Goethe und Heine

Wenigen dürfte bekannt sein, daß Napoleon der Schöpfer des „Feuilleton" ist, das den tändelnden, leichten, oberflächlichen Ton der modernen Journalistik erzeugt hat, des „Zeitungswesens", das wir als den Henkersknecht jedes höheren, guten Geschmacks bezeichnen möchten — als den geistigen Jesuitismus und die keltoromanisch-revolutionäre Gegenreformation gegen den Goethe-Schillerschen deutschen kunstgeistigen Protestantismus.

Auf Goethe folgte Heine, der erste moderne Journalist, der, wie Heinrich von Treitschke bemerkt, den modernen Feuilletonstil geschaffen hat. Er ist bei den Franzosen in die Schule gegangen, er hat das französische Wesen wie kein Zweiter begriffen und in genialer Weise verwertet. Er ist recht eigentlich der Vermittler des französischen, revolutionär-verpöbelten Geschmacks an Deutschland geworden — er hat dem stillen kunstgeistigen Weben des deutschen Geistes den letzten Stoß gegeben: er hat Goethe verdrängt. Alle modernen Journalisten und Feuilletonisten dürfen sich als die geistigen Kinder Heines betrachten, denn er beherrscht bis auf den heutigen Tag mit katholischer Hartnäckigkeit den allgemeinen Geschmack. Das, was für den modernen Menschen wie kaum etwas Anderes charakteristisch ist, nämlich die Gepflogenheit, jeden ernsten Gedanken mit einer frivolen oder witzelnden Wendung zu schließen, alles Gefühlsmäßige ins Lächerliche zu ziehen — das hat man von Heine gelernt. Wir haben an anderer Stelle den Ausspruch gethan, daß die ganze moderne Kultur „verwitzelt" sei — das Schlimmste, was einer Kultur widerfahren könne.*) Diese Verwitzelung ist durch Heine eingeleitet worden. Wenn der moderne „Gebildete" Schillersches Pathos zu ironisieren liebt, indem er sich schwer enthalten kann, zum Beispiel den Vers

„Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen"

mit der witzelnden Wendung zu schließen:

„Und das Erhabne in den Staub zu sterzen" —

so folgt er dabei Heines Spuren, womit wir übrigens nicht gesagt haben wollen, daß Heine gerade solcher geistloser Wendungen fähig gewesen wäre. Dazu war er denn doch zu geistvoll; aber er hat den Ton angegeben, der den völlig geistlosen gebildeten Pöbel verführte, sich in solcher geschmacklosen Weise an den schönsten und edelsten Worten unserer

*) „Die plastische Kraft in Kunst, Wissenschaft und Leben" (C. G. Naumann, Leipzig); Aph. 26.



großen Dichter zu vergreifen. Hat zum Beispiel Goethe jemals einen „Witz" gemacht? In keiner seiner Schriften werden wir einen solchen finden: Alles, was er dachte, sprach und schrieb, ist tiefernst, heilig, wie ein Gebet — seine „Römischen Elegien" nicht ausgenommen! Nirgends ein Cynismus — und jeder „Witz" ist cynisch, auch wenn er sich nicht auf sexuelle Dinge bezieht. Dieser Goethische Geist-reiche Ernst ist durch den Heinischen geistreichen oder geistreich sein sollenden Witz verdrängt worden. In diesem Sinne ist die ganze moderne Bildung und Kultur antigoethisch. Goethe wirkt in Deutschland nicht vorbildlich — man behandelt ihn wie ein übermenschliches Wesen mit einer gewissen Ehrfurcht und Pietät: man zieht ihn an Festtagen hervor, um sich an seiner Schönheit zu „erbauen" nnd auf seine nationale Zugehörigkeit „stolz sein" zu dürfen. Er ist nicht lebendig im deutschen Volke — nur ein Häuflein Getreuer schaart sich um ihn, das ihn aber bloß philologisch ernst nimmt. Goethe aber ist der einzige denkbare Heiland des deutschen Geistes. So lange er nicht als solcher wirkt und schafft, kann der letztere nicht zu nationaler Selbständigkeit erwachen und steht — wie wir uns im Vorigen ausdrückten — unter dem Eindruck der Niederlage von Jena.

Die Juden als Vertreter des französischen Geschmacks in der deutschen Kunst

Die Juden sind, nachdem ihre heimische Kultur zu Grunde gegangen, die Kulturvermittler in allen europäischen Völkern geworden. So lange sie in Unfreiheit leben mußten, konnten sie dies nur in Bezug auf materielle Güter sein. Nach ihrer Emanzipation traten sie mit gleichem Eifer und Erfolg als Vermittler geistiger Werte auf. Der deutsche Jude Heine hat den Geist des französischen Revolutionismus in Deutschland eingeführt. Die deutschen Juden der Folgezeit sind ohne Ausnahme Pfleger und Verbreiter französischen Wesens und Geschmacks in Deutschland

gewesen. Sie mögen zwar große Verehrer Goethes sein, aber sie sind — ihnen selbst vielleicht unbewußt — Vertreter antigoethischen Geistes. Sie verfechten die Geistesfreiheit in der Kunst gegenüber der preußischen Engbrüstigkeit mit ihrer prüden Censur — aber sie verteidigen sie im Dienste des französischen Geschmacks, sie verteidigen sie somit auf Kosten des deutschen kunstgeistigen Wesens. Sie tragen den französisch-revolutionären und in seiner Art berechtigten politischen Maßstab des „gleichen Rechts für Alle" auf das Gebiet der Kunst und suchen durch diese Taktik des trügerischen Anscheins Werke gegenüber einer anerkannt engherzigen und verständnißlosen Censur zu rechtfertigen und zu retten, die Goethe vom rein künstlerischen Standpunkt verurteilt haben würde und hätte verurteilen müssen. Es ist ein Dilemma: sie haben recht und unrecht zugleich. Die Forderung der allgemeinen Denk- und Redefreiheit rechtfertigt ihr Thun, die Forderung der echten Kunst muß es verwerfen. Sie retten die Menschenrechte im Namen der Kunst, aber sie entwürdigen das wahre, tiefernste, heilige kunstgeistige Streben, indem sie vor der censorischen Dummheit Werke in Schutz nehmen, die den künstlerischen Geschmack herunterdrücken und verderben. In einem solchen Dilemma befand sich zum Beispiel Oskar Blumenthal, als er „Sodoms Ende" von Hermann Sudermann den Klauen der preußischen Censur entreißen zu müssen glaubte. Er hat in der „Deutschen Revue" seine Unterredung mit dem Polizeipräsidenten bei dieser Gelegenheit mitgeteilt, wobei ihm auf seine Anfrage nach dem Grunde des Verbots die bündige Antwort wurde: „Weil es uns so paßt . . . die janze Richtung paßt uns nicht"! Friedrich Lange bemerkt dazu in der „Deutschen Welt"*): „Was ist uns diese ‚Modernität' von damals heutigen Tages, daß wir nicht ohne eine gewisse Beschämung lesen sollten, wie sich damals wegen der guten Sache des

*) Jahrgang II, Nr. 16.



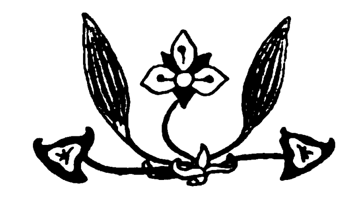
Kampfes gegen die Zensur auch die unbefangenen Zeitungen nicht besinnen durften, aus diesem armseligen Theaterstück, das sein Leben und Sterben lediglich in der Retorte Berlin W. hat, ein Litteratur-Interesse zu machen! . . . wie ärgerlich, daß dieser jüdische Witzling und Schriftsteller sich als Vertreter deutscher Kunst und Litteratur vor deutschen Behörden fühlen darf, und wie viel ärgerlicher noch, daß man ihm zugestehen muß, er habe in der Sache recht." Es sei zu bedauern, fährt Lange fort, daß der allzu überzeugende Eindruck dieser Scene (der Unterredung zwischen Blumenthal und dem Polizeipräsidenten) nicht durch eine Illustration ein gewisses Gegengewicht erhalte: „Der schlanke, hochaufgerichtete Polizeipräsident, der ein ganz annehmbares Exemplar der teutonischen Rasse ist, und — Herr Oskar, der die seinige mit allen ihren Eigentümlichkeiten auch nicht verleugnet! Aber wenn ein aufrechter Deutscher ein so schielendes und windschiefes Ding wie die Theatercensur zu verteidigen hat und ein windschiefer jüdischer Schriftsteller dagegen in die günstige Lage versetzt wird, mit Anrufung von Goethe und Schiller die Redefreiheit der Litteratur von heute zu verteidigen — dann werden eben die Sympathieen von vorn herein geteilt. Nach zwei Fronten Krieg zu führen ist immer eine schwierige Sache."

Die Aufgabe des preußischen Staates in der deutschen Kultur

Wir haben diesen ganzen Gedankengang von Napoleon Bonaparte als dem Verderber des europäischen Geschmacks bis zu Oskar Blumenthal als dem Ritter ohne Furcht und Tadel, der gegen die preußische Censur eine Lanze für die Kunst bricht, oder vielmehr für das, was er darunter versteht — gewählt, um die Stellung des preußischen Staates in der deutschen und europäischen Kultur und die ihm daraus zufallende Aufgabe zu kennzeichnen. Lange hat dieser seine Mission in der deutschen Politik verkannt — sie ist ihm fast gegen seinen Willen aufgedrängt worden. Preußen ist

der geborene Hüter und Verteidiger der deutschen Interessen gegen Frankreich. Es hat mit letzterem in einem unausgesetzten Spannungsverhältniß, es hat mit ihm fast immer im Kriegszustand gelebt, aber die Wahrung der deutschen Interessen, ohne welche ein solches Verhältnis für das kleine arme Land im Grunde sinnlos und thöricht ist, hat bis auf die Tage Kaiser Wilhelms I. und Bismarcks kein Verständnis bei ihm gefunden. Eine merkwürdige Ähnlichkeit zeigt sich in seiner Stellung zum deutschen geistigen Wesen. Die preußische Regierung bekämpft von einem engherzig moralischen Standpunkt aus die sogenannte Unsittlichkeit der französischen Kunst in ihrer Nachahmung in Deutschland, anstatt das kunstgeistige Streben des deutschen Wesens vom rein künstlerischen Standpunkt aus gegen die französische Geschmacklosigkeit in der Kunst in Schutz zu nehmen. Sie weiß ihre Waffen tüchtig zu gebrauchen — Schwächlichkeit oder Unsicherkeit hat man ihr bisher nicht vorwerfen können: aber dieser kräftigen Handhabung fehlt die nötige Bildung und das Verständnis für ihre Aufgabe in der Politik des deutschen Geisteslebens, wie ihr bis auf die letzten Jahrzehnte das Verständnis für ihre politische Mission überhaupt gefehlt hat. Wie die eine, so muß ihr auch die andere Aufgabe gleichsam zugeschoben und aufgedrängt werden, auf daß sie ihre Waffen im vollen Sinne für und nicht zur Hälfte gegen oder auf Kosten des deutschen Wesens gebrauchen lerne im Geiste einer höheren künstlerischen Kultur. Von dem Augenblick an, da Preußen diese seine Aufgabe begriffen, wird eine neue geistige Epoche der Weltgeschichte ausgehen, wie eine neue politische von den Schlachten bei Königgrätz und Sedan ausgegangen ist, und nicht, wie Goethe meinte, von der Kanonade bei Valmy, deren Folgeerscheinungen wir als eine bloße Episode der Weltgeschichte erkannt haben. Bei Königgrätz und Sedan nahm Preußen die Politik seines Lebensgesetzes wieder auf, daß die beste Parade der Angriff, welche

es unter dem zweiten und dritten Friedrich Wilhelm für eine Weile aus den Augen verloren hatte. Diese Schlachten bilden die logische Fortsetzung des preußischen Entwickelungsprinzips, welches unter Friedrich Wilhelm I. und seinem Sohne eingesetzt hatte. Die Kriege von 1866 und 1870 sind als natürliche Ergänzung und Weiterführung des siebenjährigen Krieges zu betrachten: sie spinnen dessen Fäden systematisch fort. Alles, was dazwischen liegt, ist „Episode“, und hat das preußische Entwickelungsprinzip wohl für eine Weile aufhalten und stören, aber nicht vernichten können.



Die verschiedene Befähigung der Rassen für höhere geistige Entwickelung

. . . will ich menschlichen Geschlechten
In des Ursprungs Tiefe dringen.
Goethe

Die nichtkaukasischen Rassen als atavistische Formen der kaukasischen Rasse

„Daß den verschiedenen Rassen in letzter Instanz eine Stammform zu Grunde liegt," sagt Friedrich Müller*), „dies beweist namentlich der Umstand, daß die einzelnen Rassencharaktere in der Regel erst nach erlangter Pubertät an den einzelnen Individuen deutlich hervortreten. So zeigen der Chinese und der Javane, welche zwei verschiedenen Rassen angehören, in der Jugend mit dem Mittelländer große Ähnlichkeit und können manchmal selbst nach unseren Begriffen hübsch genannt werden. Dagegen treten mit zunehmendem Alter die Rassenmerkmale immer mehr und mehr hervor. Die Rassenverschiedenheiten sollen am kindlichen Schädel überhaupt nicht nachweisbar sein.**) Auch die Farbe der Haut tritt bei den einzelnen Rassenindividuen nach und nach zum Vorschein. Die Negerkinder sind anfangs rötlich-nußbraun, dann schiefergrau, erst später, nach einem bis drei Jahren, werden sie völlig schwarz. Das Kind des Australiers ist anfangs gelblich-braun und wird nach und nach dunkelkaffee-braun. Die Kinder der Guaranis in Süd-Amerika sind anfangs weiß-gelb, erst nach und nach nehmen sie die gelblichbraune Farbe an.***)"

Im Gegensatz zu dieser Behauptung scheint die Ansicht von Robert Dunn †) zu stehen, welcher erklärt, das mensch-

*) Allgemeine Ethnographie. Einleitung § 6. p. 24. **) Darwin: Die Abstammung des Menschen. II, 278. ***) Ebenda. †) Some observations



liche Gehirn durchlaufe in seiner Entwickelung die Stadien, in denen es im Neger, Malayen, Amerikaner und Mongolen erscheint und erlange erst, nachdem sich diese Wandlungen vollzogen, die kaukasische Form und Gestalt. Die charakteristischen Merkmale der verschiedenen Menschenrassen seien nichts weiter als Verkörperungen einzelner Entwickelungsstufen des höchsten, des kaukasischen Typus. Die Negerrasse zeige unveränderlich das unvollkommene Gehirn, den vorspringenden Unterkiefer und den schmalen Gliederbau eines kaukasischen Kindes einige Zeit vor seiner Geburt; der Ureinwohner Amerikas stelle das selbe Kind in einem der Geburtsstunde näher liegenden Entwickelungsstadium dar; der Mongole sei ein im Zustande der Geburt stehen gebliebenes Kind.

Man könnte die Anschauungsweise Friedrich Müllers als antik-platonische, die Robert Dunns als modern-naturwissenschaftliche Behandlung der Ethnologie bezeichnen, und es will uns scheinen, daß, wie überall, wo diese gegensätzlichen Anschauungsweisen sich geltend machen, so auch hier ebenso viel Wahres wie Falsches in jeder von beiden enthalten ist. Müller hat recht, indem er behauptet, daß die mongolische und malayische Rasse im Jugendzustand den Charakter der mittelländischen aufweisen und daß die Rassenverschiedenheiten am kindlichen Schädel überhaupt nicht nachweisbar sind; aber er ist im Unrecht, wenn er aus der Thatsache, daß die einzelnen Rassencharaktere in der Regel erst nach erlangter Pubertät an den einzelnen Individuen hervortreten, den Schluß zieht, daß den verschiedenen Rassen eine gemeinsame Stammform zum Grunde liegen müssen. Dunn andererseits ist im Recht, wenn er behauptet, die kaukasische Rasse durchlaufe alle Entwickelungsstufen, welche sich in den

of the psychological differences which exist among the typical races of man. — Transactions of the Ethnological Society of London. Vol. III. New Series (1865). p. 24.



übrigen Rassen verkörpern; allein er hat unrecht, indem er sagt, die letzteren seien auf einer gewissen Stufe der Entwickelung stehen geblieben. Weder liegt der höhere, mittelländische Typus den Rassen als Stammform zum Grunde, von welcher aus sie sich nach erlangter Pubertät differenzierten, noch sind sie in ihrem Entwickelungsgange hinter ihm zurückgeblieben. Vielmehr liegt die Sache so, daß der kaukasische Typus den bis jetzt erreichten höchsten der menschlichen Entwickelung darbietet, von welchem die übrigen Rassen — früher oder später — wieder zurückgekommen sind. Diese sind nicht stehengebliebene erstarrte Formen, sondern Rückbildungen; sie können auch nicht als Differenzierungen einer zum Grunde liegenden Stammform gefaßt werden, weil sie als solche eine Höherentwickelung darstellen würden, während in Wirklichkeit das Gegenteil der Fall ist. Die Thatsache, daß die Merkmale der nicht kaukasischen Rassen nach erlangter Pubertät hervortreten, und sich mit zunehmendem Alter mehr und mehr bemerkbar machen, erweist sich als Atavismus: diese Rassen sind in gewissem Sinne als atavistische Formen der kaukasischen zu betrachten.

Die Geschlechtsreife und die Verwachsung der Schädelnähte

„Das Negerkind," sagt Pruner-Bey, „kommt ohne Prognathismus zur Welt. Der Neger, der Hottentot, der Australier, der Neukaledonier weisen in Bezug auf den Knochenbau nicht die Unterschiede auf, die sich später herausbilden. Der junge Neger behält eine gefällige Physiognomie bis zur Geschlechtsreife, welche bei den Mädchen zwischen dem zehnten und dreizehnten, bei den Knaben zwischen dem dreizehnten und vierzehnten Jahr beginnt. Diese Reife hat eine plötzliche Umbildung der Formen und Verhältnisse des Knochensystems im Gefolge, welche sich in der Hirnschale und im Gesicht vollzieht. Die Kinnladen treten hervor, ohne entsprechendes Wachstum des ganzen Schädels. Während beim Weißen

die Entwickelung der Kinnladen und Gesichtsknochen mit dem Wachstum des Gehirns nicht nur gleichen Schritt hält, sondern von dem letzteren übertroffen wird, besonders was die vorderen Hirnlappen betrifft, ist das Umgekehrte beim Neger der Fall. Die Stirnnaht schließt sich beim Neger in frühester Jugend, ebenso wie die mittlere Schädelnaht. Mit zunehmendem Alter verwachsen alle Nähte fast gleichzeitig, was beim Negerweib noch früher geschieht, als beim männlichen Individuum." „Es ist unleugbar," sagt Karl Vogt, „daß die plötzliche Metamorphose, welche beim Neger zur Zeit der Geschlechtsreife eintritt, mit seiner psychischen Entwickelung innig verknüpft ist. Das Negerkind steht hinsichtlich seiner geistigen Fähigkeiten nicht hinter dem weißen Kind zurück. Alle Forscher kommen darin überein, daß die Negerkinder ebenso drollig bei ihren Spielen, ebenso gelehrig und ebenso intelligent wie die weißen Kinder sind, sobald sie in Erziehung genommen werden, und nicht, wie in den amerikanischen Sklaven-Staaten geschah, absichtlich wie Vieh aufgezogen werden; man hat gefunden, daß die Negerkinder in den Schulen den weißen nicht nur gleichkommen, sondern sie übertreffen, an Gelehrigkeit wie an Auffassungsgabe. Aber sobald sie die verhängnißvolle Zeit der Geschlechtsreife erreicht haben, in der sich die Schädelnähte schließen und die Kinnladen vortreten, tritt derselbe Vorgang wie beim Affen ein. Die geistigen Funktionen bleiben stehen und das Individuum wie die ganze Rasse ist unfähig zu jedem weiteren Fortschritt. Der erwachsene Neger hat, was seine geistigen Fähigkeiten anbelangt, etwas von der Natur des weiblichen Kindes und des greisen Weißen. Er zeigt den selben Hang nach Vergnügen, Musik, Tanz, physischen Genüssen und Unterhaltung, während er in Bezug auf die Unbeständigkeit der Eindrücke und Gefühle ein Kind ist. Wie dem Kinde eignet dem Neger eine hochfliegende Einbildungskraft; er bevölkert die umgebende Natur und verleiht sogar leblosen Dingen menschliche



oder übernatürliche Kräfte. Er macht sich einen Fetisch aus einem Stück Holz, und glaubt, daß der Affe stumm bleibt, damit er nicht zum Arbeiten gezwungen werde. Die allgemeine Regel unter Sklavenhaltern ist, daß Sklaven wie vernachlässigte und schlecht erzogene Kinder behandelt werden müßten. Der Neger ähnelt dem Weibe in der Liebe zu Kindern, zu seiner Familie, seiner Hütte. Er ähnelt dem alten Mann in seiner Unthätigkeit, Apathie und Hartnäckigkeit. Mäßig in gewöhnlichen Dingen, wird er unmäßig, wenn nicht in gewissen Schranken gehalten. Er kennt keine stetige Arbeit, sorgt wenig um die Zukunft; aber sein großer Nachahmungsinstinkt befähigt ihn, ein geschickter Handwerker und nachahmender Künstler zu werden. In seinem Heimatsland ist er Schäfer oder Ackerbauer; einige Stämme verstehen sich auf die Bearbeitung des Metalls, andere treiben Handel, nicht ohne Geschick. Andere Stämme haben Staaten gegründet, die eine besondere Organisation aufweisen. Im Übrigen aber darf man getrost behaupten, daß die ganze Rasse, weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart, irgend etwas vollbracht hat, was zum Fortschritt der Menschheit beigetragen oder des Aufhebens wert wäre." *)

Ein solches Stehenbleiben der Entwickelung verbunden mit einer Umbildung der Schädelform von der Zeit der Geschlechtsreife ab, wie es an dem Negertypus unverkennbar beobachtet werden kann, macht sich auch bei den übrigen Rassen, wiewohl in minder augenfälliger Weise geltend, so daß in dem Einfluß des erwachenden Geschlechtslebens auf die Entwickelung eines Individuums und der Rasse, der es angehört, ein untrüglicher Maßstab für die Befähigung zur Kultur, für die Beanlagung zu höheren geistigen Aufgaben gegeben ist. Das Wachstum wird durch das Geschlechts-

*) Vgl. Dunn: „Civilisation and Cerebral Development." — Transactions of the Ethnological Society of London. New Series. Vol. IV. 1866.



leben gleichsam balanciert. Beide stehen in einem Antagonismus zu einander. Jenes wirkt die Form, in der sich das Leben des Individuums bergen und abspielen soll; dieses erfüllt die Schale mit Inhalt und Leben. Je früher das höhere, oder, sagen wir getrost — das höchste Gefühlsleben, welches in dem Geschlecht seinen Ursprung nimmt, rege wird, desto eher befestigt und verhärtet sich nach einem immanenten Naturgesetz des Organismus die Form und Schale des individuellen Lebens — das Knochengerüste: die Schädelnähte schließen sich, wodurch das Gehirn sich nicht weiter ausdehnen, nicht weiter wachsen kann, so daß der Geist auf dem Entwickelungspunkte stehen bleibt, den er bis dahin erreicht hatte. Dies „Stehenbleiben" ist, tiefer besehen, auch ein Wachstum, wenngleich ein rückschreitendes: man muß darin die Bildung einer Schutzwehr, eines Walles erkennen, die das in sich zur Vollendung und zu einem systematischen Abschluß gebrachte individuelle Leben gleichsam um sich heraufwirft, ähnlich, wie ein sozialer Organismus sich ehedem als Stadt mit festen Mauern umgab, um sein inneres Leben ungestört abspielen zu können, oder wie die knochenlose Masse des Weichtieres sich zu dem gleichen Zweck mit einem harten Panzer umbildet.

Der Stillstand des Wachstums bei den Semiten

Die höheren geistigen Fähigkeiten haben erwiesenermaßen in den vorderen großen Hirnlappen ihren Sitz. Wird deren Wachstum frühzeitig gehemmt, schließen sich die entsprechenden Schädelnähte, so wird das Individuum, beziehungsweise die Rasse, der es angehört, für höhere geistige Aufgaben untauglich. Es kann sehr wohl bereits eine hohe Kultur erreicht worden sein, das betreffende Individuum kann sich zu großer Intelligenz entwickelt haben — und doch von weiterer Entwickelung zu höherer Begabung durch den Stillstand, welchen ein frühzeitiger Eintritt der Geschlechtsreife dem Wachtum gebietet, plötzlich abgeschnitten werden. Die

Pforten des Paradieses fliegen zu und der sündenfällige Adam, der vom Baume der sexuellen Erkenntnis genossen, ist für alle Zeit ausgeschlossen. Der intelligenteste der semitischen Stämme läßt seine Lebensgeschichte mit dem Bilde beginnen, auf welches wir soeben angespielt haben, aber nur Wenige dürften eine Ahnung davon haben, wie wahr, wie lebenswahr die Geschichte vom Sündenfall und der Austreibung aus dem Paradiese ist, wenn sie recht gedeutet wird. Arthur Schopenhauer war der erste, der eine entsprechende sexuelle Auslegung der alten jüdischen Sage versuchte; allein er blieb bei einer religionsphilosophischen Erklärung stehen, die in der buddhistisch-christlichen Verneinung des Willens zum Leben den Erlösungsweg, in jeder Zeugung und Geburt hingegen einen neuen Leidensweg erkennt: er kam dem physiologischen Vorgang nicht auf den Grund. Dieser Vorgang der Wachstumshemmung des Gehirns durch den Eintritt der Geschlechtsreife läßt sich bei dem Semiten auf einer höheren Stufe der Entwickelung und Kultur in ähnlicher Weise feststellen, wie beim Neger auf der tiefsten des Menschenwesens. „Die Semiten", sagt Emile Burnouf,*) „haben unter allen Rassen eine hervorragende Rolle in der religiösen Geschichte der Welt gespielt; sie stehen der arischen am nächsten. Die Anthropologen stimmen fast alle darin überein, sie zwischen die arische und gelbe Rasse zu stellen: nicht als ob ihre unterscheidenden Merkmale einen mittleren Typus zwischen jenen beiden Rassen darstellten, sondern weil sie, wiewohl der gelben Rasse unstreitig überlegen, der unsrigen gegenüber Verschiedenheiten aufweisen, welche nicht erlauben, sie mit den Indo-Europäern zusammenzuwerfen. Der echte Semit hat glattes und in Folge dessen krauses Haar, die Nase stark gebogen, die Lippen vorspringend und fleischig, massive Gliedmaßen, dünne Waden und Plattfüße.

*) „La science des religions". — Revue des deux mondes, 1868. Bd. 76.



Ein wichtigeres Merkmal aber ist dies, daß er zu den „Hinterhauptrassen" gehört, bei denen der hintere Kopfteil entwickelter ist, als der vordere oder Stirnteil. Sein Wachstum ist ein sehr rasches; mit 15 oder 16 Jahren ist es vollendet. In diesem Alter sind die vorderen Schädelteile, welche die Organe der Intelligenz einschließen, schon fast verknorpelt, oft sogar mit einander verwachsen. In Folge dessen ist jedes weitere Wachstum des Gehirns und insbesondere der grauen Hirnsubstanz unmöglich geworden. Bei der arischen Rasse treten solche Erscheinungen zu keiner Zeit des Lebens zu Tage, jedenfalls findet man sie nicht bei den Individuen, welche eine normale Entwickelung durchgemacht haben. Die Schädelknochen, welche immer in einer gewissen losen Verbindung untereinander verbleiben, gestatten dem inneren Organ, sich weiter zu entwickeln und bis zum letzten Lebenstag Umbildungen durchzumachen ... Mit 15 oder 16 Jahren ist der Semit ausgewachsen; sein Geist hat den Grad der Entwickelung erreicht, den er erlangen kann. Von diesem Zeitpunkt an macht der junge Mann keine Fortschritte mehr; im weiteren Verlauf seines Lebens zehrt sein Geist an diesem bescheidenen Kapital, dem er nichts weiter hinzuzufügen vermag. In Aegypten, Palästina, an der Küste des roten Meeres und anderwärts finden sich sehr wohlgebildete Menschen, deren geistige Entwickelung vor dem Alter von zehn Jahren stehen geblieben ist .... In Cairo wird von christlichen Geistlichen Muselmännern, Griechen, Juden und Katholiken Unterricht erteilt. Die arabischen Schüler stehen dort, was die Intelligenz betrifft, den Franken voran, werden aber von diesen über kurz oder lang überholt. In Bayruth, wo Kinder mehrerer Rassen vereinigt sind, beobachten die Lehrer bei den Semiten einen sehr raschen Fortschritt während der ersten Jahre, der im Alter von acht Jahren zum Stillstand kommt; von da ab lernen die Zöglinge überhaupt nichts mehr ... Die langjährige



Dauer der Arbeiten am Suezkanal hat jungen semitischen Arbeitern Gelegenheit gegeben, sich mit den mechanischen Werken des Kanals vertraut zu machen; einige besonders Begabte unter ihnen sind Werkmeister geworden. Aber da sie seit ihrer Jugend keine neuen Kenntnisse dazu erworben und die vorhandenen nicht erweitern konnten, zeigten sich diese vorzüglichen Arbeiter-Chefs außer Stande, im Notfall die ihnen anvertrauten Maschinen auszubessern und die Ursache einer in ihnen entstandenen Unordnung zu erkennen. Der semitische Werkmeister muß dann zu einem ihm unterstellten europäischen Arbeiter seine Zuflucht nehmen. Es ergeht ihm wie den Schülern zu Ghazir: aus Mangel an Initiative versteht er nur nachzuahmen. In den Menschenrassen sind demzufolge Naturgesetze wirksam, welche die physische und moralische Entwickelung der Individuen regeln und einigen eine verhängnißvolle Grenze setzen, während sie einer einzigen eine schrankenlose Zukunft eröffnen."

Die beiden Rassen der Juden

Soweit Burnouf. Die Juden gehören nicht durchweg der semitischen Rasse an. Bunsen hat nachgewiesen, daß in der Bibel zwei Rassen eine Rolle spielen, eine weiße und eine dunkler gefärbte. Diese beiden Rassen sind noch vorhanden; man findet sie nach Burnouf*) in allen orientalischen Ländern, wo es Israeliten giebt. Selbst in Europa, wo die Gesetze die Rassenmischung erleichtern, können sie noch unterschieden werden. Burnouf bezeichnet eine große Stadt Westfrankreichs, wo 4 bis 5000 Israeliten wohnen: von diesen tragen die einen die Kennzeichen der Kinder Idumäas, wohingegen die anderen sich kaum von Christen unterscheiden. Während so die Beobachtung das jüdische Volk als aus zwei Rassen bestehend lehrt, zeigen die biblischen Schriften diese beiden Rassen seit den ältesten Zeiten in Feindschaft untereinander lebend. Indessen die eine die Elohim verehrte, lag

*) A. a. O.



die andere dem Jehova-Kultus ob. Die letztere bestand nach Burnouf höchst wahrscheinlich aus Ariern: sie setzte sich nördlich von Jerusalem, in Galiläa, fest. Die Bevölkerung dieses Landes steht noch heute in scharfem Gegensatz zu der weiter südwärts wohnenden: sie ähnelt den Polen. Diese Galiläer haben vorwiegend in den Kultus des hebräischen Volkes das symbolische Element eingeführt und in die biblischen Schriften das, was man dort von Metaphysik findet. Die Propheten gehören im Großen und Ganzen diesem Menschenschlag an, von Melchisedech bis zur babylonischen Gefangenschaft: ihm ist das religiöse Moment in den Psalmen Davids zu verdanken, ebenso die Weherufe der Propheten über das hartköpfige Volk, dessen natürliche Unfähigkeit, die hohen Lehren aufzunehmen und dessen fortwährender Rückfall in den Aberglauben ihren Zorn erregten. Andererseits begegnet man in der Bibel einem den Ariern fremden Elemente, das sich weder in den Büchern Zoroasters noch in den Veden findet: dem persönlichen Gott. Nach Überwindung der Naturvergötterung setzte sich der Pantheismus in Indien als grundlegende Theorie gleichzeitig mit der brahmanischen Einrichtung fest und hat sich bis auf den heutigen Tag in der Religion der Inder erhalten. Wie die Brahmanen haben die persischen Magier ein absolutes und unpersönliches, *über* dem persönlichen Beherrscher der Welt Ormuzd stehendes Wesen verehrt, in dessen Einheit alle Lebewesen samt Ormuzd selbst aufgehen. Im Gegensatz hierzu beruht, wie Renan gezeigt hat, der Semitismus auf der *Persönlichkeit Gottes* und unterscheidet sich in dieser Hinsicht grundlegend von der arischen Auffassung. „Man darf daher", schließt Burnouf, „in dieser Auffassung des göttlichen Wesens ein von der Rasse in die Lehre hineingetragenes Element erblicken, welches man in der Bibel von den ersten Worten an erkennt, und das dem politischen System des Volkes Israel zur Stütze gedient hat . . . Die Entwickelung von Gehirn und Geist



kommt beim Semiten vor dem Alter zum Stillstand, in dem der Mensch fähig wird, transscendentale Spekulationen zu verstehen. Der Arier allein hat sich zu diesen erhoben."

Die Rassengegensätze unter den arischen Völkern

Wie das jüdische Volk bei seinem Eintritt in die Geschichte schon eine Rassenmischung darbot, so zeigen auch die verschiedenen arischen Völker Abstufungen in ihrer ethnischen Form und Bildung, die sich auf Rassengegensätze zurückführen lassen. Man kann mit gewissem Recht behaupten, daß in jedem Volk, als einem „ethnologischen Gebilde", zwei Rassen einander bekämpfen; denn kein Volk, das in die Geschichte eingetreten, stellt eine reine Rasse dar — wir haben gesehen, daß sein Eintritt in die Geschichte geradezu durch eine gewisse Blutmischung bedingt wird. Demgemäß können die Folgerungen, welche aus der jüdischen Geschichte gezogen worden sind, mit gutem Grund in der der arischen Stämme zur Geltung gebracht werden. Unter den letzteren erstanden gleichwie unter den Juden Propheten und Weise, welche nicht müde wurden, über das hartköpfige, verstockte Volk Ach und Wehe zu rufen, es zu beklagen, zu verfluchen oder es mit bitterem Spott zu übergießen. Solon und Plato dürften daher den gleichen Anspruch wie Moses und Jeremias haben, für Individuen einer anderen Rasse, oder wenigstens einer höheren Abstufung innerhalb ihres Volkstums zu gelten, als sie die Masse des griechischen Volkes darstellte. Jedenfalls muß für alle höheren Individuen der arischen Rasse gegenüber der Masse ihrer Stammesgenossen derselbe physiologische Vorgang vorausgesetzt werden, der in dem Verhältnis der Arier in ihrer Gesamtheit gegenüber den Semiten dargethan worden ist. Je früher ein arisches Individuum sich auswächst und in die Geschlechtsreife eintritt, desto schneller und fester verwachsen die Schädelnähte, wodurch das Ge-



hirn eingekapselt und an jeder weiteren Ausdehnung verhindert wird.

Als die ersten bleiben in dieser Hinsicht die Südarier hinter ihren übrigen Rassenverwandten zurück, welche sich in der That am Meisten mit der semitischen Rasse gekreuzt haben. Die Italiener und Spanier entwickeln sich nahezu so frühzeitig wie die Semiten und zeigen im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren oft schon eine Intelligenz und Fertigkeit, mit welcher mancher zwanzigjährige Nordarier Ehre einlegen könnte; sie werden aber, gleich wie der Semit vom Arier überhaupt, in der späteren Entwickelung von ihren nordischen Stammverwandten wieder eingeholt und überholt, denn auch ihre Intelligenz besteht nur in einer gewissen instinktiven Klugheit und Findigkeit — sie sind des idealen Aufschwungs und des Ideenlebens unfähig. Je weiter nach Norden wir unter den arischen Völkern fortschreiten, desto langsamer sehen wir die Individuen sich entwickeln und auswachsen, desto später ihre körperliche Bildung zur Vollendung kommen und infolge dessen ihre Schädelnähte sich später schließen, verknöchern, das Gehirn sich einkapseln und vergeblich gegen unbewegliche Wände drängen. Die Germanen, als der nördlichste und bildsamste arische Stamm, werden am Langsamsten und Spätesten von allen Menschenkindern reif und fertig, welcher Umstand sie zum entwickelungsfähigsten Menschenschlag macht, einer Art der species homo, deren Schädelnähte niemals völlig verwachsen, so daß die Schädeldecke unter Umständen noch in späterem Alter der Ausdehnung und Erweiterung, das Gehirn des Wachstums fähig bleibt. Die allzu harten Schädel sind demgemäß in dieser Hinsicht keineswegs die wünschenswertesten, die „weicheren" genießen entschieden den Vorzug, und die Weichheit und geringe Widerstandsfähigkeit des Germanen, über die so viel geklagt wird, dürfte mit dem späten und mangelhaften Verwachsen seiner Schädelknochen in einem gewissen Zusammenhange stehen, so



daß sie nur als die Kehrseite seiner Entwickelungsfähigkeit und höheren Begabung anzusehen wäre. Es ist uns ein Fall bekannt, der geeignet ist, einen Begriff davon zu geben, in welcher Spannung sich die Gehirnmasse — zumal die entwickelungsfähige des Germanen — durch ihre Einkapselung in der Schädeldecke befinden muß.

Ein deutscher Offizier erlitt durch einen Sturz vom Pferde einen Schädelbruch. Die Schädeldecke blieb nach seiner Genesung gesprungen; der Spalt schloß sich nicht, er verknorpelte bloß, so daß der Innenraum des Schädels eine Erweiterung erfuhr, das Gehirn sich ausdehnen konnte. Von dieser Zeit an begann der Offizier eine früher nicht an ihm gekannte geistige Thätigkeit zu entfalten; er offenbarte Fähigkeiten, die bisher wohl im Keime in ihm vorhanden waren, aber nie in dem Maße hätten hervortreten können, wenn sein Gehirn nicht plötzlich „Luft" bekommen hätte. Er verließ seinen Beruf und wandte sich den großen, die Zeit bewegenden Fragen des öffentlichen Lebens zu, in welchen er zu einer führenden Persönlichkeit wurde, so daß sein Name nicht wieder aus der Geschichte verschwinden wird. Diese Wandlung vollzog sich, nachdem er bereits das vierzigste Lebensjahr überschritten hatte, also in einem Alter, in dem kein Mensch ohne zureichenden Grund seinen alten Beruf und — wie in diesem Falle — eine glänzende Laufbahn, die Anwartschaft auf eine verheißungsvolle Zukunft drangiebt, um eine neue zu beginnen. Wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir behaupten, daß durch den Sprung der Schädeldecke und die infolge dessen eingetretene Lockerung der Gehirnmasse in diesem Offizier Gedanken ausgelöst worden — welche in der Folge gleichsam „explosiv" zu Tage traten — von denen er sich vor seinem Sturz vom Pferde nichts hatte träumen lassen und welche ohne dieses Ereignis wohl mit der Gehirnmasse im Schädel eingekapselt geblieben wären.



Der Pithekanthropos und der kaukasische Typus

Man hat die Beobachtung gemacht, daß der Affensprößling in der ersten Zeit nach der Geburt eine menschenähnlichere Schädelbildung aufweist, als das ausgewachsene Tier. Erst im Verlauf des Wachstums tritt die Stirne zurück, die Schnauze vor, ungewöhnlich lange und starke Gliedmaßen bilden sich auf Kosten des Rückgrats und des Rumpfes heraus, der sich engbrüstig zusammenkrümmt und vornüber beugt.

Aus diesem Vorgang hat man den Schluß gezogen, daß in den heutigen menschenähnlichen Affenarten nicht die Stammform vorliegt, aus der sich der Mensch entwickelt hat, daß sie vielmehr als Rückbildungen einer ihnen mit dem Menschen gemeinsamen Urform anzusehen sind — des Pithekanthropos —, die in dem jungen Tier noch durchschlägt, sich aber später — nach Eintritt der Pubertät — verliert. Der Mensch hat demnach diese gemeinsame Urform festzuhalten vermocht, der Affe hat sie wieder fahren lassen, und der Pithekanthropos steht in dem selben Verhältnis zum Affengeschlecht, wie der kaukasische Typus zum übrigen Menschengeschlecht: er ist weder der Endtypus einer Entwickelung, nach welcher hin die Affenarten sich bewegten, noch sind diese als auf ihrem Entwickelungswege stehen gebliebene Formen anzusehen. In den menschenähnlichen Affenarten liegen atavistische Bildungen der ihnen mit dem Menschen gemeinsamen Urform vor: diese lag h ö h e r als der heutige Affentypus. Der Pithekanthropos kann uns daher solchermaßen — als Gegenstück zum kaukasischen Typus — die Thatsache einleuchtender machen, daß der letztere, indem wir ihn als Grundform des Menschengeschlechts fassen, gleichfalls höher liegt — oder besser: gelegen hat — als die heutigen Menschenrassen.

Der Germane als Pithekanthropos des Menschengeschlechts

Ein ähnliches Verhältnis ergiebt sich innerhalb des kaukasischen Typus selbst. Dieser neigt gleichfalls zu Rückbildungen, die zwar nicht so

weit gehen, wie diejenigen der übrigen Rassen, aber immerhin bemerkbar genug sind. Was die Schwerkraft im anorganischen, das ist der Atavismus im organischen Leben. Jeder Typus hat unausgesetzt mit atavistischen Neigungen zu kämpfen, wie der einzelne Mensch mit seinen Trieben und Leidenschaften, die ihn zerrütten, wenn er die Herrschaft über sie verliert. Auch der bis jetzt zu höchst gelangte Menschentypus darf noch nicht auf seinen Lorbeeren ausruhen; er kann zwar niemals völlig auf die Stufe der übrigen Rassen — geschweige auf die der Tierheit — zurücksinken, sich aber doch von dem urkaukasischen Typus zurückbilden, den wir als die gemeinsame Grundform des Menschengeschlechts erkannt haben.*)

Innerhalb der kaukasischen Rasse stehen die Arier, und unter den noch lebenden arischen Völkern die Germanen am höchsten. Die Arier verhalten sich daher wiederum zu den übrigen Kaukasiern, wie diese zu den übrigen Menschenrassen, und die Germanen ihrerseits stehen zu den Ariern in dem gleichen Verhältnis. Die Arier weisen somit den höheren ursprünglichen Typus unter den Kaukasiern, die Germanen den unter den Ariern auf. Die übrigen kaukasischen Völker sind als Rückbildungen, als atavistische Formen des arischen Typus, die übrigen arischen Völker als solche des germanischen Typus zu fassen, welch letztere Typen jeweilig der Urform näher stehen, weshalb wir ihren Namen auf die ersteren ausdehnen je nach deren Verhältnis zu tieferstehenden, weiter zurückgebildeten Formen. Der Germane ist der Pithekanthropos der Species homo sapiens, und wie sein tierischer Namensvetter ausgestorben, so scheint auch ihm dies Schicksal beschieden — wobei wir indessen die Hoffnung nicht auf-

*) Wir lassen die Frage hier ganz außer Acht, ob die verschiedenen Rassen aus einem oder aus mehreren Stammpaaren hervorgegangen sind. Wenn das letztere der Fall, dann müssen diese einmal auf gleicher Entwickelungsstufe gestanden haben. D. V.



geben, er vermöchte vor seinem Verschwinden noch die höhere Form des homo rationalis aus sich herauszugebären, der dem gegenwärtigen Menschengeschlecht in ähnlicher Überlegenheit gegenüberstünde, wie der Mensch dem Affengeschlecht.

Die Jugendlichkeit der Kaukasier — Arier — Germanen

Die kaukasische Rasse zeichnet sich vor den übrigen Menschenrassen durch ihre Jugendlichkeit aus. Der Mongole, Malaye, Indianer, Neger weisen den tierischen Ernst und die gezogenen, mageren Züge auf, welche beim menschenähnlichen Affen ins Auge fallen und auch bei jedem alternden Menschen mehr und mehr hervortreten. Diese Völker sind eigentlich niemals jung — sie haben schon im jugendlichen Zustand etwas Altmänner- und Greisenhaftes, ähnlich wie der Affensprößling im Vergleich mit dem Menschensprößling. Man vermag sich nicht vorzustellen, daß ein Individuum dieser Rassen heiter sein und herzlich lachen könne: ihre Physiognomieen sind garnicht darauf eingerichtet; sie verziehen nur ein wenig die Gesichtsmuskeln, ein gutwilliges Grinsen ist Alles, was sie zu Wege bringen, die vollen Wangen und offenen Züge des Kaukasiers blitzen bei ihnen gleichsam nur für einen Augenblick in der frühesten Kindheit auf, um sofort wieder in der Nacht der Tierheit zu verschwinden. Ihre ganze folgende Entwickelung von diesem Moment der Kulmination im kaukasischen Menschentum ab muß als atavistische Rückbildung bezeichnet werden.

Dieser an den übrigen Rassen flüchtig vorüberstreichende Zustand der Jugendlichkeit hat sich bei den Kaukasiern fixiert: sie bewahren ihn während des größeren Teils ihrer Lebenszeit. Erst im späteren Alter nähern sie sich dem Typus der übrigen Rassen, treten die charakteristischen Merkmale der letzteren mehr und mehr hervor. Man darf sagen, der Kaukasier wird mit zunehmendem Alter immer mongolischer und chinesischer — der Chinese und Mongole ist in

frühester Jugend kaukasischer. Die Vorzüge des Kaukasiers sind naturgemäß im höchsten Grade dem Arier, insbesondere dem Germanen zu eigen. Jener zeigt die lebendigsten, offensten Züge unter den Kaukasiern, dieser unter den Ariern. Die Semiten zum Beispiel bringen eine ältere Physiognomie mit auf die Welt, als die Arier, und bekommen den gezogeneren, mageren Gesichtsausdruck früher. Unter den letzteren stehen wiederum die Südarier in einem ähnlichen Verhältnis zu den Nordariern. Diese haben die volleren Wangen, den heitereren Blick, die offeneren Züge, jene die herbere Physiognomie und den ernsthafteren Gesichtsausdruck. Die Germanen kommen von allen Völkern am jugendlichsten auf die Welt und halten diesen für sie charakteristischen Zustand der Jugendlichkeit am Längsten fest. Sie „mongolisieren" sich am Spätesten. Die wahren vollen, frischen, blühenden Wangen und offenen Züge, welche jeder Stimmung der Seele beweglich folgen und Ausdruck verleihen, findet man nur bei ihnen. Sie behalten während des ganzen Lebens etwas Kindliches, nicht nur in der Form und Bildung, sondern auch im Wesen. Sie sind im Vergleich mit ihren Stammesgenossen, und noch mehr mit den anderen Rassen, wahre Kindesköpfe in jeder Hinsicht und pflegen von den letzteren als solche bestaunt und behandelt zu werden.

Die typischen Kindesköpfe

Friedrich Nietzsche behauptet, die Griechen hätten die „typischen Philosophenköpfe" erfunden. In entsprechender Weise läßt sich sagen, die Arier hätten die „typischen Kindesköpfe" erfunden, aus denen die griechischen Philosophenköpfe herausgewachsen sind. Das Höchste, was die Arier hervorgebracht haben — ihre Kunst — verdanken sie ihrer kindlichen Natur, und ihre Philosophie ist um so tiefer und wahrer, je mehr sie von dieser Kindlichkeit an sich hat. Man pflegt diese Kindlichkeit mit dem Ausdruck Naivität zu belegen und den Künstler einen im höchsten Sinne naiven Menschen zu nennen,



im Gegensatz zu dem praktisch-klugen Geschäftsmann, dessen Gesichtsausdruck die gezogenen starren Züge und den instinktiven Ernst atavistischer Rassenrückbildung aufweist. Die Germanen haben die arischen Kindesköpfe am Reinsten und Vollkommensten bewahrt und innerhalb des ethnologischen Gebildes, welches sie darstellen, sind es wiederum ihre Dichter und Künstler, in denen der echte arische Kindeskopf in die Erscheinung tritt. Die germanischen Künstler und Dichter sind die jugendlichsten Individuen der jugendlichen germanischen Rasse: sie tragen den Zustand der Jugendlichkeit am Ausgeprägtesten an sich und halten ihn am Längsten fest; sie altern und „mongolisieren" sich am Langsamsten, sie bekommeu die gezogenen starren Züge und den instinktiven Ernst am Spätesten — oder bekommen sie überhaupt nicht. Shakespeare, Dürer, Holbein, Lessing, Schiller, Goethe sind die jugendlichsten Menschen, welche bisher gelebt haben — sie blieben ihr ganzes Leben hindurch viel jünger als die „Jüngsten" der Moderne. Sie trugen die Vorzüge und die Fehler der germanischen Rasse in höchstem Maße an sich: ihre Unbefangenheit, Aufrichtigkeit, Vertrauensseligkeit, ihren jugendfrischen und jugendgläubigen idealen Optimismus, sowie den Mangel an Blick für die realen Verhältnisse und an Geschick, mit ihnen zu rechnen. Der gewöhnliche Germane versteht sich schlecht auf seinen Vorteil und der höhere verschmäht es, sich auf seinen Vorteil zu verstehen. Die ganze Kindlichkeit seines Wesens im unbedeutendsten wie im bedeutendsten Sinne spricht sich in diesem Zuge aus: seine Überlegenheit wie seine Unterlegenheit im Vergleich mit den anderen Rassen.

Die Revolution des deutschen (arischen) Kopfes

Wir haben den Germanen im Vorigen als den Pithekanthropos der Spezies homo sapiens bezeichnet und behauptet, er sei im Aussterben begriffen. Der Grund hierfür ist in der Unfähigkeit seiner

kindlichen Natur zu suchen, sich den realen Verhältnissen anzupassen: er erliegt den praktischeren, lebensklügeren Rassen im Kampf ums Daseins, oder er paßt sich ihnen an und geht in ihnen auf. In beiden Fällen geht er zu Grunde: entweder physisch oder ethnisch. Genauer gesprochen, sind indessen nicht sowohl die Germanen als die germanischen Kindesköpfe, die typisch arischen Köpfe im Aussterben begriffen. Die offenen, frischen, bewegten Züge und die ungezwungene Heiterkeit des Wesens weichen dem gezogenen, starren Gesichtsausdruck und dem geschäftsmäßigen Ernst. Die moderne Menschheit ist in einer Rückbildung begriffen, und je moderner sie wird, desto atavistischer wird sie. Sie altert früher. Das greisenhafte mongolische Moment tritt mehr und mehr schon in der Jugend hervor und schlägt in früherem Alter durch. Das gegenwärtige Geschlecht versteht nicht mehr, jugendlich zu sein. Man nennt es „blasiert": Blasiertheit aber ist Atavismus. Der typischste Vertreter der germanischen Jugendlichkeit ist Schiller: es ist bezeichnend, daß die Moderne diesen Kindeskopf im höchsten Sinne nicht mehr liebt, daß sie seine Schöpfungen greisenhaft verwitzelt.

Wir haben gesehen, daß der dreißigjährige Krieg das deutsche Cerebrospinalsystem dezimiert und dem deutschen Volke fremde Cerebrospinalsysteme eingepflanzt hat. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts erhob der zurückgedrängte deutsche Kopf — der germanische Kindeskopf — von Neuem das Haupt. Der Sturm und Drang, der unbändige Idealismus jener Periode ist als Revolution des deutschen Kopfes gegen die eingedrungenen Fremdköpfe zu fassen. Die Bewegung ergriff nur einen kleinen Kreis des Volkes; dieses verhielt sich als Ganzes kühl und ablehnend dagegen: zum Beweise, daß der deutsche Kopf nur noch in schwacher Minderheit vorhanden und nicht im Stande war, wieder zur Herrschaft zu gelangen. Schiller und Goethe blieben allein; sie haben wohl zahlreiche Verehrer, aber keine Schüler und



Nachfolger gefunden. Sie sind bis auf den heutigen Tag noch nicht in das deutsche Volk eingedrungen; dieses steht ihnen verständnißlos und fremd gegenüber. Es weiß mit der kindlichen Natur und der jugendlichen Lebensauffassung dieser Männer nichts mehr anzufangen; es ist zu greisenhaft, zu mongolisch-chinesisch geworden, es hat selbst zu wenig Jugend, um die Jugendlichkeit seiner Dichter in sich aufnehmen zu können. Um die Wende seines Lebens ragte Goethe über dem deutschen Volke wie eine einsame Säule über einem Trümmerhaufen. Die Revolution des deutschen Kopfes, des arischen Kindeskopfes, war mißglückt, war abgeschlagen. Um den Olympier wogte eine chinesisch-geschäftige Menge mit ernsthaftem Gesichtsausdruck, die ihm Mangel an Verständnis für die Politik und an Interesse für die deutschen Verhältnisse vorwarf. Der greise Dichter war in der That ein rechter Kindeskopf, als er die Freiheitskriege teilnahmlos an sich vorüberbrausen ließ und sich für die deutschen Verfassungs- und Einheitsbestrebungen gar nicht erwärmen wollte — er war es im Guten wie im Schlimmen.

Die künstlerische Kraftprobe der Germanen

Die Kunst ist der geistige Ausdruck der Jugendkraft, das künstlerische Empfinden der der Jugendlichkeit eines Volkes. So lange jene im Mittelpunkt des öffentlichen Lebens steht und dieses das persönliche Fühlen und Denken des Einzelnen beherrscht, darf sich ein Volk für gesund, für sittlich, für religiös, für gut halten. Ein solcher Zustand ist der einzig denkbare und mögliche Normalzustand, er trägt den Maßstab in sich, der allein an das Menschenwesen gelegt werden darf. Wir haben als eine Eigentümlichkeit der Germanen den künstlerischen Zug erkannt, vermöge dessen sie das Entsprechende in den Erscheinungen und die Harmonie der Natur zu erschauen wissen — gleichwie der junge Goethe die des Straßburger Münsters in allen ihren Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten, welche Keiner

vor ihm wahrgenommen und die nur dem Inhaber des Bauplans bekannt gewesen. Dies reine, bedürfnißlose Anschauen und die künstlerische Lust am bloßen Spiel der Formen ist der höchste Grad der Naivität und Kindlichkeit — der höchste Grad der Gesundheit. Gesund in diesem Sinne war das deutsche Volk — oder wenigstens ein Teil desselben — um die Wende des 18. Jahrhunderts. Damals stand die Kunst im Mittelpunkt aller seiner Lebensinteressen, das geistige Leben bewegte sich fast ausschließlich um künstlerische Fragen: diese füllten die Spalten der Presse — die Politik stand bescheiden hinten im Feuilleton. Seitdem haben sich die Verhältnisse völlig umgekehrt. Unser öffentliches Leben ist politisch geworden, das heißt, ins Ethnologische übersetzt, es ist gealtert, es ist grämlich und kränklich geworden: es hat die Fähigkeit des bedürfnißlosen künstlerischen Anschauens und die Lust am reinen Spiel der Formen eingebüßt.

Künstlerisches Wesen ist die höchste geistige Kraftleistung, deren der Mensch fähig ist. Diese ihre künstlerische Kraftprobe haben die Deutschen in der Blütezeit ihrer Dichtkunst abgelegt, welche, da sie die höchste Leistung eines germanischen Volkes darstellt, als die germanische künstlerische Krafprobe bezeichnet werden darf.

Die Kunst und das Geschlechtsleben

Jede Epoche schafft sich in einem Kunstwerk ein Symbol und Spiegelbild ihrer sittlich-künstlerischen Kultur — und sie schafft es in einem Weibe. Die Venus von Milo und die Mediceische Venus spiegeln vollkommen den Geist der Zeit und die Kulturstimmung wieder, aus der sie entstanden sind. Jene, ihren schön-starken Leib unbefangen darbietend, keusche Genossin und Gebärerin des Mannes, des Herrschenden, Thatkräftigen, der ihre Weiblichkeit nicht sucht, weil er sie besitzt, weil er sich dem Weibe gegenüber Mannes genug weiß; diese, mit eingezogenen weichen Gliedern, befangen sich vor dem Manne bergend und doch



ganz Begierde nach dem Mann, Buhlerin und Verführerin der Männlichkeit, die, vom Dufte des Weiblichen berauscht, nur noch Auge für das Geschlecht sich in verlangender Lust danach verzehrt und dem Weibe gegenüber alle Männlichkeit eingebüßt hat. Die Stellung des Weibes ist der Maßstab für die sittliche Kultur eines Volkes. In keiner Rasse aber ist das weibliche Element so einflußreich, wie in der germanischen: in keiner ist somit die Stellung, oder sagen wir besser „Haltung" des Weibes, welche die Kunst wiederspiegelt, so bezeichnend für die Kulturstimmung, als in dieser. Die größte Gefahr für das künstlerische reine Anschauen und die bedürfnißlose Lust am bloßen Spiel der Formen birgt das Geschlechtsleben, birgt somit das Weib als Inbegriff aller sexuellen Regungen für den schaffenden Künstler. In der Darstellung des Weibes begeht die Kunst einer jeden Kultur ihre Kraftprobe: je nach deren Ausfall offenbart die Kunst ihren Hoch- oder Tiefstand, ihre Stärke oder Schwäche. Kunst und Geschlechtsleben stehen, obwohl jene aus diesem erwachsen, in einem gegensätzlichen Verhältnis: die Vormacht des einen bedeutet die Ohnmacht der anderen. In der Venus von Milo ist diese Kraftprobe gelungen, in der Mediceischen Venus ist sie mißlungen. Jene verrät den Sieg der Kunst über das Geschlecht, diese den Sieg des sexuellen über das künstlerische Moment. Am Höchsten anzuschlagen ist diese künstlerische Kraftprobe naturgemäß bei einer Rasse und in einer Zeit, in der das Weibwesen so großen Einfluß genießt, wie in der modernen vom Germanismus und Keltismus getragenen. Das Geschlechsleben spielt in der modernen Kultur im Gegensatz zur Antike eine so hervorragende Rolle, daß man sich zum Beispiel ein Dichtwerk ohne „Liebesgeschichte" kaum vorstellen kann, und sich darüber wundert, daß ein solches, wie etwa Gerhart Hauptmanns „Weber", überhaupt zu ermöglichen. Für die moderne Kunst ist daher die Darstellung des Weibes in noch viel höherem



Sinne „Kraftprobe", als sie für die Antike gewesen und ihr Gelingen hat für die germanische Rasse mehr zu bedeuten, als für jede andere. Der Weg zur Kunst muß hier durch einen Sieg über das sexuelle Element erkämpft werden, das den vom Weibwesen in so hohem Grade beeinflußten Germanen wie die Venus den Tannhäuser in den Hörselberg festbannt. Von dem Ausfall dieses Kampfes, der dem antiken, geschlechtsnüchternen Menschen mehr oder weniger erspart blieb, hängt das Sein oder Nichtsein der Kunst in der modernen Kultur ab. Lessing, Schiller, Goethe sind in diesem Sinne im vorigen Jahrhundert die Bahnbrecher der Kunst für die Deutschen geworden. Ihr wesentliches Verdienst besteht darin, daß sie die Kunst zum bedürfnislosen Anschauen erhoben und des Stofflichen entkleidet, in ein reines Spiel der Formen verwandelt —, das heißt, daß sie sie aus den Banden des Sexualismus erlöst haben. Alle niedere Kunst ist im Sexualismus befangen, alle höhere hat ihn überwunden, und ihre Verklärung entstammt eben jener Überwindung. Jene sucht durch das Spiel der Weiblichkeit, diese durch das des Weibwesens zu wirken — durch das Spiel der reinen Form des weiblichen Elements.

Goethes künstlerische Kraftprobe

Die Lust an der Kraftprobe, die Lust am Wagnis ist ein Merkmal der Jugendlichkeit, und dieses Merkmal zeichnet die Germanen vor allen anderen Völkern aus. Die alten Deutschen pflegten sich **nackt** in den Kampf mit den gepanzerten Römern zu stürzen. Ihre Art war es, mit beiden Füßen zugleich in jede Gefahr hineinzuspringen. Wie auf dem kriegerischen, so liebten sie die „Kraftprobe" auf dem moralischen Gebiet. In der Sage legt Siegfried das Schwert zwischen sich und Brunhilde, wenn er das Lager mit ihr teilt. Wolfram von Eschenbach läßt seinen Parzival sich ähnlich verhalten, da er die erste Nacht mit Condwiramur verbringt. Auch dies sind „Thaten", welche denen, die die



Helden mit dem Schwert vollbrachten, ebenbürtig sind: sie bilden nur die seelischen Entsprechungen für die physischen Kraftäußerungen. Solche innere Thaten wiederholen sich in der deutschen Geschichte mit der selben Folgerichtigkeit, wie die äußeren, welche den deutschen Namen groß gemacht haben: man könnte sie als die „seelischen Schwabenstreiche“ bezeichnen. Dem Siegfried der Sage und dem Parzival des Mittelalters gesellt sich in der neueren Zeit „Werther“ hinzu, unter dessen Maske Goethe auftritt, indem er in den „Briefen aus der Schweiz“ *) seine „moralische Kraftprobe“ beschreibt. „Welch eine wunderliche Empfindung“ — sagt der Dichter bei dieser Gelegenheit, als ihm das seltene Glück zu Teil geworden, ein „herrlich gebildetes, schönes Frauenzimmer“ sich entkleiden zu sehen — „da ein Stück nach dem anderen herabfiel und die Natur, von der fremden Hülle entkleidet, mir als fremd erschien und beinahe, möcht' ich sagen, mir einen schauerlichen Eindruck machte. Ach, mein Freund, ist es nicht mit unseren Meinungen, unseren Vorurteilen, Einrichtungen, Gesetzen und Grillen auch so? Erschrecken wir nicht, wenn eine von diesen fremden, ungehörigen, unwahren Umgebungen uns entzogen wird und irgend ein Teil unserer wahren Natur entblößt dastehen soll? Wir schaudern, wir schämen uns; aber vor keiner wunderlichen und abgeschmackten Art, uns durch äußeren Zwang zu entstellen, fühlen wir die mindeste Abneigung. Soll ich Dir's gestehen, ich konnte mich ebenso wenig in den herrlichen Körper finden, da die letzte Hülle herabfiel, als vielleicht Freund L(avater) sich in seinen Zustand finden wird, wenn ihn der Himmel zum Anführer der Mohawks machen sollte. Was sehen wir an den Weibern? was für Weiber gefallen uns, und wie confundieren wir alle Begriffe? Ein kleiner Schuh sieht gut aus, und wir rufen: welch ein schöner kleiner Fuß! ein schmaler Schnürleib hat

*) I, p. 466—470. (Cotta.)

etwas Elegantes, und wir preisen die schöne Taille. Ich beschreibe Dir meine Reflexionen, weil ich Dir mit Worten die Reihe von entzückenden Bildern nicht darstellen kann, die mich das schöne Mädchen mit Anstand und Artigkeit sehen ließ. Alle Bewegungen folgten so natürlich aufeinander, und doch schienen sie so studiert zu sein. Reizend war sie, indem sie sich entkleidete, schön — herrlich schön, als das letzte Gewand fiel. Sie stand, wie Minerva vor Paris mochte gestanden haben, bescheiden bestieg sie ihr Lager, unbedeckt versuchte sie in verschiedenen Stellungen sich dem Schlafe zu übergeben, endlich schien sie entschlummert. In der anmutigsten Stellung blieb sie eine Weile, ich konnte nur staunen und bewundern. Endlich schien ein leidenschaftlicher Traum sie zu beunruhigen, sie seufzte tief, veränderte heftig die Stellung, stammelte den Namen eines Geliebten und schien ihre Arme gegen ihn auszustrecken." Werther-Goethe betont bei dieser Gelegenheit: „ich habe mir nichts vorzuwerfen; der Anblick hat mich nicht aus meiner Fassung gebracht" . . . und scheint auf diesen Umstand den größten Wert zu legen, woraus hervorgeht, daß es ihm insbesondere um die Probe auf seine Standhaftigkeit zu thun war, als er sich den Anblick der Entkleidungsscene verschaffte.

Goethe und die katholische Weltanschauung

Diese Probe — eine Wiederholung siegfriedisch-parzivalischer Thaten in moderner Form — war die Kraftprobe seines künstlerischen Vermögens gegenüber den sexuellen Regungen, die Jeder bestanden haben muß, der der echten Kunst teilhaftig werden will. In dieser Scene hat Goethe als Künstler seine „Versuchung" erlebt: in vornehmer, fein-schönerer Form — aber nur dem Grade, nicht dem Wesen nach verschieden — als Luther, da er das Tintenfaß nach dem Teufel warf. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß Goethe das künst-

lerisch verklärte Wesen seiner späteren Werke dieser Probe, das heißt der Standhaftigkeit gegenüber dem gefährlichsten Feind der Kunst zu verdanken hat. Das echt Germanische an dieser „That" ist, daß er die Versuchung selbst aufgesucht, daß er das Bedürfnis empfunden, eine solche Probe zu bestehen. Er konnte sich danach an die gefährlichsten Probleme wagen — er konnte die „römischen Elegieen" dichten, dieses vielberufene Werk, in dem er gerade den Beweis dafür erbracht, daß er im Stande, selbst das tot-kunstfeindliche sexuelle Leben künstlerisch zu bewältigen und in eine höhere Sphäre zu erheben. Man unterschätze die Bedeutung dieser inneren Vorgänge nicht: sie stehen im engsten Zusammenhang mit Goethes dichterischer Produktion und dürften unter die Goethische Sentenz fallen:

> „Wie sich Verdienst und Glück verketten,
> Das fällt den Thoren niemals ein;
> Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
> Der Weise mangelte dem Stein."

Dieser „Weise" hat der „Oberelsässischen Landeszeitung" entschieden gemangelt, als sie, gegen das geplante Goethe-Denkmal in Straßburg Stellung nehmend, im Juni des Heilsjahres 1899 mit folgenden Worten den „Stein" auf Goethe warf:

„Es lebe Kunst und Litteratur! Aber höher, viel höher stehen uns Glaube und Sitte, des Volkes ewige und kostbarste Güter. Und wenn uns das Gift und der Schmutz des Unglaubens und der Unsittlichkeit in goldenem fein ziseliertem Pokale dargeboten werden — und das ist bei Goethe der Fall, der seine neuheidnischen Lehren in herrliche Formen gezogen hat — dann weisen wir, angeekelt, Gefäß samt Inhalt weit von uns weg. Wir können für dieses strenge Urteil über Goethe nicht nur unsere begründete Überzeugung, sondern gewichtige Zeugen zur Berufung anführen. P. Kreiten schreibt, daß gewisse Goethesche Werke wirklich eher auf den



Scheiterhaufen oder Schindanger als in die Hand eines durch Jesu Christi Tod erlösten Menschen gehören. Wo, wie in genannten Werken, das Grunzen des Tieres laut wird, da hört das Singen der Nachtigall der Poesie auf."

Soweit der angeekelte katholische Verteidiger von Glaube und Sitte, der den Glauben und die Sitte nach seiner eigenen Aussage jedenfalls doch besitzen muß, die er an Goethe vermißt. Die beste Antwort auf solchen Steinwurf hat Goethe selbst schon erteilt in den Worten:

„Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Hat auch Religion;
Wer jene beiden nicht besitzt,
Der habe Religion". —

Das will besagen, jede geistig-schöpferische Kraft ist religiös: wer nun aber eine solche nicht aufzuweisen hat, wer unproduktiven Wesens ist, der bemühe sich nur und sehe zu, wie er religiös werde, denn er hat es in der Thät sehr nötig, sich um „Religion" und „Sittlichkeit" zu bemühen. Diese beiden letzteren sind bei ihm nichts weiter als ein negativer Zustand — sie bestehen nur in der Abwehr des „Natürlichen": dessen, was ihm „unsittlich" erscheint. Der Katholik, als Typus dieser „negativen Sittlichkeit", erblickt in jedem natürlichen Vorgang etwas Verwerfliches, Unsittliches, Unheiliges: als Ideal erscheint ihm die Unterdrückung und Erstickung der natürlichen Regungen, in letzter Hinsicht die Verneinung des Lebens selbst. Die Zeugung, als den tierischesten Vorgang im menschlichen Leben, muß er sonach für das Allerverwerflichste und sich selbst muß jeder folgerichtige Katholik für ein Produkt der Unsittlichkeit halten. Der „durch Jesu Christi Tod erlöste" Katholik muß seiner eigenen Existenz fluchen, muß mit Grauen seiner Eltern gedenken und mit Entsetzen der Kinder, die ihm „in seiner Sünden Blüte" geboren werden. Er kann sich unmöglich für „erlöst" halten, so lange er dem „unsittlichen" Vorgang



obliegt, durch welchen Kinder in die Welt gesetzt werden, selbst wenn er dies unter den allerehelichsten Umständen thut. P. Kreiten dürfte wohl in diesem Sinne „erlöst" sein. Wie es bei seinem Verehrer von der „Oberelsässischen Landeszeitung" damit steht, entzieht sich unserer Kenntnis. Doch dies nur beiher.

Die schöpferische Religion und Sittlichkeit, welche Goethe unter Kunst und Wissenschaft versteht, kann, im Gegensatz zu der katholischen Anschauung, die Menschwerdung nicht nur nicht für unsittlich erklären, sie muß sie vielmehr für das Heiligste halten, so fern sie der Erzeugung höheren Menschentums dient, denn das Höchste und Hehrste ist allein durch sie in die Welt gekommen. Diese Art von Religion und Sittlichkeit darf zu den niedersten Vorgängen heruntersteigen, weil sie im Stande ist, das Tierischeste zu adeln und in eine höhere Sphäre zu erheben: ja, sie *muß* dazu heruntersteigen, um ihre sittliche Kraft zu erproben und ihre Kraftprobe abzulegen. Das Geschlechtsleben ist eine Feuerprobe: es giebt dem modernen Menschen die höchste moralische Kraftleistung auf — nämlich, den Anblick der Nacktheit des anderen Geschlechts ruhig zu ertragen, ohne „aus der Fassung gebracht" zu werden.

Der moderne Mensch und das Geschlechtsleben

Der moderne Mensch steht dem Geschlechtsleben anders gegenüber, als der antike. Dieser lebte sozusagen in „paradiesischer Unschuld": er stand unbewußt jenseits von Gut und Böse, er kannte die Unterscheidung von schuldig und unschuldig in sexueller Hinsicht nicht. Jener hat vom „Baum der Erkenntnis" gegessen, und er wird so lange nicht zur Ruhe kommen, bis er *bewußt* jenseits von Gut und Böse stehen gelernt hat — *bis er den Anblick der nackten Geschlechtheit ertragen kann, ohne aus der Fassung gebracht zu werden.* Es giebt für den Modernen nichts Fürchterlicheres,



als das nackte Geschlecht. Er kann Vieles ertragen, was der antike Mensch nicht ertragen konnte: er schreckt vor dem Ekel keiner Krankheit zurück, er schneidet dem Leidenden mit sicherer Arzteshand in die Eingeweide; aber er vermag es nicht über sich, das physische Leben in seiner Nacktheit gleichmütig zu betrachten. Nur der moderne Ausnahmemensch, der wissenschaftlich oder künstlerisch Gebildete, ist hierzu im Stande, der moderne Durchschnittsmensch scheut vor der nackten Geschlechtlichkeit zurück wie der antike vor dem, was seine Götter „gnädig verhüllten mit nächtlichem Grauen".

Man stelle sich eine Gesellschaft von Damen und Herren vor, welche durch einen Zauber plötzlich ihrer Kleidung völlig beraubt würden: welch grauenhaft-lächerlichen Anblick würden die beiden Geschlechter in ihrer körperlichen Weichlichkeit, ihrer Dickleibig- und Dünnschenkeligkeit für uns als unbeteiligte Zuschauer darbieten — und welche peinigende Empfindung würde uns ergreifen, wenn wir uns mit in den Zauber gebannt sähen. Wie müßten sich die Geschlechter vor einander entsetzen! Das leicht dahinfließende heitere Gespräch würde mit einem Schlage verstummen und ein unheimlicher Ernst sich über die Gesellschaft lagern. Wir glauben nicht, daß ein Mensch in solchem Falle im Stande wäre, eine witzige oder cynische Bemerkung zu machen. Die allgemeine Stimmung dürfte nicht wesentlich von derjenigen verschieden sein, welche ein Blitz erzeugt, der in eine solche Gesellschaft hineinfährt. Cynismen macht das eine Geschlecht über das andere — macht das männliche über das weibliche nur dann, wenn dieses un- oder halbbekleidet vor jenem steht, nicht aber, wenn jenes *selber* in seiner ganzen Blöße dem Anblick des nackten anderen Geschlechts ausgesetzt ist. Das Gefühl, in seiner körperlichen Hinfälligkeit und Lächerlichkeit gesehen zu werden — diese Scham ist mächtiger als jede andere: es liegt etwas von *Religion* darin, es ist *Menschengefühl*, das Gefühl der völligen Hülflosigkeit und Bedürftig-

keit, sobald Alles, was die Kultur hinzugethan, abgestreift ist. Das moderne Leben ist eine Verkleidungskomödie: man entferne einmal die Maskerade für einen Augenblick, und man wird sehen, welch unheimlich verändertes Aussehen das Antlitz unserer Geselligkeit sofort erhält. Der moderne Mensch hat nicht mehr viel „Menschengefühl“ aufzuweisen: hätte er sich in der nackten Gebrechlichkeit des Anderen vor Augen, dann würde ihm dieses Gefühl wohl wieder mitgeteilt werden. Aber noch manches andere Gefühl, das wir heute schmerzlich vermissen, würde sich aus einem solchermaßen erlangten Menschengefühl von Neuem entwickeln. Zunächst ein tieferes, wahreres Liebesgefühl, denn es würde in der Ehe keine Enttäuschung mehr geben: diese würde nicht mehr aus bloßer sinnlicher Neigung, welche durch den Schein und Trug der Kleidung oder Halbbekleidung geweckt und gefördert wird, geschlossen werden, sondern aus dauernder seelischer Gemeinschaft. Ferner das künstlerische Gefühl, welches durch die Bergung und Vorenthaltung der natürlichen Körperformen unter entstellender, fratzenhafter Gewandung verkümmert und verdirbt.

Die moderne Scheu vor der Nacktheit und die Kunst

Wir sagten, der Anblick der nackten Menschen sei für den modernen Menschen das Furchtbarste: er ist dies durch die lange Vorenthaltung und Verkümmerung unter der Gewandung geworden. Zugleich aber — im normalen Zustande — ist der Anblick des Nackten für den Menschen das Köstlichste, Erziehlichste, Veredelndste, was es für ihn giebt. Zum echten Künstler kann sich nur bilden, wer nach dem Nackten arbeitet, wem die Aktstudie das Wertvollste ist; zu künstlerischem Empfinden nur, wer sein Auge an der nackten Menschheit zu weiden und zu üben liebt. Weil die Gelegenheit hierzu für den schaffenden wie für den empfindenden Künstler so mangelhaft, so unerhört, so befehdet ist durch „Religion“ und „Sittlich-

keit", darum sind beide so selten, so wenig harmonisch gestimmt, so zerrissen, so bruchstückhaft innerlich wie äußerlich — trotz aller plastischen Kraft, die ihnen eignet. Wir kommen zu keiner echten Kunst und zu keiner inneren Harmonie des Lebens, weil wir die Scheu vor der Nacktheit nicht überwinden können, und wir gelangen aus dem gleichen Grunde zu keiner durchgebildeten körperlichen Schönheit. Wie die Chinesinnen ihre Füße, so verschnüren und verstümmeln die Europäerinnen den ganzen Körper. Der Anblick des Menschen sollte für den Menschen ein Fest sein und ihn in eine Weihestimmung versetzen, anstatt ein Grauen und ein Gelächter — eine Tragikomödie, und selbst für den Künstler eine Not und Pein zu sein.

„Der Künstler von geläutertem Gefühl", sagt Wilhelm Heinse *), „der nicht bloß nach Brot und eitler Ehre trachtet, sondern sich selbst genug thun will, befindet sich heutzutage in einem Zustande von immerwährender Verzweiflung; er sieht die Vollkommenheit vor sich, und erkennt deutlich die Unmöglichkeit, sie zu erreichen. Und diese Kränkung im Herzen mildert das allgemeinste Lob nicht. Es ist damit nicht genug gethan, ein Bildchen einzelner schöner Natur wegzufangen! Dies bleibt jedem Fremden, wie alles bloße Porträt, unverständlich, und er kann es nicht mit Saft und Kraft genießen; viel weniger damit, daß er ein Knie, einen Unterleib, eine Brust den Alten wegstiehlt, und gleichsam mit etlichen Phrasen aus dem Demosthenes oder Cicero ihre Sprache sprechen und den großen Redner machen will. Die Vollkommenheit des Nackten vom Menschen, als des höchsten Vorwurfs der Kunst, und seiner mannigfaltigen Form und Bewegung ist unserem Sinn von Jugend auf in der Wirklichkeit verhüllt, oder zeigt sich ganz und gar nicht mehr in der Welt . . . Die Kunst hat so lange gedauert, als

*) Ardinghello I.



die Gymnasien dauerten, der Tanz spartanischer, chiischer Jungfrauen, ihr Ringen selbst mit den Männern, öffentliche Sitte war, und die Priesterinnen der Liebesgöttin zu Athen und Korinth Religion feierten. In Venedig ist von dem letzteren noch ein Schatten; und der Künstler hat Jahraus, Jahrein immer eine Menge frischer neuer Modelle, Augen und Phantasie wie Zeuxis zu Girgent zu weiden. Deswegen haben auch keine anderen Maler solch weiblich Fleisch wie Tizian und Paul von Verona hervorgebracht; und der Malernestor lebt an der Grenze von hundert Jahren, da der göttliche Raphael auf eigene Kosten sein junges Leben einbüßen mußte. Bei einer gothischen Moral kann keine andere als gothische Kunst stattfinden. So lange nicht ein Sokrates mit seiner Schule am hellen Tage über die Straße zu einer neuen reizenden Buhlerin ziehen darf, um ihre Schönheit in Augenschein zu nehmen, wird es nicht anders werden. Es ist wohl klar Jedem, der Welt und keine Welt hat, daß nicht die Häßlichen diese Lebensart erwählen."

Die moderne Verkleidung und der Jesuitismus

Aber was kann das Alles mit dem Rassenproblem und der europäischen Blutmischung zu thun haben? Doch wohl, wie wir sehen werden. Wir haben schon verschiedene Merkmale physischer und geistiger Natur aufgefunden, welche das germanische Blut untrüglich in jeder Mischung heraus erkennen lassen. Ein weiteres solches ist die Forderung rücksichtsloser Wahrhaftigkeit wie im Leben so in der Kunst; das heißt, die Forderung der Nacktheit. Der Germane liebt es, jeder Sache bis auf den Grund zu gehen; er ist ein Feind des Scheins und der Verkleidung, ein Freund der Natürlichkeit und Naturwahrheit: und er ist in dieser Hinsicht echt arisch gesinnt. In der älteren griechischen Kunst spielte das „Gewand" eine sehr untergeordnete Rolle: es diente als einfacher loser Überwurf mit leichtem wechselndem Faltenspiel mehr dazu, die Formen des Körpers

herauszuheben, als sie zu verhüllen. Als diese Kunst in der späteren Antike persisch-semitischen und keltoromanischen Einflüssen unterlag, trat das Gewand mehr und mehr in den Vordergrund und die Körperform verschwand unter einem bauschigen, gekünstelten Faltenwurf. Sie näherte sich dem modernen Kleid, das sich des Körpers, dem es sich anzupassen hat, zu schämen scheint und ihn gewissermaßen totschweigt. Das „Kleid" ist eine keltoromanische Erfindung: das transalpinische Gallien wurde von den Römern Gallia braccata genannt, das Land der Hosen-Gallier, welche das unvermeidliche moderne Kulturrequisit, das Beinkleid und das bauschige Gewand, in die Geschichte eingeführt haben. Mit diesem modernen Kleid ist aber die moderne Halbwahrheit und Unaufrichtigkeit, die leibliche und geistige Verkleidungskomödie in die moderne Kultur eingezogen. Die Nacktheit des antiken Menschen war naiv und ehrlich: er bot seinen Körper den Augen unbefangen dar; die Halbnacktheit des modernen ist hinterhaltig und unehrlich, denn sie reizt, indem sie nur Teile des Körpers zeigt oder durchblicken läßt, zur Lüsternheit und Unsittlichkeit. Das moderne Kleid hat die körperliche und geistige Prüderie, hat die ganze widerspruchsvolle, verlogene moderne Kultur mit erzeugen helfen, deren Verderbtheit ihren höchsten Ausdruck im „Jesuitismus" gefunden, welcher sich indessen nicht allein auf den Orden dieses Namens beschränkt, sondern allenthalben unter wechselnden Formen gefunden werden kann, wo immer die Verkleidung mit der Naturwahrheit im Kampfe liegt, wo immer das „Gewand" die „Körperform" bauschig verhüllt und verschweigt — wo man sich des Natürlichen schämt und seine ganze Kunst in der Verkleidung übt: sei es in der Kunst als solcher, sei es im gesellschaftlichen, im wissenschaftlichen, im sittlich-geistigen oder religiösen Leben.



Wahlverwandtschaften

Ueberall dir günstig
Weht ein Gott dir zu,
Darum liebebrünstig
Handle, wandle du.
Platen

Die Geschichte eines Volkes als seine Krankheitsgeschichte

Die Physiologen haben die Entdeckung gemacht, daß die roten Blutkörperchen mit den in das Blut eingedrungenen Bazillen einen regelrechten Kampf beginnen, indem beide wie Ritter im Turnier aufeinander losfahren. Gelingt es den ersteren, die in solchem Falle in Massen zusammenströmen, die letzteren zu überwältigen, dann ist der Krankheitsstoff vernichtet; unterliegen sie, dann geht der Körper zu Grunde.

Dieser Kampf der eingesessenen Blutzellen mit eingedrungenen fremden Zellen im Einzelorganismus scheint uns vortrefflich geeignet, den Vorgang der Blutmischung innerhalb des Volksorganismus zu erläutern. Hier wie dort findet ein unausgesetzter „latenter Kampf" zwischen ansässigen und eingedrungenen Zellen statt — ein Kampf, der sich unter der Epidermis des Volkslebens, das heißt innerhalb des nationalen Volksverbandes abspielt. Die Erschütterungen und Fiebererscheinungen, welche der Volkskörper durch diesen Kampf erleidet, nennt man in der gewöhnlichen Sprache die „Geschichte des Volkes". Diese kann — um einmal in dem Vergleich zu bleiben — somit in gewissem Sinne als eine Krankheitsgeschichte bezeichnet werden. Wie beim Einzelorganismus ist auch beim Volksorganismus die Krankheit selbst nicht in den Erschütterungen und Fiebererscheinungen zu suchen: letztere sind vielmehr nur die äußerlichen Symptome und Begleiterscheinungen der tiefer liegenden

Ursache, der eingedrungenen Fremdkörper als der Krankheitserreger.

Diese Symptome erscheinen zu verschiedenen Zeiten auf verschiedenen Lebensgebieten, aber die Ursache bleibt: jene wechseln die Formen und erhalten andere Namen, diese wirkt an ihrem Ort in gleicher Weise fort. Ohne sie — ohne die „Krankheitserreger" keine Geschichte, keine Kultur, kein Leben. Der Kampf ums Dasein entbrennt nicht nur der materiellen, sondern auch der geistigen Lebensbedürfnisse halber. Die Geschichte eines Volkes ist der unausgesetzte Kampf um seine geistige Existenz. Gelingt es den „eingesessenen Zellen", sich zu behaupten, dann entwickelt es eine eigene, nationale Kultur; unterliegen sie im Kampfe gegen die „eingedrungenen Fremdkörper", dann verliert es seine geistige Selbständigkeit und geht in der Kultur eines anderen Volkes auf.

Im deutschen Volk hat dieser Kampf gewaltigere Erschütterungen hervorgerufen, als in jedem anderen. Wir kennen die Reformation als eine solche — als einen Kampf um die Lebensauffassung und Weltanschauung zwischen germanischen und keltoromanischen Elementen. Damals bewegte sich der Streit auf dem religiösen Gebiete unter den Schlachtrufen „protestantisch" oder „katholisch". Später spielte er auf das Gebiet der Kunst hinüber und man stritt um klassisch und romantisch. Es waren neue Namen für dieselben, für die uralten Gegensätze in unserem Volke, welche in seiner Blutmischung begründet sind. Gegenwärtig ist der alte Kampf abermals in neuen Formen entbrannt und droht heftiger zu werden, als er lange zuvor gewesen: man kämpft um Kunst oder Nicht-kunst, um Nacktheit oder Verkleidung, um Sein oder Nichtsein der deutschen geistigen Lebensauffassung, welche in der Natürlichkeit oder Wahrhaftigkeit ihre Existenzbedingungen hat. Der Kampf um die Ergänzungsbestimmungen zur Lex Heinze, welcher jüngst im Reichstag ausgetragen worden, ist die neueste, zeitgemäßeste Erscheinungsform der

deutschen „Krankheitsgeschichte“, ist die Fortsetzung und Erneuerung des Zellenkrieges, der unser Volk in der Reformationszeit zum ersten Mal bis ins Mark erschütterte.

Die indische Rassenzucht

Das großartigste Beispiel der Züchtung einer bestimmten Rasse und Art, sagt Friedrich Nietzsche, „giebt die indische Moral als ‚Gesetz des Manu‘ zur Religion sanktioniert. Hier ist die Aufgabe gestellt, nicht weniger als vier Rassen auf einmal zu züchten: eine priesterliche, eine kriegerische, eine händler- und ackerbauerische, endlich eine Dienstbotenrasse, die Sudras.“ *) Die alten Inder waren das rassenstolzeste Volk, das die Erde getragen hat, und sie waren merkwürdigerweise das einzige wahrhaft rassenstolze Volk der arischen Völkerfamilie.**) Wir haben an anderer Stelle die Kelten bezüglich ihres Anpassungsvermögens die „Juden der arischen Rasse“ genannt. In anderer Hinsicht kann man die Inder als solche bezeichnen, nämlich was den Abscheu vor fremdem Blut betrifft. Man weiß, wie grausam die alten Juden mit den unterworfenen Völkerschaften verfuhren, um zu verhindern, daß diese sich mit ihrem Blut vermischten: sie töteten Alles, „was an die Wand pisset,“ und wenn einer der ihren sich mit einem fremden Weibe vergangen hatte, dann wurde dieses gesteinigt und die Frucht umgebracht. Uns will Der-

---

*) Götzendämmerung, p. 43. **) „Wenn eine Frau in den höheren Kasten heimlich durch ein Verbrechen von einem Manne aus einer niederen Kaste schwanger wird“ — heißt es in einem vor 3000 Jahren gegebenen Gesetz der Hindu — „einen Sohn bekommt, der nun in der Kaste des wirklichen Mannes erscheint, erkennt man dies: an seinen Handlungen, Mangel an tugendhaftem Ernst, Rauheit im Reden, Grausamkeit und zur Gewohnheit gewordene Vernachlässigung vorgeschriebener Pflichten. Dies verrät den Sohn einer sträflichen Mutter. Ein Mann von verworfener Geburt mag den Charakter seines Vaters oder seiner Mutter anzunehmen versuchen, er ist doch nie im Stande, seinen Ursprung zu verbergen.“ — Vgl. Albert Reibmayr: Inzucht und Vermischung beim Menschen; p. 96.

artiges entsetzlich erscheinen, da wir von keinem anderen Volke der westasiatisch-europäischen Geschichte Ähnliches berichtet finden. Halten wir aber dagegen, auf welche Art die alten Inder Rassenzucht getrieben, dann müssen wir die der Juden harmlos nennen, aber ein Schauder wird uns befallen, indem wir erfahren, wessen ein Volk in seinem dunklen Rassendrange fähig ist. „Vielleicht giebt es nichts unserem Gefühle Widersprechenderes", sagt Friedrich Nietzsche*), „als diese Schutzmaßregel der indischen Moral. Das dritte Edikt zum Beispiel (Avadana — Sastra I), das ‚von den unreinen Gemüsen', ordnet an, daß die einzige Nahrung, die dem Tschandala erlaubt ist, Knoblauch und Zwiebeln sein sollen, in Anbetracht, daß die heilige Schrift verbietet, ihnen Korn oder Früchte, die Körner tragen, oder Wasser oder Feuer zu geben. Dasselbe Edikt setzt fest, daß das Wasser, welches sie nötig haben, weder aus den Flüssen, noch aus den Quellen, noch aus den Teichen, genommen werden dürfe, sondern nur aus den Zugängen zu Sümpfen und aus Löchern, welche durch die Fußtapfen der Tiere entstanden sind. Insgleichen wird ihnen verboten, ihre Wäsche zu waschen und sich selbst zu waschen, da das Wasser, das ihnen aus Gnade zugestanden wird, nur benutzt werden darf, den Durst zu löschen. Endlich ein Verbot an die Sudra-Frauen, den Tschandala-Frauen bei der Geburt beizustehen, insgleichen noch eins für die letzteren, einander dabei beizustehen . . . — der Erfolg einer solchen Sanitäts-Polizei blieb nicht aus: mörderische Seuchen, scheußlische Geschlechtskrankheiten und daraufhin wieder das ‚Gesetz des Messers', die Beschneidung für die männlichen, die Abtragung der kleinen Schamlippen für die weiblichen Kinder anordnend. — Manu selbst sagt: ‚Die Tschandala sind die Frucht von Ehebruch', Incest und Verbrechen (— dies die notwendige Konsequenz des Begriffs Züchtung). Sie sollen zu

*) Ebenda, p. 43/44.

Kleidern nur die Lumpen von Leichnamen haben, zum Geschirr zerbrochene Töpfe, zum Schmuck altes Eisen, zum Gottesdienst nur die bösen Geister; sie sollen ohne Ruhe von einem Ort zum andern schweifen. Es ist ihnen verboten, von Links nach Rechts zu schreiben und sich der rechten Hand zum Schreiben zu bedienen: der Gebrauch der rechten Hand und des Von-Links-nach-Rechts ist bloß den Tugendhaften vorbehalten, den Leute von Rasse'". Bedenkt man, daß diese Gesetze von denselben zartgesinnten und feinfühligen Indern erlassen wurden, die kein Tier töten durften, weil sie in jedem Lebewesen sich selber wiedererkannten, dann mag man ermessen, wie mächtig das Stammes- und Rassengefühl in diesem Volke gewesen sein muß, daß sie eine ganze Menschenklasse einem solchen Elend preiszugeben im Stande waren. Ein Volk, welches das Mitleiden bis zur Selbstverneinung und Selbstaufhebung ausgebildet hat, vermochte ein anderes Volk in dieser teuflischen Weise zu knechten — welche Gegensätze, welch ein rätselhaftes, geheimnisvolles Volk!

Die mangelnde Blutscheu der Germanen und die deutsche Blutmischung

Die arische Rasse gleicht einer jener Adelsfamilien, in denen der älteste Sohn das ganze Besitztum zu erben pflegt, während die jüngeren Brüder leer ausgehen und sich auf eigene Faust ihr Unterkommen suchen müssen. Jener trägt mit dem Besitz auch den ganzen Stolz und die Vornehmheit, das ganze Rassengefühl und die Religion seines Stammes davon; er ist von Haus aus konservativ und religiös gesinnt, die enterbten Brüder hingegen revolutionär und liberal. Das indische Volk als der Stammhalter der arischen Völkerfamilie hat alle jene Eigenschaften aufzuweisen, welche einem adligen Erstgeborenen zukommen. Der zweite (griechische) und dritte (römische) Sohn aus diesem Geschlecht haben sich durch die Welt geschlagen und fern von ihrem Stammland eigene, abweichende, grundverschiedene,

demokratisch organisierte Gemeinwesen gegründet; sie sind leicht Blutsverbindungen mit anderen Rassen eingegangen und haben sich nicht sehr gesträubt, fremdes Blut in ihre Geschlechtsverbände aufzunehmen. Ihre Kulturen sind dadurch um so vollblütiger, rein menschlicher, entwickelungsfähiger, aber auch um so dauerloser, flüchtiger geworden. Der jüngste Sohn der arischen Völkerfamilie endlich, der Germane, hat am Wenigsten Rassen- und Blutscheu mitbekommen. Er ist nicht nur jede Blutverbindung, die sich ihm anbot, willig eingegangen, sondern er hat sich in trunkener Lust geradezu an jede andere Rasse weggeworfen. Durch diese bereitwillige Aufnahme fremden Blutes ist ihm die höchste und reifste, aber zugleich flüchtigste und haltloseste Geisteskultur gelungen — eine Kultur, die im Grunde genommen gar keine Kultur, sondern bloß ein K u l t u r i d e a l ist, das nur für Wenige erreichbar und nur von Einzelnen erreicht worden, da es auf den Schwankungen und Wellenschlägen einer Blutmischung beruht, welche, in ewigem Flusse, nur in einer glücklichen Stunde sich einmal in das rechte Verhältnis setzt. Das Verstehen und Geltenlassen aller Erscheinungen, die Ueberschätzung alles Fremden, der Mangel an nationalem und der Ueberfluß an internationalem Sinn, welcher den Deutschen wohl eine Weltlitteratur und Weltkunst, aber keine nationale Kultur verschafft hat, das sind die Ergebnisse dieser Blutmischung, aus deren wechselnden Wellenzügen sich hin und wieder ein Wesen herausgestaltet, in dem sich die Elemente in der rechten Weise gefunden haben, so daß es die a n g e s t a m m t e Art vermöge der Elastizität des fremden Blutes in eine höhere Sphäre zu heben vermag. Künstlerisches Wesen pflegt das Ergebnis einer Blutmischung zu sein, die um so verheißungsvoller ist, je g e g e n s ä t z l i c h e r das Blut war, welches sich in einem Individuum vermischt hat. Dies bezeugen die Länder, in denen verschiedenartiges Blut durcheinandergeflossen und dies bezeugt insbesondere



das Verhältnis, in welchem dieses — das germanische und das keltoromanische Blut — jeweilig zu einander gestanden. Je rein germanischer oder keltoromanischer die Bevölkerung der betreffenden Länder oder Landesteile war, desto weniger haben sie an der allgemeinen Kulturentwickelung teilgenommen; je gemischter, desto geistig regsamer haben sie sich erwiesen. Aber je regsamer sie waren, desto schneller haben sie sich ausgelebt.

Die Unfruchtbarkeit der Künstler

Die Geistes- und Kunstblüte ist wie die Naturblüte das momentane, flüchtige Ergebnis höchstgesteigerter Verfeinerung der Säfte und Kräfte, welche Verfeinerung das Wachstum zum Stillstand bringt und zur „Frucht", zur Fortpflanzung hinüberleitet. Jeder, der sich mit Pflanzenzucht befaßt, weiß, daß man durch zweckmäßige, künstliche Befruchtung diese Verfeinerung weiter, als sie sich in der Natur vollzieht, treiben und auf diese Weise die wunderbarsten Blütenformen hervorbringen kann — daß aber die Fruchtbarkeit der betreffenden Pflanze darunter leidet. Auf dem Wege solcher Züchtung erzeugt man die sogenannte „gefüllte Rose", aber diese Rose ist unfruchtbar, denn ihre Staubgefäße haben sich sämtlich in Blütenblätter verwandelt. Eine ähnliche Bewandtnis hat es mit dem künstlerischen Wesen und seinen Trägern. Verfeinerte Säfte und Kräfte machen den Künstler, aber je höher diese Verfeinerung getrieben wird, desto „unfruchtbarer" wird das betreffende Individuum in physischer Hinsicht. Der echte Künstler gleicht der „gefüllten Rose" (rosa hybrida), denn auch bei ihm haben sich die „Staubgefäße" gewissermaßen in „Blütenblätter" verwandelt: seine gesamten Säfte und Kräfte sind in solchem Maße in den Dienst des Seelen- und Geisteslebens gezogen, daß seine physischen Funktionen darunter leiden müssen. Die geschlechtslosen Blüten kommen durch Bastardzeugung zu Stande, das heißt

durch Verbindung verschiedener Arten, aus welcher ein neues Gewächs hervorgeht, das keinem der Stammeltern gleicht, aber jedem von beiden ähnelt. Bastarde sind in der Regel unfruchtbar, oder zum Mindesten „unhaltbar": sie fallen bei der Weiterzeugung in die eine oder andere Art der Stammeltern zurück; ihr Dasein ist ephemer, wie das der wundersamen Blüten, die sie treiben.

Der künstlerische Mensch als Bastardform

Was im vegetabilischen und animalischen Leben Bastardzeugung, das nennt man im menschlichen Blutmischung. Die Künstler, aus einer Blutmischung verschiedener Arten hervorgegangen, können daher mit gewissem Recht als „Bastarde" bezeichnet werden, und sie tragen in der That alle Merkmale an sich, die den Mischlingscharakter ausmachen. Sie pflegen keiner der beiden Menschenarten zu gleichen, von denen sie abstammen, aber beiden zu ähneln, indem sie die charakteristischen, gegensätzlichen Eigenschaften derselben in sich vereinigen. Sie sind wenig fruchtbar und ihre Nachkommen fallen in die Arten der Voreltern zurück. Es hat noch keinen Künstler gegeben, der ein Künstlergeschlecht gezeugt hätte, — die Musiker allein ausgenommen: es giebt wohl Gelehrtendynastieen, aber keine Künstlerdynastieen. Die Künstler haben es bisher niemals über die zweite oder dritte Generation hinausgebracht: sie sind überall ausgestorben, und neue Künstler haben sich aus neuen Blutmischungen herausgebildet.

Es muß indessen eine offene Frage bleiben, ob an diesem Umstand nicht die „Gattenwahl" mitschuldig geworden, denn es ist eine Thatsache, daß die Künstler, sowie alle geistig hervorragenden Menschen, unter ihrem Stande zu lieben und zu ehelichen geneigt sind. Wir haben dies an anderer Stelle zu begründen versucht, indem wir, an das Wort Friedrich Nietzsches anknüpfend, daß „die Erde in Krämpfen erbeben" müsse, „wenn sich ein Heiliger und eine Gans miteinander paaren", darlegten, daß in solcher Paarung „eine



bloße Modifikation des natürlichen Grundgesetzes vom Ausgleich der Kräfte zu erkennen sei, indem die Natur auf diese Weise „das Gleichgewicht, den normalen Zustand, nach welchem sie unter allen Verhältnissen strebt", wiederherstellt, denn durch solche Paarung von Gegensätzen werde „die Nachkommenschaft auf den durchschnittlichen, mittelmäßigen Charakter zurückgesetzt, vermöge dessen es sich bekanntlich am Behaglichsten und Gedeihlichsten lebt. Die ‚Gans', der weibliche Typus einer stark entwickelten Sinnlichkeit bei mangelnder Gehirnsubstanz, stimmt die übertriebene Geistigkeit des Gelehrten wieder auf ein angemesseneres, normaleres, seiner sinnlichen Entwickelung entsprechenderes Verhältnis herab, indem sie ihm, dem ‚sinnlichen Krüppel', zugleich eine gesunde, kräftig ausgebildete Sinnlichkeit anbietet." Es ist ein naturgemäßer Ausgleich, der sich da vollzieht, und im Grunde genommen gehorcht der vergeistigte Mensch „nur seinem geheimen Instinkt und seiner natürlichen Bestimmung, der Stimme der Natur, welche dieses ‚Kind', oder besser, die kindische Sinnlichkeit dieses geistigen Greises mit unmerklicher Hand dem ‚Mittel' überantwortet, das ihr allein heilsam ist, indem es sie erfrischt, erneuert und zu künftigem kräftigerem Wachstum befähigt".*) Von Sokrates bis Goethe ließen sich für diesen „natürlichen Ausgleich" Beispiele in Menge anführen, aus denen hervorgeht, daß die „Gattenwahl" zur Flüchtigkeit und Dauerlosigkeit der Bastardform des künstlerischen oder kunstgeistigen Menschen ihr Teil beigetragen hat.

Die künstlerische Zuchtgenossenschaft und das kunstgeistige Vollblut

Es dürfte daher nicht so unangebracht sein, wenigstens den Versuch zu machen, ob die künstlerische Bastardform nicht dauernd in sich zu befestigen wäre. Man hat zwischen verschiedenen Tierarten Bastardformen herausgezüchtet, die sich erhalten. Es klingt zwar entwürdigend, Menschen „züchten"

*) Die plastische Kraft. Aph. 92. Vgl. Anm. p. 115.

zu wollen. Allein in einem solchen — und nur in einem solchen Falle — wobei es sich um die Herausbildung einer höheren Menschenform handelt, darf und muß man sich über alle herkömmlichen Gefühle und Bedenken hinwegsetzen. „Menschlich" gesprochen, heißt das: Künstler und Künstlerinnen sollten nur unter einander eheliche Gemeinschaft pflegen. „Künstler" natürlich im weiteren Sinne genommen, indem wir zu ihnen alle künstlerisch Empfindenden rechnen, die wir im Sinne haben, wenn wir künftighin von kunstgeistigen Menschen sprechen. Es sollte in ähnlicher Weise, wenngleich in anderem Sinne, als eine Mésalliance, als eine Entwürdigung empfunden werden, wenn ein kunstgeistiger Mensch sich mit einem Wesen verbindet, welches eine entsprechende Mitgift in Gestalt einer höheren, künstlerischen Veranlagung nicht mit in die Ehe bringt, wodurch die Nachkommenschaft in die Gefahr gerät, des Erbes des Vaters oder der Mutter verlustig zu gehen oder doch es in verminderter, geschwächter Form zu überkommen. Ferner sollten die kunstgeistigen Menschen unter einander wiederum die sorgfältigste Gattenwahl treffen: wie die Tierzüchter durch Inzucht eine Farbe, die feinste Schattierung mit unfehlbarer Sicherheit herausbringen und konstant zu machen vermögen, so sollten die Künstler es mit künstlerischen Veranlagungen versuchen, um so zu sagen ein kunstgeistiges Vollblut heranzuzüchten, in dem sich das künstlerische Wesen dauernd befestigt hat. Die Tragweite, welche einem solchen Unterfangen zueignet, dürfte es sonach wohl rechtfertigen und erfordern, daß man sich in diesem Falle über alle Gefühlsankränkelungen hinwegsetze. Es ist an der Zeit, daß sich die Künstler zu einem Stand mit stark ausgeprägtem Standesbewußtsein vereinigen — freilich zu einem anderen Zwecke, als welchem die übrigen Stände obliegen: nicht als Erwerbsgenossenschaft, wie die bürgerlichen, und auch nicht als exklusive Adelsgenossenschaft, wie die aristokratischen Stände. Sondern als

Lebensgenossenschaft, welche bloß in dem einen Punkte exklusiv ist, daß sie nur Künstlerblut in sich aufnimmt und weiterverarbeitet, dagegen noch so aristokratisches abweist, wenn es die Kunstrasse zu verderben oder mindestens nicht zu fördern droht, aber plebejisches bereitwilligst zuläßt, sobald es sich kunstgeistig gebärdet: als eine Lebensgenossenschaft, deren innere Politik in der künstlerischen Inzucht gipfelt, welche naturgemäß Hand in Hand mit einer materiellen Sicherstellung der kunstgeistigen Lebens- und Zuchtgenossen zu gehen hat, und deren äußere Politik die Machtstellung — um nicht zu sagen die Weltmachtstellung — des Künstlertumes und der Kunst bezweckt. Die Künstler nicht mehr als vagabundierende, vereinzelte, zerstreute, geduldete Individuen, sondern als Zucht- und Lebensgenossen einer großmächtigen, machtgebietenden Organisation, welche in allen Lebensverhältnissen den Ton angiebt, welche die „Philister und Geschwister" aus den herrschenden Stellungen verdrängt und sie allmählich totlebt. Wenn eine Menschenzüchtung erlaubt und geboten ist, dann ist es die des kunstgeistigen Menschen und Uebermenschen. Mit ihr sollte Ernst gemacht, sollte unverzüglich begonnen werden, denn die „Rettung" der Kunst, welche in unserer materiellen und technischen, und naturgemäß immer materieller und technischer werdenden Zeit nieder- und unterzugehen droht, hängt davon und hängt einzig davon ab. Die Sozialdemokraten haben die Parole ausgegeben: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" Wir möchten demgegenüber die andere Parole hinausrufen und von Mann zu Mann kräftig aufgenommen wissen: Künstler aller Länder vereinigt euch! Bildet Künstlerdynastieen, die, wie die Herrscherdynastieen, ihr Blut nur untereinander vermischen und sich gegenseitig stützen und halten — die sowohl gegen den unteren wie gegen den oberen unkünstlerischen Pöbel Front machen!



Der Wert der Inzucht für die Kultur

Die Erhaltung und Höherzüchtung einer jeden Menschenspezies wird durch den Kampf ums Dasein bedingt, der die natürliche Auslese der stärksten und lebensfähigsten Individuen zu Stande bringt. Dieser natürlichen Auslese wird durch die Kultur entgegengearbeitet, indem die letztere minderwertigem, schwächlichem und krankhaftem Menschenmaterial, das im natürlichen Zustande zu Grunde gegangen wäre, Zuflucht und Schutz gewährt und die Lebemöglichkeit eröffnet. Die Kultur trägt mithin zur Degeneration der Rasse bei, welche in jedem Falle einen sehr raschen Verlauf nehmen würde, wenn nicht noch andere Faktoren in Wirkung träten, die das natürliche Gleichgewicht wieder herstellen. Ein solcher, der die Vermischung von höherwertigem mit minderwertigem, von gesundem mit krankem Menschenmaterial, welche die Kultur begünstigt, verhindert, ist der Trieb zur Kasten- nnd Standesabsonderung, der jedem rassenkräftigen Volke einwohnt. Diejenigen Völker, in denen dieser Trieb am Stärksten war, haben sich am Längsten erhalten und die höchsten, dauerhaftesten Kulturen erzeugt. Wie wir sahen, hat keine Rasse solche drakonische Zuchtmaßregeln bei sich durchgeführt, wie die indische und die jüdische, und keine hat wie diese beiden dem Zahn der Zeit widerstanden. Bei den alten Juden stand Todesstrafe auf der Geschlechtsverbindung mit einem anderen Volke, und die Früchte einer solchen Verbindung wurden umgebracht; bei den Indern wurde ein Individuum, das sich eines solchen Vergehens schuldig machte, aus den herrschenden Kasten ausgestoßen und die Früchte der Verbindung den Sudra und Tschandala zugewiesen. Die Inder waren in solchem Grade auf die Rein- und Gesunderhaltung ihrer Rasse bedacht, daß sie auch die krankhaften, mit einem Gebrechen behafteten Individuen aus den höheren Kasten ausschlossen, selbst wenn die Symptome sich erst in vorgerücktem Alter zeigten. Zwar



wird auch von anderen Völkern, wie den Spartanern, berichtet, daß sie die kränklichen Kinder aussetzten, allein von keinem sind solche grausamen Inzuchtgesetze bekannt, wie von den Indern. Die heilsamen Wirkungen dieser Grausamkeit sind in der Kultur des indischen Volkes wie in keiner zweiten offenbar geworden, denn kein anderes hat sich zu solcher Höhe und Feinheit des Denkens und Empfindens hinaufzuzüchten vermocht, so daß man der Behauptung Albert Reibmayr's beistimmen muß, „daß die Kulturträger der Menschheit . . . in vorwiegender Inzucht gelebt haben müssen, weil . . . nur auf diesem Wege hervorragende, geistige Charaktere gezüchtet und fixiert werden können. Können wir uns die Bildung der körperlichen Rassencharaktere ähnlich wie im Pflanzen- und Tierreich nur auf dem Wege der Inzucht unter Einwirkung äußerer geographischer und klimatischer Einflüsse erklären, so gilt dies in noch höherem Grade für die Bildung und Züchtung der für den Menschen viel wichtigeren intellektuellen Charaktere . . . Alle Völker, wie sie sich in der Kulturgeschichte einführen, treten in dieselbe ein mit einer auf strengster Inzucht gegründeten Verfassung. Überall ist es der auf strengster Inzucht gegründete Stamm, ja sie leiten fast alle ihre Entstehung von einem Stammheros ab. Nirgends tritt uns in der ursprünglichen Geschichte ein Volk entgegen, welches sich als ein gemischtes auffaßt, sondern überall treffen wir schon den Stolz des reinen unvermischten Rassenblutes, obwohl fast sicher schon in der vorhistorischen Zeit periodisch Vermischungen, wie wir annehmen müssen, stattgefunden haben. Doch damit das Volk eine Rolle in der Geschichte spielen konnte, mußte . . . eine lange Inzucht-Periode seit der Vermischung vergangen sein, wodurch die Erinnerung an die Vermischung verloren ging, so daß also alle alten Völker als scheinbar reine Rassenvölker in die Geschichte eintreten." *)

*) „Inzucht und Vermischung beim Menschen", p. 14.

Der Ammonsche Kastenstaat und die künstlerische Inzucht

Allein wie die Kultur, so birgt auch die Kastenbildung, wie heilsam sie in gewisser Hinsicht wirken mag, indem sie die durch das Gesellschaftsleben beeinträchtigte natürliche Auslese unterstützt, die Gefahr der Degeneration in sich, wenngleich einer Degeneration in anderer Richtung. Durch fortgesetzte Inzucht, durch den absoluten Ausschluß fremden Blutes gerät ein Volk sozusagen in eine physiologische Sackgasse: es verfällt in Stagnation, Verkümmerung, Rückbildung, Verblödung. Diese Thatsache ist von dem verdienstvollen Anthropologen Otto Ammon, einem strengen Anhänger der Inzuchttheorie, nicht oder nicht genügend berücksichtigt worden, indem er in seinem Werke „Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen" folgende Sätze über den Wert der Ständebildung aufstellte:

1. die Ständebildung beschränkt die Panmixie und bewirkt die viel häufigere Erzeugung hochbegabter Individuen, stellt also die natürliche Züchtung dar;
2. Absonderung der Kinder der bevorzugten Stände von der großen Masse ermöglicht eine sorgfältigere Erziehung;
3. die bessere Erziehung und die sorglosere Lebensweise der den bevorzugteren Ständen angehörigen Individuen wirken steigernd auf die Thätigkeit der höheren Seelenanlagen;
4. Die günstigeren Lebensbedingungen der höheren Stände spornen die Angehörigen der unteren Stände an, ihre besten Kräfte im Wettbewerb einzusetzen, um dieser günstigeren Bedingungen teilhaftig zu werden.

In diesen Sätzen sind die heilsamen Wirkungen der Ständeordnung einseitig herausgestellt und zwar in so prägnanter Weise, daß es ein Leichtes ist, die Kehrseite eines jeden fast

mit denselben Worten mutatis mutandis aufzuzeigen, nämlich etwa folgendermaßen:

1. Die Ständebildung beschränkt die Zufuhr frischen Blutes und bewirkt die viel häufigere Erzeugung hochverblödeter Individuen, wirkt also der natürlichen Züchtung entgegen;
2. Absonderung der Kinder der bevorzugten Stände von der großen Masse ermöglicht eine sorgfältigere Verdünkelung;
3. die verzärteltere Erziehung und die unthätigere Lebensweise der den bevorzugten Ständen angehörigen Individuen wirken vereinseitigend-erstarrend auf die Thätigkeit der höheren Seelenanlagen;
4. die günstigeren Lebensbedingungen der höheren Stände spornen die Angehörigen der unteren Stände an, ihre besten Kräfte im Wettbewerb aufzureiben, um dieser günstigeren Bedingungen teilhaftig zu werden — indem sie einem Phantom nachjagen und darüber ihr wahres Glück und Heil verabsäumen, könnte man hinzusetzen, denn diese Lebensbedingungen sind wahrhaftig nicht der besten Kräfte wert.

Jeder dieser letzteren Sätze ist ebenso wahr, wie jeder der vorigen — und ebenso falsch. Die Inzucht ist ein prachtvolles Mittel zum höchsten Menschenzweck — nur war der Gebrauch, der bisher in Form von Kasten- und Ständeordnung davon gemacht worden ist, einseitig und verkehrt; jedenfalls war er weit davon entfernt, auf den höchsten Menschenzweck hinzuarbeiten. Das Menschengeschlecht wird die Inzucht niemals außer Acht lassen und entbehren dürfen, aber es muß ihr Sinn und Verstand unterlegen, sie muß ihm als ein Pfeil und eine Brücke zum höheren Menschen gelten. Die geistig mündig gewordene Menschheit wird sich der Zuchtwahl nicht mehr zu dem bloßen Zwecke der Reinerhaltung einer Rasse, eines Standes bedienen, welcher früheren Geschlechtern

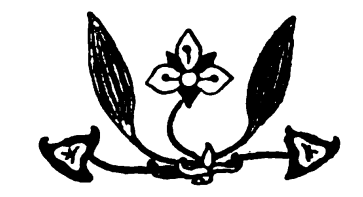


in ihrem Kampfe ums Dasein zu einer Notwendigkeit wurde, der indessen unter den heutigen Verhältnissen sinnlos geworden und auch nicht mehr durchzuführen ist; wohl aber zu dem höheren der Herauszüchtung gewisser Eigenschaften, Talente und Fähigkeiten, welche das Menschenwesen fördern und veredeln. Die Menschen werden sich zu diesem Zwecke aus standesmäßigen in berufsmäßige Zuchtgenossenschaften*) umordnen: in Künstler-, Techniker-, Mathematiker-, Naturforscher-, Philosophengenossenschaften, welche nur innerhalb ihrer „Kaste" ehelichen, in die kein anderes als jeweilig künstlerisches, technisches, mathematisches, naturforscherisches, philosophisches Blut aufgenommen werden darf, aber jederzeit aufgenommen werden muß, in welcher unserer heutigen Gesellschaftsklassen es sich immer regen mag. Auf solche Weise wird der „Erstarrung" dieser neumodischen Kasten vorgebeugt, indem sie jederzeit der Zufuhr frischen Blutes sicher und doch zugleich gegen unfähiges Blut völlig geschützt sind.. Ein besonderes Fest würde es in einem dergestalt geordneten Gesellschaftsleben sein, die Verbindung eines hoch gezüchteten Individuums zum Beispiel aus der technischen Kaste mit einem entsprechenden aus der künstlerischen zu bewirken. Die Frucht einer solchen Verbindung würde ein künftiges gereifteres Geschlecht mit größerer Spannung erwarten und die ersten Seelenregungen des neuen Lebewesens mit lebhafterem Interesse verfolgen, als der

*) „Daß die Vorteile der Arbeitsteilung und der Vererbung durch Inzucht frühzeitig . . . erkannt wurden, beweisen uns nicht nur die Kasteneinteilungen bei den ältesten Inzuchtvölkern, die Erblichkeit der Mehrzahl der geistigen und kunsthandwerkartigen Berufsarten, die Errichtung und Dauer der Innungen und Zünfte von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart. Ohne diese Einrichtung wäre es z. B. den Künstlern des alten Reichs in Ägypten nie möglich gewesen, die Höhe der Kunstblüte verhältnißmäßig so rasch zu erklimmen, wie wir dies heute noch nachweisen können". — „Inzucht und Vermischung beim Menschen"; p. 89.

moderne Mensch das Steigen und Fallen der Börsenkurse oder das Kriegsglück seines Volkes.

„Es giebt Mésalliancen nicht nur im Sinne eines hohen Adels", sagt Albert Reibmayr, „sondern auch im Sinne einer naturphilosophischen Auffassung. Geniale und mit sehr bedeutenden Charakteren versehene Geister können nur durch die Vereinigung von sehr ähnlichen Anlagen, die durch mehrere Generationen gezüchtet werden, entstehen". Zu diesem und allein zu diesem Zweck wollen und dürfen wir die hergebrachten Klassen und Stände zerbrechen und den Klassenstaat überwinden, wenn wir die Volksgenossen in die Lebensgemeinschaft überführen und umordnen, welche wir als den Künstlerstaat bezeichnen möchten, in dem der kunstgeistige Mensch die höchste Achtung und Machtvollkommenheit genießt, wie nur ein Brahma im indischen Kastenstaat, und in welchem jede Mésalliance ebenso streng wie in dem letzteren, nur aus anderen Beweggründen und in anderen Formen, verpönt wäre.



Qualverwandtschaften

> Auf allen Stufen, die tiefe finstere Treppe der Zukunft hinunter, worauf Menschen und Zeiten emporsteigen, ruft das Gewissen: „hier geht ein Mensch, dort vielleicht ein Genius, ein Völkerhimmel herauf.“
> Jean Paul

Die Spielarten der europäischen Blutmischung

Zwischen den drei arischen Stämmen, welche Europa bewohnen, den Germanen, Slaven und Keltoromanen — die letzteren müssen als ein Stamm für sich gefaßt werden, da sie nicht mehr in ihre Bestandteile zu trennen sind — haben sich im Laufe der Jahrhunderte vier Spielarten herausgebildet, welche für die moderne Kulturentwickelung nicht nur in Betracht kommen, sondern geradezu die Fermente derselben geworden sind. Diese Spielarten, welche sich je nach der väterlichen oder mütterlichen Abstammung von einander unterscheiden, bezeichnen wir, indem wir jeweilig die letztere in der Wortverbindung voranstellen und die erstere folgen lassen, als **keltogermanische**, **germanokeltische**, **slavogermanische** und **germanoslavische**. Nach dem, was wir an einer früheren Stelle dargethan haben, hat die erste und die dritte dieser Spielarten das germanische Cerebrospinalsystem, die zweite und die vierte das germanische sympathische System überkommen. Jenen beiden eignet somit ein fremdes Herz, diesen ein fremder Kopf; jene weisen das dem germanischen Wesen fehlende impulsive Wesen, das **Temperament** der Kelten und Slaven in Verbindung mit der umfangreicheren und intensiveren Gehirnbildung der Germanen, diese das empfindsame germanische Herz in Verbindung mit dem engeren, dürftiger entwickelten fremden Kopf auf. Die letzteren, könnte man sagen, haben zu wenig



Kopf, die ersteren zu viel Kopf für ihr Herz. Aus den Einen ist das agitatorisch-revolutionäre Element der modernen Kultur, aus den Anderen das künstlerisch-schöpferische hervorgegangen. Beide Elemente sind verwandt miteinander, wie das Genie mit dem Wahnwitzigen und dem Verbrecher in gewissem Sinne verwandt ist. „Die dichterische Veranlagung", sagt Washington Irving, „hat von Natur etwas vom Vagabunden in sich. Sich selbst überlassen, stürmt sie schrankenlos und wild dahin und gefällt sich in allem Exzentrischen und Ausschweifenden. Oft gleicht es dem Ausfall eines Würfelspiels in der wechselnden Laune des Schicksals, ob ein natürliches Genie zu einem großen Schurken oder einem großen Dichter ausschlägt. Hätte nicht Shakespeares Geist glücklicherweise eine litterarische Neigung gefaßt, dann möchte er ebenso kühn alle bürgerlichen Gesetze überschritten haben, wie er alle dramatischen gebrochen."*)

Unter diesem „turn-up of a die" ist der Würfelfall der Geschlechter zu verstehen; je nachdem der Vater oder die Mutter germanischer Abstammung ist, wird das Kind zu einem „great poet" oder „great rogue" geraten — das heißt, es wird einen agitatorisch-politischen oder einen kunstgeistigen Antrieb mitbekommen, wohlgemerkt, sofern es überhaupt einen solchen überkommt.

Die keltogermanische und die germanokeltische Spielart

Die keltogermanische und die germano-keltische Spielart kommen zunächst und vor Allem für uns in Frage, da sie die Erzeuger und Träger der modernen Kulturentwickelung darstellen: die

*) „The poetic temperament has naturaly something in it of the vagabond. When left to itself it runs loosely and wildly, and delights in every thing eccentric and licentious. It is often a turn-up of a die, in the gambling freaks of fate, whether a natural genius shall turn out a great rogue or a great poet; and had not Shakespeare's mind fortunately taken

Einen als die des geistigen, die Anderen als die des politischen Lebens. Man kann mit vollem Recht sagen, daß die Dichter und Künstler aller europäischen Kulturvölker, welche aus einer Mischung von keltischen und germanischen Elementen hervorgegangen sind, Keltinnen, oder genauer: Keltoromaninnen zu Müttern und Germanen zu Vätern gehabt haben, wiewohl sich dies nicht in jedem Falle thatsächlich nachweisen läßt. Dante, Cervantes, Shakespeare, Molière, Goethe sind Ergebnisse der gleichen Blutmischung und Geschlechtsverbindung: überall schlägt der germanische Kopf durch — überall treibt ein lebhaftes, energisch arbeitendes Herz das Blut in schnellem Tempo nach diesem Kopf und löst Gedanken aus, hebt Schätze, die dort „wunderbar schliefen." Im Wesen der Dante, Cervantes, Molière ist so Vieles, mit dem der Deutsche sich verwandt fühlt, in Shakespeare und Goethe so Manches, das ihn befremdet. So, um nur einzelne charakteristische Züge zu erwähnen, muß es jedes germanische Empfinden und Denken „anheimeln", den Dante am Hofe des Can grande della Scala sich selber treu bleiben zu sehen, indem der Dichter, der sich nicht in das höfische Leben zu schicken weiß, geduldig den Spott seines Brotherrn über sich ergehen läßt, der ihn höhnte, daß er, seinen Ideen und Empfindungen nachhängend, das Leben zu genießen versäume. So ferner, den Cervantes mitten in dem glaubensfanatischen Spanien des 16. Jahrhunderts eine Klage über die unmenschliche Austreibung der Mauren anstimmen zu hören unter wehmütigem Hinweis auf das ferne Deutschland, wo Jeder ungestört seinem Glauben leben dürfe. So endlich den Molière, in der Gestalt seines germanisch-wahrhaften Misanthrope, dieser „ehrlichen Haut", im Kampfe mit der französischen Konvention und konventionellen Lüge sich in Selbstverspottung zerfleischen und verbluten zu sehen.

a literary bias, he might have as daringly transcended all civil, as he has all dramatic laws." — „Stratford-on-Avon."

Andererseits hat die Art, wie Shakespeare das Burleske und Ernste, das Komische und Tragische rücksichtslos durcheinanderwirft und mischt, hat der unvermittelte, schnelle Wechsel von Schmerz und Lust, und umgekehrt, etwas unser Gefühl Befremdendes, ebenso wie uns das „Pathos der Distanz“ an Goethe „unheimlich“ berührt, das feierliche, ceremoniöse Wesen, das mit zunehmendem Alter mehr und mehr bei ihm hervortrat, für welches der Deutsche das sehr treffende Wort „ungemütlich“ hat, mit dem er gerade das bezeichnet, was ihn *befremdet*, was seinem Wesen fremd ist.

Sollen wir diesen fünf Genien der europäischen Blutmischung, welche germanische Köpfe, beziehungsweise Cerebrospinalsysteme, über keltoromanischen sympathischen Systemen trugen, einige ihrer Gegenstücke und Umkehrungen an die Seite stellen, bei welchen keltoromanische Köpfe auf germanischen Schultern saßen, dann möchten wir als solche Macchiavelli, Bako von Verulam und Graf Mirabeau nennen. So verschieden diese drei Männer in ihrem Wesen und ihrem Streben erscheinen mögen, so gleichen sie einander doch unverkennbar in dem verschlagenen, systematischen Kopf und in der rücksichtslosen Realpolitik, welche die gegebenen Größen des Augenblicks in meisterhafter Weise den vorgesetzten Zwecken dienstbar zu machen weiß. Die Verwegenheit und Frivolität, mit der ein Macchiavelli und Mirabeau die letzten Konsequenzen des Geistes ihre Zeiten und Völker zogen, verrät den keltoromanischen Kopf: ein germanisches Bewußtsein wäre in solchen Zeiten unfehlbar ins Religiös-Asketische, Weltflüchtige umgeschlagen; *diese* Naturen wurden durch die Wildheit und Wüstheit ihrer Umgebung nur um so mehr gereizt, ins volle Menschenleben hineinzugreifen — mit denselben, nur um so härter und fester geschmiedeten Waffen in das Getümmel zu stoßen, mit denen der Kampf Aller gegen Alle geführt wurde. Es dürfte sonderbar erscheinen, den Bako von Verulam in diesem Zusammenhang zu nennen;

dennoch hat er auf seinem Gebiete, in der Wissenschaft, ein ähnliches Verhalten gezeigt, wie die beiden Vorgenannten in der Politik. Er ist der Vater der exakten Forschung, der Realpolitik in der Wissenschaft, er hat das Experiment in den Mittelpunkt derselben gestellt, das Rechnen mit gegebenen Größen, welches sich an die kleinen, augenblicklichen Wahrheiten klammert, worüber ihm die großen ewigen Wahrheiten aus dem Gesichtskreis entschwinden.

Der Blick für diese und das Rechnen mit den realen Verhältnissen ist „keltisch"; die Schärfe der sinnlichen Wahrnehmung und das blitzschnelle Orientierungsvermögen ist das Köstlichste, was die Kelten der europäischen Blutmischung mitgeteilt haben. Das Auge des Germanen ist immer etwas „ideell umnebelt": er hört die ewigen, großen Wahrheiten über sich rauschen, wie die Gipfel seiner Wälder, in denen er sich zu ergehen liebt, worüber ihm die kleinen, augenblicklichen Wahrheiten, die Wahrheiten der Experimente, verloren gehen. Die exakte Wissenschaft ist nicht in Deutschland erfunden worden, sie kam aus England und Frankreich, aus der „keltischen Erde", und ist, wo immer sie in anmaßender Einseitigkeit auftrat, von den germanischen Elementen nur widerstrebend aufgenommen worden. Der Deutsche kann sich der Empfindung nicht entschlagen, daß es außer der untrüglichen Wahrheit der experimentellen Wissenschaft, wovon ihn der Augenschein überzeugt, noch größere, tiefere Wahrheiten giebt, von denen die experimentellen nur „Teilwahrheiten" sind. Der Kelte hat den Germanen wissenschaftlich sehen und forschen gelehrt, der Germane den Kelten, sich über die sinnliche Wahrnehmung erheben: auch das zu sehen und zu begreifen, wofür es keine wissenschaftlichen Thatsachen mehr giebt; er hat ihm den Weg ins „Unbetretene, nicht zu Betretende" gezeigt: der Eine ist der Wagner, der „nach Schätzen gräbt und froh ist, wenn er Regenwürmer findet", der Andere der Faust, der in das Reich der



Mütter furchtlos hinabsteigt, wo die ewigen Ideen wohnen. Beide zusammen ergeben den modernen, ergeben den „guten Europäer", der über der sinnlichen Wahrnehmung und exakten Forschung das Waldesrauschen der ewigen ideellen Wahrheiten nicht aus dem Ohre verliert und doch über diesem nicht die praktische Arbeit verträumt und vernachlässigt.

Noch ist die Blutmischung, aus welcher dieser doppelnaturige künftige Mensch hervorgehen soll, nicht vollkommen vollzogen, noch giebt es Gegensätze, Schulen, Richtungen in unserem geistigen Leben, welche die eine oder die andere Seite bevorzugen, betonen, behaupten, je nachdem das germanischere oder keltoromanischere Blut überwiegt. Wir haben auf ähnliche Gegensätze bereits hingewiesen, die in den Personen von Häckel und Virchow bestehen, indem jener den auf germanischer Denkweise beruhenden Darwinismus, dieser die Richtung in Deutschland vertritt, deren Anhänger sich durchaus nicht mit der Darwinischen Theorie befreunden können, weil die thatsächlichen wissenschaftlichen Unterlagen, die „missing links", welche für diese Leute allein maßgebend sind, noch fehlen. In einem entsprechenden Gegensatz wie Virchow zu Darwin befand sich bemerkenswerterweise Bako von Verulam zu Kopernikus und Giordano Bruno. Die Kopernikanisch-Brunonische Weltanschauung beruhte nach Bako „auf einem ‚Stammesidol', einem allgemein menschlichen, verstandesmäßigen und gegen die unmittelbare Wahrnehmung ungerechten Vorurteil zu Gunsten eines gesetzmäßigen Verhaltens der Natur."*) Man sieht, dieser „Kelte" konnte sich auch nicht mit dem leisesten Flügelschlag über die sinnliche Wahrnehmung erheben, konnte von seinen kleinen experimentellen Wahrheiten zu einer großen ewigen Wahrheit, welche über allem Augenschein und aller Thatsächlichkeit liegt, sich geistig nicht aufschwingen.

*) Heinrich von Stein: Giordano-Bruno. p. 51. Vgl. Anm. p. 102.



Die slavogermanische und die germanoslavische Spielart

Was wir von der keltogermanischen und germanokeltischen Blutmischung dargethan haben, trifft im Wesentlichen auch auf die slavogermanische und germanoslavische zu. Auch bei dieser Rassenkreuzung ergiebt das germanische Cerebrospinalsystem in Verbindung mit dem fremden sympathischen einen künstlerischen und das germanische sympathische System mit dem fremden cerebrospinalen einen revolutionären Charakter. Zwei charakteristische Typen dieser Art stehen in zwei hervorragenden Individuen unserer Zeit vor Aller Augen, welche trefflich geeignet sind, die Ergebnisse der europäischen Blutmischung auf germanischer Grundlage darzuthun: Tolstoj und Nietzsche. Der erste ist väterlicherseits germanischer, mütterlicherseits slavischer Abkunft. Fortgesetzt hat sich in seinem Geschlecht der männliche, zur Zeit Peters des Großen nach Rußland eingewanderte Stamm mit russischen Müttern gekreuzt, wobei der germanische Kopf immer wieder durchgeschlagen. Rassenkreuzungen pflegen nach mehreren Generationen in einem hervorragenden Individuum zu gipfeln. Wie bei der chemischen Verbindung zweier Elemente der neue Körper nicht sofort in die Erscheinung tritt, sondern sich erst nach verschiedenen Uebergangszuständen herausbildet, die sich in Glut- und Explosionserscheinungen kundgeben, so muß sich auch die organische Verbindung zweier Rassenelemente gleichsam erst in sich „verkochen", bevor ein neues lebensfähiges Wesen daraus hervorgehen kann. Diese „Verkochung" der Blutmischung macht sich ebenfalls in Uebergangszuständen geltend, das heißt, in extremen Ausgeburten, in exzentrischen Naturen, welche die Vorläufer des genialen Individuums zu sein pflegen, das in der Regel die Frucht einer langen Rassenkreuzung ist. Es ist uns unbekannt, in wie weit sich dies von den Vorläufern Tolstojs nachweisen läßt, doch wissen wir es von anderen aus slavogermanischer Blutmischung hervorgegangenen

Individuen, zum Beispiel von dem Vater Lenaus. Jedenfalls haben sich in Tolstoj die Rassenelemente zu einem harmonisch ausgeglichenen Zustand, zu einem höheren Spannungsverhältnis zusammengefunden. Seine Tiefgründigkeit, seine Verachtung alles Scheinbaren und Gemachten, insbesondere die Art, wie er das Christentum ernst zu nehmen, wie er Wort und That in Uebereinstimmung zu bringen sucht, verrät durchaus germanisches Empfinden und Denken. Tolstoj steht in dieser Hinsicht innerhalb der slavischen Welt vereinzelt und vereinsamt da. Er hat in Deutschland sein Publikum, der deutsche Geist hat sich seiner bemächtigt; hier wird er gewürdigt und verstanden. Die Verwandtschaft macht sich geltend, über die Jahrhunderte hinweg und durch alle ethnologischen Verkleidungen hindurch. Der Slave liebt das Glänzende und Gleißende, den Schein, den Trug, die Täuschung seiner selbst wie der Anderen: er verbirgt seinen physischen und moralischen Schmutz unter kostbaren Gewändern. Tolstojs Empfinden und Denken ist durchaus unslavisch, antislavisch: er liebt es, allen Dingen die gleißenden Verkleidungen rücksichtslos vom Leibe zu reißen und sie in ihrer ganzen nackten Erbärmlichkeit zu zeigen. Diese Wahrheits- und Wesenheitsliebe, das ist das Germanische in ihm. Das staatliche und öffentliche, wie das private Leben, die Ehe, die Familie — kein Lebensverhältnis ist vor ihm sicher, aufgedeckt, und in seiner Dürftigkeit, seiner armseligen Verlogenheit, seinem Schmutz ins hellste Licht gestellt zu werden: das häusliche Elend des angesehenen Mannes, des Fürsten; das kümmerliche, sorgenvolle Leben der hohen Gesellschaft, der Reichen und Vornehmen; der Mann, der über das Mädchen zu Gericht sitzt, das er selbst einst verführt und ins Elend gestoßen; der Gatte, der sein Weib aus Eifersucht ermordet, nachdem er es durch sein Mißtrauen bis an die Grenze des Ehebruchs getrieben. „Unsere gesammten Verhältnisse würden sich unverzüglich zum Besseren wenden, sobald die Lüge und der

Schein ausgeschieden würden. Es darf nur nicht gelogen werden"*) — mit diesen Worten, der Quintessenz seines ganzen Dichtens und Trachtens, kennzeichnet Tolstoj vortrefflich die germanische Seite seiner Natur. Aber auch die andere, die slavische, tritt nicht weniger scharf und deutlich bei ihm hervor. Dies Erbteil seiner mütterlichen Abstammung offenbart sich bei ihm in dem elegischen, weichlichen, mitleidigen Wesen, zu dem der Russe neigt, welches sein Äquivalent in der sarmatischen Grausamkeit und Tücke findet. Wie der Deutsche zwischen furor teutonicus und widerstandsloser Hingebung an fremdes Wesen auf- und abschwankt, so der Russe zwischen barbarischer Grausamkeit und lässiger Mitleidigkeit. Diese äquivalenten, komplementären Wesenszüge finden sich bei Tolstoj, als einem genialen Individuum, durchaus ins Geistige übertragen. Die sarmatische Grausamkeit zeigt sich bei ihm in grausigem Realismus der künstlerischen Darstellung: er liebt es, das Grauenhafte, Entsetzende, Scheußliche zu schildern und scheut so wenig vor dem rohesten Thema wie sein barbarischer Volksgenosse vor der rohesten That zurück. Den Stoff zu seiner „Macht der Finsternis" hat er dem wirklichen Leben entnommen: Thaten wie die, ein überzähliges Kind lebendig zu vergraben, sind im russischen Bauernleben nichts Unerhörtes — und der größte Schilderer des letzteren findet gleichfalls nichts Ungemeines und Anstößiges darin, eine solche That bis ins Einzelste künstlerisch zu behandeln, nämlich das im Sacke zappelnde Kind in seinem Drama auf offener Bühne in die Grube werfen zu lassen. Man kann sich manchmal der Empfindung nicht entschlagen, als ob Tolstoj in der künstlerischen Behandlung solcher Darbietungen einer wollüstigen Grausamkeit genösse, wiewohl man überzeugt ist, daß er dabei durch Abschreckung sittliche Wirkungen erzielen will. Man sagt, Jeder sei das Kind seiner Zeit; genauer ge-

*) „Das Nichtsthun."

sprochen, dürfte dies wohl heißen: Jeder ist das Kind seines Volkes, seiner Abkunft — keiner, selbst der genialste, edelste Mensch kann den Charakter seines Volkes gänzlich überwinden und abstreifen, er kann ihn nur ins Geistige übersetzen und künstlerisch verklären.

Der andere hervorragende Typus slavischer und germanischer Blutmischung, der Germanoslave Friedrich Nietzsche läßt uns wiederum deutlich erkennen, daß die Rassenkreuzungen auf germanischer mütterlicher Basis den revolutionären Charakter erhalten, indem das Blut aus einem reichbesaiteten Herzen nach einem feinen und beweglichen, aber — wenn wir so sagen dürfen — dünnerbesaiteten Gehirn getrieben wird, als es in germanischen Schädeln vorgebildet zu sein pflegt. Solche Kreuzungsprodukte, sagten wir, haben zu wenig „Kopf" für ihr Herz — ein Verhältnis, das den revolutionären Charakter ergiebt: selbst von einem Friedrich Nietzsche gilt dies, daß er in gewissem Sinne zu wenig Kopf, oder einen seinem deutschen Herzen nicht angemessenen Kopf hatte. Er ist der polnische Revolutionär und Agitator, der „unruhige Kopf" ins Geistige übertragen, wie Tolstoj der ins Geistige umgesetzte russische Bauer ist: eine Metabasis, die in beiden Kreuzungsprodukten durch den germanischen Wesensbestandteil bewirkt wurde. Ein Vorfahr Nietzsches mußte wegen revolutionärer Umtriebe aus Polen flüchten*) und wandte sich nach Sachsen, wo seine Nachkommen sich mit deutschen Frauen kreuzten. Wie in der Familie Tolstojs der germanische, so hat sich in der Nietzsches der slavische Kopf vererbt: er ist bei dem letzten Sproß mit unverkennbarer Deutlichkeit wieder durchgeschlagen, sowohl was die physische, als was die geistige Physiognomie betrifft.

Der polnische Adel hat im 18. Jahrhundert ein ähn-

*) Der polnische Schlachzizi Nietzki (Niecki), der als Teilnehmer an einer politischen Verschwörung um 1715 nach Deutschland flüchtete. Vgl. Vorbemerkung zum „Zarathustra" von Peter Gast.



liches Schicksal gehabt, wie der französische. Beide gingen ihres Stammlandes verlustig; dieser in Folge der großen Revolution, jener in Folge der Aufteilung seines Landes. Der eine mußte in die Verbannung gehen, der andere ging freiwillig und zerstreute sich über ganz Europa, um die anderen Nationen gegen diejenigen einzunehmen und aufzustacheln, welche sein Heimatland in Besitz genommen hatten. Seit der Teilung Polens bildet der polnische Adel ein revolutionäres Element in Europa — und zwar das aristokratische neben dem demokratischen, als welches die keltische Grundbevölkerung Frankreichs seit den Tagen der ersten französischen Revolution hervorgetreten ist. Naturgemäß fanden diese beiden Elemente sich zusammen: die Polen nahmen ihre Zuflucht und erhielten ihre Unterstützung in Paris, da ihre Interessen mit denen der Franzosen parallel liefen. Im Lebensinteresse beider lag die Machtverschiebung der europäischen Staatenverhältnisse, lag der Zusammenbruch Preußens und Rußlands, die Vernichtung der „heiligen Alliance." Die dahinzielenden „Umsturzbestrebungen", mit denen naturgemäß der römische Katholizismus seine Interessen verknüpfte, um einerseits das protestantische Preußen, andererseits das griechisch-katholische Rußland zu verderben, haben bis auf den heutigen Tag nicht geruht. Insbesondere hat die Einigung und neu erstandene Macht Deutschlands den Haß der aristokratischen Revolutionäre aus polnischem Blut herausgefordert, weil diese Thatsache sie um eine Hoffnung ärmer machte, wieder in den Besitz ihres Stammlandes zu gelangen.

Wir haben diese politische Betrachtung eingeschaltet, weil sie uns zum Verständnis Friedrich Nietzsches notwendig erschien. Alles, was wir von den Sympathieen und Antipathieen, der politischen Stimmung und den umstürzlerischen Bestrebungen der polnischen Aristokraten im modernen Europa andeuteten, gilt auch von dem Abkömmling des aus Polen



geflüchteten Schlachzis Nietzki, von Friedrich Nietzsche, nämlich aus dem Politischen ins Geistige übersetzt. Seiner Antipathie gegen das „Reich", gegen Preußen, gegen England, seinem Sympathisieren mit den romanischen Völkern, ja, ungeachtet des radikalen Atheismus dieses sehr freien Geistes, selbst mit dem Katholizismus, der ihm „vornehmer" als der bäuerische Protestantismus erscheint, liegen unverkennbar polnische Rasseninstinkte zum Grunde. Ferner verrät sein Widerwille gegenüber dem Gedanken der natürlichen Entwickelung im Sinne Darwins, der Grenzen unseres empirischen Erkennens im Sinne Kants und gegenüber der Goethischen Forderung, das Unerforschliche schweigend zu verehren, den ungermanischen, den slavischen Kopf. Aber der unbändige Freiheitsdrang, das „heilig glühend Herz" dieses Prometheus, der Alles selbst vollenden will, offenbart den Germanen mütterlicher Abkunft. Zu dem edlen Frevlerwort: „Ach, meine Freunde, was gehen uns noch die Götter an", konnte nur ein germanisches Herz den Mut finden. Es dürfte sonderbar erscheinen, bei Nietzsche von einem „heiligen Erglühen" zu sprechen. Dennoch muß sein Bestreben ein im höchsten Sinne religiöses genannt werden. Sofern man das Faustische Ringen, das in dem Worte:

> „Wer immer strebend sich bemüht,
> Den können wir erlösen"

seine Deutung findet, als ein „heiliges" bezeichnen darf, muß dem Nietzscheschen dasselbe Recht auf diese Bezeichnung eingeräumt werden. Nietzsche hat das Parallelwort geschaffen zu dem Faustischen

> „Zwei Seelen wohnen ach! in meiner Brust:
> Die eine will sich von der andern trennen;
> Die eine hält in derber Liebeslust
> Sich an die Welt mit klammernden Organen,
> Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
> Zu den Gefilden hoher Ahnen —"

in dem weit furchtbareren, grausigen Ausspruch:



„Nicht die Höhe, der Abhang ist das Furchtbare! Der Abhang, wo der Blick *hinunterstürzt* und die Hand *hinaufgreift*. Da schwindelt dem Herzen vor seinem doppelten Willen. Ach Freunde, erratet ihr wohl auch *meines* Herzens doppelten Willen?

Das, das ist *mein* Abhang und meine Gefahr, *daß* mein *Blick in die Höhe stürzt*, und daß meine Hand sich halten und stützen möchte — an der Tiefe!

An den Menschen klammert sich mein Wille: mit Ketten binde ich mich an den Menschen, *weil es mich hinaufreißt zum Übermenschen!*“

Nietzsches deutsche faustische Natur ist es, die ihn solchermaßen zerklüftet und zerteilt, in zwei Seelen aufwärts und abwärts zerrt — aber daß die Zerrung so furchtbar, so entsetzenerregend, so übermenschlich ist, das macht sein slavischer Geist. In der That, so wie sich germanischer Höhendrang in den Worten ausspricht: „Schaffen — das ist die große Erlösung vom Leiden und des Lebens Leichtwerden“, und „Der Mensch ist etwas, das überwunden werden muß“, — — — „ein Pfeil und eine Sehnsucht nach dem Uebermenschen“; so kommt die slavische Grausamkeit und Wildheit in der Art zum Durchbruch, wie er den Weg zu seinem Uebermenschen gebahnt wissen will. „Wer stürzt, den lehre schneller fallen“ — dies furchtbare Wort sprachen die sarmatischen Rasseninstinkte in Nietzsche. Wie seine Vorfahren die Knute über ihren polnischen Leibeigenen zu schwingen gewohnt waren, so läßt er die Geißel seines Geistes auf dem Rücken alles niederen, verkrüppelten, zerbrochenen, halb- und halben Menschentums tanzen, welches auf den höheren Lebensgebieten „die Luft verdirbt“ — so läßt er sie auf die deutschen gelehrten Halbgeister und Kompilatoren, die „Totengräber“ und „Wiederkäuer“ des Geistes niederfallen mit einer wollüstigen Grausamkeit, deren nur ein Slave fähig ist. Nietzsche knutet, martert, mordet wie ein echter Sohn seines Stammes — aber er vollbringt dies auf dem geistigen

Gebiet, er thut es im Hinblick auf ein höheres Ziel, im Dienste der Herausbildung eines vornehmeren, machtvolleren Menschentypus. Seine „Mordlust“ untersteht einem deutschen, faustisch strebenden Herzen — sie ist gleichsam nur der Mephistopheles, dem er sich „verschrieben“ hat, und den er, meist ohne daß dieser es gewahr wird, und, wo er es merkt, gegen dessen Willen, seinen höheren Zwecken dienstbar macht. Was wir in Goethes Faust in zwei Gestalten auseinandergelegt sehen, das finden wir bei Nietzsche in einer Person vereinigt: in seiner deutschen faustischen und seiner sarmatischen mephistophelischen Natur. Keine kann ohne die andere gedacht werden, so wenig, wie die eine der beiden Goethischen Gestalten ohne die andere eine Existenzberechtigung hat, insofern als beide zusammen das Wesen des Lebens verkörpern: die „heilsam schaffende Gewalt“ und die „kalte Teufelsfaust“, die sich ihr entgegen „tückisch ballt“, — der unerschöpfliche Lebenstrieb und der unausgesetzt zerstörend das Leben „korrigierende“ Trieb der Natur, die „zwei Seelen“, welche auch in der allwaltenden Urerzeugerin wohnen. An Nietzsche ist recht augenfällig und offenbar geworden, was bei der germanisch-slavischen Rassenkreuzung und Blutmischung herauskommen kann: insbesondere bei der deutsch-polnischen, oder, noch genauer gesprochen, der sächsisch-polnischen. Wie man sich auch zu dem Schöpfer des „Zarathustra“ stellen mag — ob man sich zu dem Uebermenschen bekennt, oder ihn als die Ausgeburt eines wahnwitzigen Gehirns verwirft: jedenfalls wird man zugestehen müssen, daß Nietzsche der gewaltigste Aufrütteler und Aufstörer der Geister, insbesondere der deutschen, seit den Tagen Luthers gewesen und daß seine Erscheinung schon allein insofern, als sie Leben und Bewegung in die geistige Masse in neuer, unerhörter Weise getragen hat, auf das Freudigste begrüßt und beglückwünscht werden muß. Seine Gegner sind auch meistens solcher Art Leute, die er aus ihrer Ruhe aufgeschreckt, sind Einsiedlerkrebse,



deren Muschelgehäuse er zerstört, worin sie eine „Zuflucht“ für ihre Lebenszeit zu finden vermeint, sind Spinnen, in deren Netze er mit rauher Hand gegriffen, womit sie sich umwoben, um ihre Notdurft und Nahrung aus denen zu saugen, die sich darein verfingen: er hat den Theologen um ihre Theologie und den Philosophen um ihre Philosophie bange gemacht. Er hat das subjektive Vorstellungsgewebe eines Jeden, die gleißenden, prunkvollen geistigen Gewänder, mit denen man die innere Dürftigkeit und Kümmerlichkeit, die seelische Armut zu verkleiden und zu verbergen liebt, rücksichtslos herunter gerissen und den modernen Menschen in seiner erschreckenden Nacktheit und seinem Schmutz gezeigt. Man wird sich erinnern, daß wir etwas Ähnliches von Tolstoj gesagt haben: beide berühren sich in diesem Punkte, beide offenbaren hierin die deutsche Seite ihrer Natur, nur mit dem Unterschiede, daß der Eine aus dem Herzen, der Andere aus dem Kopf heraus erkennt und handelt. Diese Wahrhaftigkeits- und Wesenheitsliebe macht uns den Nietzsche verwandt und vertraut, wie sehr uns auch die slavische Grausamkeit und Unfühligkeit dieses mitleidsfeindlichsten Menschen erschrecken und abschrecken mag. Lieb und wert aber macht ihn uns der Wesenszug, daß er seine Geißel nicht bloß über die „Anderen“, sondern auch über sich selbst schwingt: daß er sich selber ebenso rücksichtslos entkleidet und in seiner modernen Menschheit ganzem nackten Jammer aufdeckt, indem er von einer seiner Abhandlungen sagt, sie trage „in der Unmäßigkeit ihrer Kritik, in der Unreife ihrer Menschlichkeit, in dem häufigen Uebergang von Ironie zum Cynismus, von Stolz zur Skepsis, ihren modernen Charakter, den Charakter der schwachen Persönlichkeit.“ *) Das ist so unverkennbar „deutsch“ empfunden, daß wir kein Recht haben, ihn als einen Fremdling abzustoßen. Er ist mit uns verwachsen. Wenn wir deutsch handeln wollen, dürfen wir uns nicht

*) „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben.“ p. 100.



gegen ihn wenden, sondern gegen diejenigen, die ihn kläffend und heulend anspringen, weil er sie aus ihrem dogmatischen und wissenschaftlichen Schlummer aufgestört. Er hat uns Allen empfindlich auf den Fuß getreten, aber er hat sich selber nicht geschont. Man könnte den Vers, welchen Goethe einem protestantischen Geistlichen gegenüber Luther in den Mund legt

„Heiliger, lieber Luther,
Du schabtest die Butter
Deinen Kollegen vom Brot!
Das verzeih' Dir Gott!"

in Bezug auf Nietzsche folgendermaßen variieren:

Heiliger, lieber Nietzsche,
Du schlugst mit der Pritsche
Deinen Kollegen aufs Brot:
Drum gnade Dir Gott!

Kein Wunder, daß ihn die „Kollegen" bellend und beißend umspringen und ihm gerne den geistigen Garaus machen möchten. Ach, sie haben eine so feine Witterung, die kleinen Seelen! Sie spüren den Zuchtmeister in Dir, darum bellen sie wie toll. Horch — wer die Sprache der Tiere versteht — horch, wie sie ihre Geheimnisse herausbellen, ihre geheimsten Gebrechen verraten! Wie unsinnig heulen sie, wenn sie einen Edelmenschen erblicken, einen Starken, sich Umschaffenden, der untergehen und ewig werden will. Sie toben, der Sinne beraubt, sie verlieren alle kluge Scham und entdecken die lächerlichsten Blößen, die Bethörten, wenn sie ewige Sphärenmusik vernehmen. Sie ertragen Alles, sie schnauben in alle Gruben, sie holen Dir jeden Stock und Stein herbei, wenn Du ihnen einen Bissen von Weitem zeigst. Aber das ertragen sie nicht, einen besonnen Wandelnden und sich Wandelnden zu sehen. Bei diesem Anblick werden selbst die Guten und Gerechten von der Hundswut ergriffen.



Der slavo=(kelto) romanische und der kelto(romano)=slavische Typus

Nach Betrachtung der Haupttypen europäischer Rassenkreuzung auf germanischer Basis haben wir noch einen Blick auf die Nebentypen und Zwischenkreuzungen zu werfen, welche in der Kulturgeschichte eine Rolle spielen.

Zunächst kommen als solche der slavo-(kelto)romanische und der kelto(romano)-slavische Typus in Betracht. Von diesen beiden ist der letztere, nämlich die Kreuzung auf keltoromanischer mütterlicher Basis, der häufigere und bedeutungsvollere: der häufigere, weil der Zug nach dem Westen, nach den Zentren der Kultur, ein mächtigerer ist, als der nach der östlichen Barbarei, und jener Zug naturgemäß in der Hauptsache von dem männlichen slavischen Element gestellt wird, das sich mit dem weiblichen Element der romanischen Länder verbindet; der bedeutungsvollere, weil das Weib die Hüterin der Rasseninstinkte und -Erfahrungen ist, welcher Umstand es bedingt, daß bei der romanoslavischen Kreuzung die kulturelle Entwickelung und Bildung der keltoromanischen Rasse weitervererbt wird, während sie bei der slavoromanischen Kreuzung verloren geht. Im ersteren Falle wird ein frisches Reis auf einen alten, ausgereiften Stamm gepfropft, im letzteren ein Edelreis auf einen wilden Stamm. Jene Kreuzung erhält einen „wilden" Kopf zur Verarbeitung einer reichentwickelten, feingeistigen Kulturüberlieferung; diese einen naturwüchsigen Leib mit jugendlichem Blut zur Erfrischung eines ausgeprägten, verarbeiteten Gehirns. Sollen wir die drei Hauptrassen Europas mit den natürlichen Energieen vergleichen, so möchten wir den Germanen magnetisch, den Keltoromanen elektrisch nnd den Slaven dynamisch nennen. Der Slave ist immerfort „geladen", er gleicht einem Pulver- oder Dynamitfaß, er steckt voller unverarbeiteter gegensätzlicher Kräfte und Gewaltsamkeiten, die nur des auslösenden



Funkens harren, um sich zu befreien und die Atmosphäre mit dem Feuer und Getöse ihrer verhaltenen Energieen zu erschüttern. Erhält dieses explosive Wesen nun gar einen keltoromanischen Kopf aufgesetzt, dann ist die Gefahr groß. Die moderne russische Geschichte weiß von solcherart Geschöpfen zu erzählen. Man stelle sich einen Menschen vor, der Cigaretten rauchend auf einem Dynamitlager sitzt: in diesem Bilde dürfte das veranschaulicht sein, was wir unter dem slavoromanischen Kreuzungsprodukt verstehen. Wenn die leichten Funken und das Sprühfeuer des französischen Esprit in die explosive slavische Natur fahren, dann giebt es ringsum Brand und Zerstörung. Menschen dieser Art müssen die gefährlichsten Individuen sein, die sich denken lassen, und sie haben bereits zur Genüge Proben von ihrer Gefährlichkeit abgelegt. Wir meinen die sogenannten Nihilisten, von denen wir behaupten, daß sie aus slavoromanischer Blutmischung hervorgegangen sein müssen, dergestalt, daß bei ihnen der ausgearbeitete romanische Kulturkopf nur als Zündstoff auf den unbändigen slavischen Naturleib wirkt, Verwüstung tragend, wohin immer er schlägt. Es ist auffallend, daß die Nihilisten in der Regel nicht aus wüsten Gesellen, aus rohen oder verkommenen Existenzen bestehen, sondern aus feingeistigen, hochgebildeten Geschöpfen, daß sie nicht aus den unteren Schichten, aus der Masse des Volkes hervorgehen, sondern aus der sogenannten „guten Gesellschaft", in welcher sie bis in die höchsten Kreise reichen. Die geistige Aristokratie ist es, die sie stellt, und wunderbarerweise liefert das weibliche Element, wenn nicht das größere, so doch ein gleiches Kontingent dazu, wie das männliche. Die feingeistigsten, zartesten und schönsten Frauen und Mädchen sind als Nihilistinnen entdeckt worden: Geschöpfe dieser Art, denen man nicht zutrauen würde, daß sie eine Pistole abschießen könnten, haben Dynamitbomben angefertigt und geworfen; ihr Boudoir war ein geheimes Laboratorium, in

ihren Schmuck- und Toilettenkästen lagen Sprengstoffe! Wie soll man eine solche Menschenspezies psychologisch erklären, wie solche unerhörten Widersprüche deuten? Wir finden keine andere Deutung, als die, welche uns schon öfters zur Erklärung außerordentlicher Menschenbildungen gedient hat, nämlich, daß jene zugleich zarten und energischen, feingeistigen und wilden weiblichen Geschöpfe, die als Nihilistinnen erkannt worden, ebenso wie ihre männlichen Kollegen, über deren Natur sich ähnliche Betrachtungen anstellen ließen, aus der Befruchtung slavischer Frauen durch keltoromanische Männer hervorgegangen sind. Ob ein Mensch ein großer Dichter oder ein großer Verbrecher wird, ist nach Washington Irving, wie wir sahen, gleich dem Fall eines Würfels, das heißt, es hängt an einem Haar; wir aber glauben dieses „Haar", von dem der Ausfall abhängt, in der Rassenkreuzung gefunden zu haben, nämlich in dem Umstand, daß der Vater oder die Mutter des Kreuzungsproduktes aus einer Kulturrasse oder aus einer kulturlosen Rasse stammte. Überall, wo ein Edelreis auf einen wilden Stamm gepfropft wird, entsteht der Revolutionär oder der Verbrecher; wo ein wildes Reis auf einen Edelstamm, der Dichter und Künstler. In keinem Falle sind hier natürlich gemeine Verbrecher gemeint, sondern, wenn wir so sagen dürfen, Ideenverbrecher, Verbrecher aus imaginären Motiven, wie es die russischen Nihilisten sind. Diese sind, wie man sieht, ein sehr lebhaftes und lebensvolles, aber ein wenig lebensfähiges Kreuzungsprodukt, denn sie sprengen sich gleichsam selbst in die Luft, sie rotten sich selber aus; in psychologischer Hinsicht stellen sie vielleicht die interessanteste Menschenbildung dar, welche sich denken läßt. Was der Dynamit für die materielle, das sind sie für die moderne geistige Kulturarbeit wert — nicht mehr und nicht weniger. Sie sprengen gesellschaftliche Bande und Verbände, die sich in sich selbst verkrustet und versteinert haben und auf keine andere Weise zu durchbrechen sind, und

bahnen auf diese gewaltsame, freilich moralisch kaum zu rechtfertigende Art Neubildungen und Entwickelungen den Weg. Zu stetiger, fruchtbringender Kulturarbeit ist diese Menschenspezies durchaus untauglich: sie kann sich nur auf gewaltsamem Wege bethätigen und bemerklich machen, nur durch Zerstören und Luftschaffen.

Wie bei der Herstellung neuer Verkehrs- und Verbindungswege, so ergeht es einem Volk zuweilen bei seiner geistigen Entwickelung und Ausdehnung: es langt unversehens an einem unüberwindlichen Hindernis, an einem Gebirgsstock an, der sich nicht überbauen läßt, der keine Schluchten oder Pässe aufweist. Da heißt es, den Berg unterminieren, die Felsen aufsprengen. Traurig nur, daß es im letzteren Falle Menschen sind, die als Hindernisse hinweggesprengt werden; aber die natürliche Entwickelung — und die kulturelle ist nur eine andere Form der natürlichen — geht ihren Gang wie sie kann und muß. Wir Menschen sind in ihren Händen nur Werkzeuge, und sie ist nicht wählerisch in ihren Mitteln. Ihre Wege sind nicht unsere Wege, und ihre Gedanken sind nicht unsere Gedanken — sie dürfen es wenigstens nicht sein; aber wir müssen sie gelten lassen, auch wo sie sich gewaltsam Bahn bricht, und müssen sie auch dann noch gut heißen. Denn wir dürfen nie vergessen, daß, wo immer Gewaltsamkeiten statthaben, eine Schuld und Versäumnis der Gesellschaft, nämlich aller Einzelnen, welche die Gesellschaft ausmachen, zum Grunde liegt, indem man die „explosiven" Individuen nicht an die rechte Stelle zu bringen und in der rechten Weise zu beschäftigen verstand, so daß sie dem Kulturfortschritt dienlich, statt sinnlos zerstörerisch, sich auswirken konnten. Doch, wie dem auch sei, jedenfalls ist die slavoromanische Blutmischung, obwohl eine interessante, eine unfruchtbare und, vom praktischen Standpunkt aus betrachtet, eine geringerwertige als die slavogermanische, welche ein dauerbares, kulturförderndes Menschengewächs ergiebt, das,



gleichwie die Tanne den Dünensand, den Boden der sarmatischen Steppen urbar und fruchtbar macht. Tolstoj ist der typische und hervorragendste Vertreter dieser Rassenkreuzung. Er ist für das Slaventum der einzig wahre, der lebendige Wegweiser zu höherer Kultur, zur Auseinandersetzung und Abfindung mit der westlichen Kultur, insbesondere mit dem Germanismus. Als gelungenes Kreuzungsprodukt slavischer und germanischer Blutmischung sollte er seine Stammesgenossen anfeuern, solche Kreuzungen weiterhin zu fördern und aufzusuchen — denn nur auf diesem Wege werden sie ihre Rasse über sich selbst hinausheben, von sich selbst erlösen und ihr die Aussicht auf eine eigene und vielleicht eine höhere Kultur eröffnen, als sie bis jetzt erreicht worden ist, welche die abgelebte Kultur Westeuropas abzulösen oder in neue Bahnen zu leiten im Stande wäre. Nur der Germane kann dem Slaven helfen — sofern der Slave sich des germanischen Elements in der rechten Weise zu bedienen versteht. Der Deutschenhaß dieser Rasse ist das Thörichteste, was sich denken läßt. Sie mögen die westliche Kultur abstoßen und sich gegen ihre Einflüsse verschließen, so viel sie wollen — aber sie sollten das germanische Blut lieben und mit offenen Armen aufnehmen. Dann würden sie sich auf ihren wahren Vorteil verstehen. Und noch eins: sie sollten sich mehr als vor allem Anderen vor dem keltoromanischen Blut hüten. Denn das ist für sie, was der Branntwein für den Wilden.

Von der umgekehrten Kreuzung aus slavischem und romanischem Blut, der romanoslavischen, sind wir leider nicht in der Lage, viel sagen zu können. Obwohl sie die häufigere, fehlt es dafür an Thatsachenmaterial, nämlich an hervorragenden Persönlichkeiten, an denen sich die Natur dieser Kreuzung veranschaulichen ließe. Wir können nur im Allgemeinen von ihr sagen, daß sie zu extravagantem und bacchantischem Wesen führt. Stellen wir uns ein feingliedriges Schulpferd vor, das von einem wilden Reiter zu tollem



Galopp gespornt, oder ein zierliches, graziöses Weib, das von bacchantischer Tanzwut erfaßt wird, dann dürften wir ein ungefähres Bild von der Natur dieser Kreuzung gewinnen. Die vielen exaltierten Geschöpfe, welche das französische Volk auswirft und von denen die ganze moderne Kulturwelt wimmelt, sind unseres Erachtens auf romano-slavische Abkunft zurückzuführen. Merkwürdigerweise scheint auch bei dieser Kreuzung wiederum das weibliche Element überwiegend zu sei. Das französische Blut richtet in slavischen Köpfen wunderbare Dinge aus. Die wunderlichsten und seltsamsten Bildungen scheinen sich indessen aus der Verbindung von spanischem (keltiberischem) mit slavischem Wesen zu ergeben. Karl Immermann hat in der „Fiametta" seines Romans „Die Epigonen" versucht, ein solches Wesen zu schildern, das zum Vater einen polnischen Offizier, zur Mutter eine spanische Nonne hat und dessen frühreifes, hochgespanntes, ekstatisches aber nicht unsympathisches Wesen — vorausgesetzt, daß die Schilderung naturgetreu ist — zu den interessantesten, lehrreichsten Phänomenen der Rassenkreuzung zu rechnen ist und in dem Ethnologen die Lust zum Experimentieren nach dieser Richtung hin rege machen könnte, wenn solches unter Menschenwesen zulässig wäre. Jedenfalls sollte man die Verbindungen solcher extremen, gegensätzlichen Naturen aufs Sorgfältigste studieren, wo immer sie sich finden, denn sie dürften das ergiebigste Material für die Menschenkunde liefern.

Wir müssen es uns versagen, diese Kreuzungen im Einzelnen, sowie ihre sekundären Kreuzungen untereinander, weiter zu verfolgen, da es hierfür an jeglichem Material gebricht. Dies Gebiet ist überhaupt noch nicht angebaut worden. Wir wollen durch die vorstehenden Andeutungen nur dazu anregen, sich mit diesen für die Menschenbildung hochbedeutsamen Fragen zu beschäftigen, Material zu sammeln, Selbstbeobachtungen anzustellen, wo dies angebracht ist, und



seine Erfahrungen womöglich dem Verfasser zur Weiterverarbeitung zu überlassen, wie dies freiwillig bereits von einem namhaften Künstler (Bildhauer) geschehen, der in dankenswertester Vorurteilsfreiheit und in vorbildlicher Weise uns seine Abstammung und Blutmischung bekannt gegeben hat. Wir lassen seine Worte hier folgen, da sie einen tiefen Blick in die Entstehung des künstlerischen Wesens aus der Rassenkreuzung und Blutmischung — nämlich der Mischung gegensätzlichen Blutes — thun lassen und zugleich zum Muster dafür dienen können, in welcher Weise wir mit Material versehen sein möchten. Der Künstler schreibt: „Meine Mutter war eine Mischung von erregbarstem schottischem Keltentum und norwegisch-holländischem herrischem hartem Naturell; mein Vater war ein allemannisch-rhätischer Schweizer im Träumen und dabei doch rechthaberisch bis zur Unleidlichkeit."

Die deutsch-jüdische und die jüdisch-deutsche Blutmischung

Wir möchten diese Betrachtungen nicht beschließen, ohne noch einen Blick auf die Kreuzungsprodukte der arischen Europäer mit einem unter ihnen verstreuten fremdrassigen Element geworfen zu haben — dem jüdischen. Bezüglich der jüdischen und deutschen Blutmischung möchten wir der auf jüdischer mütterlicher Basis den Vorzug geben, weil wir hierbei, wie überall, den germanischen Kopf gerettet wissen wollen als den wertvollsten Bestandteil der germanischen Wesensbildung. Das südlich-lebhaftere Tempo des Blutumlaufs und die hellen Instinkte der jüdischen Natur vermögen in dem germanischen Gehirn Schätze auszulösen, die auf andere Weise nicht so leicht zu heben sein dürften. Dagegen kann die Kreuzung auf deutscher mütterlicher Basis, indem sie ein empfindsames Herz mit einem nüchternen, berechnenden Gehirn verkettet, unseres Erachtens nur unglückliche, mit sich selbst in Zwiespalt lebende Geschöpfe zu Tage



fördern, welche für die Weiterbildung und Entwickelung des Menschenwesens wertlos sind. Wie sich die Kreuzung der jüdischen Rasse mit der keltoromanischen und der slavischen gestaltet, entzieht sich unserer Beobachtung. Man sollte meinen, daß die jeweilige Blutmischung auf arischer mütterlicher Basis fruchtbar und verheißungsvoll, die gegenteilige wertlos ausfallen müsse. Der jüdische Kopf ist ein alter Kulturkopf, er birgt ein gesund und tüchtig verarbeitetes Gehirn. Er ist vielleicht der älteste und reinste Rassenkopf, der noch in Europa vorhanden. Er ist außerdem ein „kühler" Kopf, sowie ihn die heißblütigen Keltoromanen und die explosiven Slaven gerade brauchen können. Somit könnte das jüdische Volk, das bisher nur ein Pfahl im Fleische des europäischen Lebens gewesen, wenn es dergestalt in der europäischen Blutmischung aufgehen wollte, daß sein weibliches Element sich mit dem Germanentum, sein männliches sich mit den übrigen Rassen kreuzte, zu einem fruchtbaren Ferment für die moderne Kultur werden. Wenn einmal die „Judenfrage" gelöst werden soll, so kann es in verheißungsvoller Weise nur auf dem Wege einer solchen Kreuzung geschehen.



Der Kinder Land

Eurer Kinder Land sollt ihr lieben: diese Liebe sei euer neuer Adel, — das unentdeckte, im fernsten Meere! Nach ihm heiße ich eure Segel suchen und suchen! Friedrich Nietzsche

Die menschliche Vernunft als der Famulus der Natur

Die ganze natürliche Entwickelung ist auf dem Wege der Zuchtwahl und Auslese entstanden. Je höher ein Lebewesen steht, um so schärfer war die Zuchtwahl, aus der es hervorgegangen. Der Mensch, als das letzte, höchste Ergebnis der natürlichen Entwickelung, ist das Produkt der schärfsten Zuchtwahl, der strengsten Auslese, auf welche die Natur, so zu sagen, bisher verfallen ist. Als die Eiszeit über unseren Planeten hereinbrach, flüchtete alles animalische Leben vor der vom Nordpol vordringenden Kälte auf den Äquator zu. Eine Spezies des Pithekanthropos mag dabei vom Eise eingeschlossen und an der weiteren Flucht verhindert worden sein. Sie sah sich unversehens aus einer üppigen tropischen Vegetation in die größte Dürftigkeit versetzt, sie sah sich aus dem Paradiese vertrieben und zur Arbeit, zum Kampf ums Dasein gezwungen. Die Not machte diese Spezies erfinderisch. Der Hunger lehrte sie umherspähen und beobachten, ließ sie auf Kunstgriffe und künstliche Mittel verfallen, um der Natur die Notdurft und Nahrung abzuringen und abzulisten, die sie ihr nicht mehr mühelos in den Schooß warf. Durch Jahrhunderte lange Vererbung in diesem Zustande befestigten und entwickelten sich die geschärften und wach erhaltenen Instinkte zu einem höheren Vermögen: das neue Wesen lernte Ursache und Wirkung unterscheiden, es erwachte zum Bewußtsein, es kam zur Vernunft.



Durch diesen Umstand erhielt die Natur bei ihrer Zuchtarbeit und Auslese eine Hülfe, eine mächtige Unterstützung. Sie hatte sich in der menschlichen Vernunft gleichsam einen Famulus geschaffen, der ihr zur Hand ging, der ihre Zwecke vorbereiten, einleiten und fördern half. Indem die auf solche Weise herausgezüchteten höheren Wesen eine Wahl treffen, überlegt handeln lernten, nahmen sie der Natur einen Teil der Arbeit ab, erleichterten sie ihr die Höherzüchtung des Lebewesens in außerordentlichem Maße, welche sie vorher auf dem sehr umständlichen, langwierigen Wege des sogenannten Zufalls zu erzielen gezwungen gewesen.

Freilich, einen gewissen wählerischen Sinn bei der Begattung weisen auch die Tiere auf, der bei manchen Arten von Tauben und Singvögeln fast ans Menschliche grenzt. Aber sie sind nicht im Stande, „Geschlechter" heranzuzüchten, einander aus der Ferne aufzusuchen, so daß sich die passenden Individuen zusammenfinden, welche eine höhere Anlage dauernd auf die Nachkommenschaft zu vererben und in ihr zu befestigen vermögen. Der Mensch hat sein Schicksal bis zu gewissem Grade in die Hand bekommen: er vermag, wie die Pflanzen und Tiere seiner Umgebung, so sich selbst bewußt und planvoll höher zu züchten und zu vervollkommnen. Zuchtwahl und Vererbung, das Entwickelungsprinzip der Natur, ist ihm als Wiegengeschenk mitgegeben, ist zu seinem eigenen Lebensprinzip geworden, und Alles, was er Hohes und Großes geschaffen, verdankt er dem Umstande, daß er dieses Prinzip zu handhaben weiß, oder, anders gesprochen, daß die Natur durch das Medium der menschlichen Vernunft ihre Entwickelungsziele schneller und vollkommener zu erreichen vermag.

Die geistige Eiszeit

Die natürliche Entwickelung bewegt sich in einer Spirale. Sie langt von Zeit zu Zeit wieder in der Lage ihres Ausgangspunktes an, aber der neue Punkt liegt stets um etwas höher als



der vorige. Wir glauben, daß das Menschenwesen gegenwärtig einen, oder besser, seinen ersten Spiralumlauf vollendet hat und vor einer neuen Entscheidung steht: nämlich am Scheidewege einer neuen Zuchtwahl und Auslese, die derjenigen einigermaßen entsprechen dürfte, durch welche der Mensch vor Jahrtausenden in die Erscheinung trat. Freilich würde diese auf andere Weise, durch andere Mittel bewirkt werden, als es in der Eiszeit geschah. Damals wurde der tierische Vorfahr des Menschen durch natürliche Vorgänge äußerlich in die Zucht genommen. Die neue — wenn wir so sagen dürfen — geistige Eiszeit, welcher der Mensch entgegensieht, wird sich dadurch kenntlich machen, daß er sich selbst in die Zucht nimmt, daß er die Höherzüchtung des Menschenwesens als seine Lebensaufgabe betrachtet.

Es ist natürlich nicht anzunehmen, daß sich das ganze Menschengeschlecht, oder auch nur sein größter Teil so bald zu diesem Standpunkt aufschwingen werde; aber es ist zu erwarten, daß ein Volk, ein Stamm, oder einige Geschlechter die Tragweite und Bedeutung eines solchen Unternehmens erkennen und über alles Herkommen, über alle Sitte und Konvention hinweg mit der Höherzüchtung des Menschenwesens den Anfang machen werden. „Der Mensch ist Etwas, das überwunden werden soll“, sagt Zarathustra-Nietzsche. „**Alle Wesen bisher schufen Etwas über sich hinaus . . . Was ist der Affe für den Menschen? Ein Gelächter oder eine schmerzliche Scham . . . Ihr habt den Weg vom Wurme zum Menschen gemacht, und Vieles ist in euch noch Wurm. Einst wart ihr Affen, und auch jetzt noch ist der Mensch mehr Affe, als irgend ein Affe. Wer aber der Weiseste von euch ist, der ist auch nur ein Zwiespalt und Zwitter von Pflanze und von Gespenst . . . Es ist an der Zeit, daß der Mensch sich sein Ziel stecke. Es ist an der Zeit, daß der Mensch den Keim seiner höchsten Hoffnung pflanze.**“



Daß er Etwas *über sich hinaus* schaffe — das ist das letzte Ziel und die höchste Hoffnung des Menschen, der die Lebensaufgabe des Menschengeschlechts erkannt hat. Solches Schaffen heißt die letzten Konsequenzen des Menschenlebens ziehen, heißt den Gedanken des Menschenwesens zu Ende denken. Eine Politik, eine Religion, eine Kunst, die ihre Selbstgefälligkeit und ihren Selbstzweck fallen lassen, um sich ganz und gar in den Dienst der Zuchtwahl und des werdenden Menschen zu stellen, dürften sich die Gegenwartsmenschen freilich noch nicht recht vorstellen können. Dennoch werden diese drei großen Lebensströme zweifellos einmal zusammenfließen und sich zu dem einen und einzigen Ziele vereinigen, dem Menschen einen *höheren Leib* zu schaffen. Eine Politik, welche es als ihre wichtigste, bedeutsamste Aufgabe betrachtet, verheißungsvolle Blutmischungen zu bewirken, eine Religion, welche das wahrhaft Göttliche, Verehrungswürdigste in einem harmonischen Geschlechtsbunde erkennt, eine Kunst, welche mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln und Kräften solche Bünde zu erzielen und hinaufzustimmen sucht als ihre höchste Sehnsucht und größte Hoffnung, aus der ihr neues Leben und eine goldene Zukunft winkt: — Wenige werden sich da hineindenken können. Allein eine Politik, eine Religion, eine Kunst, welche sich nur um das gegenwärtige, und allenfalls um ein künftig-jenseitiges, nicht um das *künftig-diesseitige* Wohl-, Gut- und Schönbefinden des Menschen bekümmern, können einem reifen Menschengeschlecht nicht mehr genügen.

Das Verbrechen wider das keimende Leben des höheren Menschen

Der Mensch ist, so lange er existiert, das Stiefkind der Natur gewesen, und am Stiefmütterlichsten ist er stets vom *Menschen* behandelt, am Fürchterlichsten ist vom Menschen gegen den Menschen gewütet und gehaust worden. Seine Politik war nur immer eine *Kriegspolitik*, welche um nichtiger, äußerlicher, materieller Interessen willen Menschenleben über



Menschenleben dahingeopfert hat, die einen höheren Leib hätten schaffen, die ein künftiges höheres Geschlecht hätten heraufführen können. Seine Religion ist ein Jenseitshang gewesen: er hat um der Güter oder um der verklärten Zustände willen, die er nach diesem Leben erhoffte, seinen irdischen Leib verkümmern, verfallen, verwahrlosen lassen, ja, er hat gemeint, ihn abtöten zu müssen, um einer Seligkeit teilhaftig zu werden, die ihn nach dem Tode erwarte. Selbst seine Kunst trug diesen Jenseitshang, diesen welt- und lebensfremden Charakter an sich, — diejenige, welche sich die Lebenskunst, die naturalistische, nennt, nicht minder als die klassische. Nachdem man den religiösen Jenseitshang überwunden, hat man über dem „Abseits", dem Jenseits im Diesseits, wozu man die Kunst gemacht und mißbraucht, das Leben zu leben vergessen, hat man um der künstlerischen Gestaltung der äußeren materiellen Stoffe willen vergessen, sich selbst künstlerisch zu gestalten, sich einen höheren, reineren, schöneren Leib zu schaffen. Man hat sich selbst verkümmern lassen, man hat sich abgearbeitet, damit die Kunst gedeihe, man hat sich dahingeopfert, um eine Kunst zu schaffen, welche das Leben im Bilde zeigte, anstatt das Leben, das lebendige Fleisch und Blut, künstlerisch auszubauen, kunstgeistig zu gestalten, schön aus zu leben.

Jedes Geschlecht hat bisher auf Kosten des Lebens gelebt, auf Kosten der Zukunft, auf Kosten des werdenden, keimenden, jugendlich-verheißungsvollen künftigen Geschlechts. Jede Generation hat sich in diesem Sinne des Verbrechens wider das keimende Leben schuldig gemacht. „Meist versprechen die Kinder mehr", sagt Goethe, „als sie halten ... die ersten Organe, die die Natur ihnen mit auf die Welt giebt, sind dem nächsten unmittelbaren Zustande des Geschöpfs gemäß; es bedient sich derselben kunst- und anspruchslos, auf die geschickteste Weise zu den nächsten Zwecken. Das Kind, an und für sich betrachtet, mit seines Gleichen und in Be-



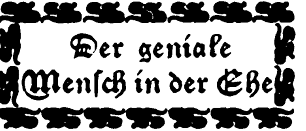
ziehungen, die seinen Kräften angemessen sind, scheint so verständig, so vernünftig, daß nichts darüber geht, und zugleich so bequem, heiter und gewandt, daß man keine weitere Bildung für dasselbe wünschen möchte. Wüchsen die Kinder in der Art fort, wie sie sich andeuten, so hätten wir lauter Genies." Daß dies nicht geschieht, daß die meisten über kurz oder lang abfallen, geistig müde und stumpf werden — wofür man den sehr euphemistischen Ausdruck „blasiert" hat — das liegt an dem Verbrechen, dessen sich ihre Eltern wider das keimende Leben schuldig gemacht: bewußt oder unbewußt, durch ihre widernatürliche Lebensweise oder durch ihre physisch-geistige Mésalliance, welche Totgeburten in die Welt setzt, laue Wesen, die weder Fisch noch Fleisch, weder warm noch kalt sind, die sich wohl einmal für Etwas erwärmen können, deren Glut aber von keiner Dauer, deren Höhentrieb nicht der unauslöschliche, nicht der unüberwindliche des Genies ist. Man mag hieraus ersehen, daß der geniale Mensch der eigentlich gesunde und normale Mensch ist und daß Alle, die den Zustand der Genialität nicht erreichen oder wieder einbüßen, an einem inneren Defekt leiden müssen, der sie frühzeitig kränkeln, blasiert werden, abfallen, altern läßt und den sie ihren Erzeugern zu verdanken haben.

„Man könnt' erzogene Kinder gebären,
Wenn die Eltern erzogen wären",

sagt Goethe, welches Wort wir wohl folgendermaßen umformen dürfen:

Man könnt' genialische Kinder gebären,
Wenn die Eltern genialisch wären —

das heißt, wenn sie vernünftig und naturgemäß lebten, und vor Allem, wenn sich die **rechten** Eltern jederzeit zusammenfänden und zusammenfinden könnten.



Eine jede Stadt will heutzutage ihren zoologischen oder botanischen Garten haben. Man setzt seinen Stolz darein,



tierische oder pflanzliche Merkwürdigkeiten zu besitzen und solche durch Züchtung weiterzubilden. Aber um die menschlichen Merkwürdigkeiten und außerordentlichen Bildungen, die sie in ihren Mauern birgt oder nicht birgt, kümmert sich keine Stadtverwaltung. Für diese thut sie nichts und weniger als nichts: die läßt sie hungern, verkümmern und zu Grunde gehen, was in den meisten Fällen unfehlbar geschieht, da genialische Menschen nur selten auf das Erwerbsleben eingerichtet, nicht dafür organisiert sind und daher auch nicht darauf angewiesen werden dürfen. Genialische Menschen müßten auf öffentliche Kosten unterhalten werden und die besten Familien sollten sich glücklich schätzen, sie zu Gliedern ihrer Geschlechtsverbände zu gewinnen. Wie einst sieben griechische Städte sich um die Ehre stritten, den Homer hervorgebracht zu haben, so geschieht es auch wohl heute noch, daß eine Stadt einen bedeutenden Mann nach seinem Tode für sich reklamiert und ihm ein prächtiges Denkmal setzt: aber man hat selten gehört, daß sie, so lange er lebte und wirkte, sich um ihn bekümmert; sie hat oftmals kaum von seiner Existenz gewußt.

Wir wollen indessen die Landes- und Stadtväter, sowie die Familienoberhäupter nicht allein dafür verantwortlich machen, daß der geniale Mensch so selten erscheint und daß seine Lebensdauer so kümmerlich und so kurz zu sein pflegt. Das Genie ist seiner ganzen Natur nach, wie in materieller, so in erotischer Hinsicht, nicht geeignet, für sich selber zu sorgen, die rechte Wahl zu treffen. Sein leicht bewegtes Blut und seine regsame Phantasie spiegeln ihm an der Geliebten Eigenschaften vor, deren Mangel es bei der Gattin schmerzlich empfindet. Das Weib seinerseits läßt sich vom Genie leicht ergreifen und hinreißen, aber es hält dem genialischen Wesen, dem stürmisch-unbedenklichen, gegen sich selber rücksichtslosen Drauflosleben auf die Dauer nicht Stand. Geniale Menschen sind selten glücklich verheiratet gewesen.



Man kann sagen: sie sind mit ihren Ehefrauen stets hereingefallen. Jedes Geschöpf hat die Fehler seiner Tugenden und das geniale hat den Fehler, daß es seine Tugenden bei demjenigen Wesen leicht, allzuleicht voraussetzt, das ihm ein wenig Leben und Interesse entgegenbringt: dem Weibe. Seine Gutgläubigkeit spielt ihm hierbei die schlimmsten Streiche. Die bewegliche, anempfindende Natur des Weibes weiß ihm ein Wesensbild vorzuspiegeln, das in der Wirklichkeit nicht existiert, sondern nur ein flüchtiges Luftgebilde, eine geistige Fata-Morgana ist: das nur ein Spiegel- und Wiederschein vom Wesen des Genies selber ist. Auf diese natürlich durchaus absichtslose Täuschung seitens des Weibes ist noch ein jedes Genie hereingefallen. Sokrates, Dante, Milton, Molière. Shelley, Byron sind Beispiele dafür. Auch wo die Ehe äußerlich glücklich erschien, dürfte die innerliche Harmonie, die seelische Uebereinstimmung und das ideelle Zusammenwirken, das fruchtbare, schöpferische gegenseitige Geben und Nehmen selten gewesen sein. Ein treffendes Beispiel einer solchen „unfruchtbaren" Ehe bietet die Goethische dar. Der gereifte Dichter konnte sich noch dazu verstehen, mit einer Vulpius Nachkommenschaft zu erzeugen, nachdem der jugendliche verschiedene verheißungsvolle Bande unfruchtbar wieder gelöst und seine besten Jahre an die sieben Winter ältere Frau von Stein, Mutter von acht Kindern, verschwendet hatte. Wäre Goethe mit einer seiner Jugendgeliebten Verbindung eingegangen, etwa mit der lebensvollen Lili Schönemann, der er die ganze Glut seines jugendlichen Herzens und die Vollkraft seines Wesens entgegenbrachte — oder wäre er der „Suleika" näher getreten, jener geistvollen Marianne von Willemer, von welcher er selbst bekannte, daß sie die erste Frau gewesen, die ihm das Empfangene zurückzugeben vermochte in poetischer Form, indem sie das traumhaft geweckte künstlerische Echo seiner Gefühle geworden: dann hätten wir vielleicht eine D y n a s t i e G o e t h e erhalten, während der



Herr Geheimrat so nur eine Dynastie von Geheimräten in die Welt gesetzt hat, die in der dritten Generation ihrer selbst müde wieder erloschen ist.

Das heilige Experiment

„Wenn ein Mann mit einem Weibe zusammentrifft und ein Knabe entsteht", sagt Goethe, „so wird aus etwas Bekanntem ein Unbekanntes." Die Geschlechtsverbindung ist ein Experiment: sie ist das gewagteste, gefährlichste, furchtbarste, heiligste Experiment, das sich denken läßt, denn wir Menschen experimentieren dabei mit uns selbst. Das Wohl und Wehe der künftigen Generation, die Menschenzukunft hängt davon ab, ob man dabei geschickt oder ungeschickt verfährt, ob man eine glückliche oder eine unglückliche Wahl trifft. Hält man dagegen, wie frivol und gedankenlos die Verbindungen geschlossen werden, dann möchte man sich entsetzen ob der Sünde wider den heiligen Geist des Entwickelungsgesetzes, die täglich begangen wird. Der Konvenienz, der Gesellschaftsstellung, der Rang- und Titelsucht, der materiellen Versorgung werden Opfer dargebracht, die man nur wiederum als Verbrechen wider das keimende Leben des höheren Menschen bezeichnen kann. Schlimmer als alle Krankheiten und Kriege ist die Verzerrung und Verwüstung edler Lebenskeime, welche auf diese Weise angerichtet wird.

Es dürfte nun freilich ein heikles Unterfangen sein, die intimsten, schamhaftesten, verschwiegensten menschlichen Beziehungen wissenschaftlich korrigieren zu wollen, sie experimentierend zu erforschen. Allein die Wissenschaft, welche der Entwickelung, der Menschenzukunft dient, welche künftigen Generationen einen befreiteren, beglückteren Zustand verheißt, ist ein heiliges Unternehmen, ist das heiligste, religiöseste, menschenwürdigste, das es für uns geben kann. Es ist eine ernste Sache und eine dringende Angelegenheit, vor der kein



denkender Mensch aus irgend welchen Vorurteilen zurückscheuen sollte. Wir gestehen im Uebrigen, daß uns die Sprache versagt, um diese peinlichen und schwierigen Dinge näher zu beleuchten, und lassen daher einem hervorragenden Gelehrten zum Beschluß dieser Ausführungen das Wort, dessen Forschungen auf naturwissenschaftlichem Gebiete ihn vor allen Anderen berechtigen, in den berührten Fragen sich entscheidend zu äußern.

„Wenn der Naturforscher dem Gebrauche der Geschichtsschreiber und Kanzelredner zu folgen liebte" — sagt Rudolph Virchow in seiner „Cellularpathologie" —, „ungeheure und in ihrer Art einzige Erscheinungen mit dem hohlen Gepränge schwerer und tönender Worte zu überziehen, so wäre hier der Ort dazu; denn wir sind an eines der großen Mysterien der tierischen Natur getreten, welche die Stellung des Tieres gegenüber der ganzen übrigen Erscheinungswelt enthalten. Die Frage von der Zellenbildung, die Frage von der Erregung anhaltender, gleichartiger Bewegung, endlich die Fragen von der Selbständigkeit des Nervensystems und der Seele — das sind die großen Aufgaben, an denen der Menschengeist seine Kraft mißt. Die Beziehungen des Mannes und des Weibes zur Eizelle zu erkennen, heißt fast soviel, als alle jene Mysterien lösen. Die Entstehung und Entwickelung der Eizelle im mütterlichen Körper, die Uebertragung körperlicher und geistiger Eigentümlichkeiten des Vaters durch den Samen auf dieselbe, berühren alle Fragen, welche der Menschengeist je über des Menschen Sein aufgeworfen hat."



Inhaltangabe

Die Grundstrebungen des Allebens

Das Weibwesen



Die deutsche Blutmischung

Die preußische Blutmischung



Die verschiedene Befähigung der Rassen für höhere geistige Entwickelung

Seite

Wahlverwandtschaften

Qualverwandtschaften



Der Kinder Land

Druck von Gottfr. Pätz in Naumburg a. S.



Heinrich Driesmans
Kulturgeschichte der Rasseninstinkte
Band I
Das Keltentum in der europäischen Blutmischung.
br. M. 4.—, geb. M. 5.50.

Centralblatt für Anthropologie. Heinrich Driesmans bietet uns . . . einen Versuch an, auf Grund geschichtlicher, kultur- und besonders litteraturgeschichtlicher Thatsachen die Rasseninstinkte der europäischen Hauptvölker in ihrer Beschaffenheit und in ihrer Wechselwirkung vor unserem geistigen Auge erstehen zu lassen. Seine Auffassung ist geistvoll und von dem Standpunkt des Rassen-Anthropologen aus im ganzen auch annehmbar, sogar verdienstlich. Das Buch enthält eine Menge von Thatsachen, die bisher noch nie als Äußerungen von Rasseninstinkten dargestellt wurden, die aber, unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, eine Fülle von Licht ausstrahlen . . . als Fundgrube wertvoller Materialien für den Anthropologen ist sein Buch wertvoll und seine Verbreitung unter den Laien ist zu wünschen . . . Ein besonderer Vorzug des Buches ist eine fließende, geistvolle Sprache, die den schwierigen Gegenstand leichter aufnehmbar macht . . . Wir sind überzeugt, daß das Buch viele dankbare Leser finden wird, und wir können dasselbe nur bestens empfehlen. (Otto Ammon)

Deutsche Welt. Es ist hier unmöglich, den geistvollen Erforscher der Rasseninstinkte auf seinem ergiebigen Gange durch die Entwickelungsgeschichte der Franzosen, Engländer, Deutschen, Österreicher, Schweizer, Italiener, Spanier, Niederländer, Skandinavier und Slaven zu begleiten; wir hätten dabei immer Gelegenheit, die Kühnheit und Schärfe seiner Kombinationsgabe und wissenschaftlichen Phantasie, seinen durchdringenden Blick und energische Führung zu bewundern. (Karl Berger)



Posener Zeitung. Für uns Deutsche ist durch Nietzsche eine starke Anregung gekommen, uns den Rassenproblemen wieder zuzuwenden, nachdem wir lange einseitig nur an die materiellen Faktoren der Geschichte gedacht hatten. Es wäre durchaus verkehrt, ein solches Beginnen nur belächeln zu wollen, auch wenn es rein dilettantisch wäre. Nach Lage der Sache kann man heute wissenschaftlich solche Dinge garnicht untersuchen und bis jetzt wenigstens scheint sich mir keine Möglichkeit zu zeigen, daß man überhaupt hier jemals wissenschaftlich wird vorgehen können. Es ist durchaus nicht unmöglich, daß gewisse historische Erscheinungen ihre letzte Erklärung in Rasseneigentümlichkeiten finden; und deshalb ist ein wissenschaftlicher Husarenritt in das unbekannte Land nicht zu verachten . . . (Paul Ernst)

Der Zeitgeist . . . . sehr anziehend ist unter anderem der psychologische Vergleich zwischen der wesensverwandten deutschen Reformation und der englischen Revolution, die sich beide in einem grundsätzlichen Kunsthaß begegneten . . . Sehr gelungen sind . . . einzelne völkerpsychologische Porträts, so unserer heidnischen Vorfahren und deren hervorragende Begabung und Beanlagung für das Christentum oder die Schilderung der keltischen Liederdichtung und der keltischen Sagenstoffe . . . Und ebenso vorzüglich ist die Betrachtung der Keltin, deren Schönheit, unwiderstehliche Anmut, bezaubernde Liebenswürdigkeit . . . ihren Gipfelpunkt in der Irländerin erreicht hat.

(Th. Achelis)

Norddeutsche Allgemeine Zeitung. Mit diesen notgedrungenen kritischen Bemerkungen beabsichtigen wir durchaus nicht, den Wert des vorliegenden geistreichen Buches herabzusetzen, sondern nur auf die Schwierigkeit des Problems in aller Bescheidenheit und Kürze aufmerksam zu machen; gerade der sich regende Widerspruch wird nur dazu beitragen, die Lektüre des übrigens auch sehr fesselnd geschriebenen Werkes zu einer genußvollen zu machen.

Prometheus. Das Buch ist flott geschrieben und liest sich gut . . . die Darlegung aller dieser Fragen ist sehr anregend und übersichtlich, wozu die Wiedereinführung der alten Inhaltsangabe am

Rande mittelst in den Text gedruckter Schilder beiträgt. Der Schreiber dieser Zeilen bekennt . . . das Buch mit entschiedenem Genusse gelesen zu haben. (Ernst Krause)

Alldeutsche Blätter. Nichtsdestoweniger ist Driesmans Buch lesenswert, weil es zu eigenem Nachdenken anregt, sowohl in dem, wozu man sich zustimmend, wie in dem, wozu man sich ablehnend verhalten muß. (E. H.)

Allgemeine Zeitung (München). Bei Driesmans Buch freilich braucht man gar nicht besonders temperamentvoll . . . zu sein, um es jeweils nach einigen Seiten mit stiller Verzweiflung oder auch heller Wut wegzuwerfen. Aber dann greift man doch wieder danach, denn es birgt andererseits viel Gutes und Feines . . . (Ed. Heyck)

Der Kyffhäuser. Es ist an sich ein guter Gedanke eines geistvollen Mannes, den eigenartigen geistigen Charakterzügen jenes seltsamen, so gut wie untergegangenen Keltenvolkes nachzugehen . . .
(Dr. Karl v. Ettmayer)

Patria. Driesmans . . . bringt das Einzelne nicht als keck hingeworfenen Aphorismus, er sucht es in den großen Zusammenhang hineinzustellen und mit einer gewissen Biederkeit durchzuführen . . . seine kontrastvolle Temperamentmischung birgt größere Möglichkeiten für die Zukunft . . . (Arthur Bonus)

Neues Wiener Tagblatt. Es ist ruhiger, strenger, sicherer als das erste („Die plastische Kraft"). Der Autor hat sich zu zügeln gelernt, aber doch passiert es ihm auch hier, daß seine sachliche Darstellung bisweilen durch eine persönliche Wut zerrissen wird . . . bis am Ende freilich sein wahrhafter Sinn dennoch der leidenschaftlichen Verwirrung Herr wird . . . (Hermann Bahr)

Kölnische Volkszeitung. Mit Bedauern sieht man einen nicht unbegabten Ethnologen diese Wege wandeln. Wenn er in den Essays über Italien und namentlich über Spanien die volle Schale seines Zorns über alles Kirchliche ausgießt . . .

Wiener Rundschau. . . . eine interessante Studie . . . welche ich empfehlen kann. (Harald Graevell van Jostenoode)

Das neue Jahrhundert (Köln). Eins der geistvollsten Bücher letzter Zeit . . . (Karl Bleibtreu)

Leipziger Zeitung. Man erkennt . . . eine . . . Aehnlichkeit mit Houston St. Chamberlain's „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" . . . Das ist eine zum Nachdenken auffordernde Eigentümlichkeit des ausgehenden Jahrhunderts, daß man sich plötzlich wieder so viel mit dem überaus schwierigen Rassenproblem beschäftigt. (Ht.)

Celtia. (Dublin.) We have read this book from cover to cover with unflagging interest. It is a wonderful book, both in the amount of material dealt with and in the versatility and liveliness of the style. We can truly say of this book that it is a powerful stimulant of thought . . . Apart from his incomplete grasp of the true Celtic nature, the anthor makes his book eminently worth reading. . . . The book on the whole is most remarkable. It should be translated . . .

Andere Schriften des Verfassers:

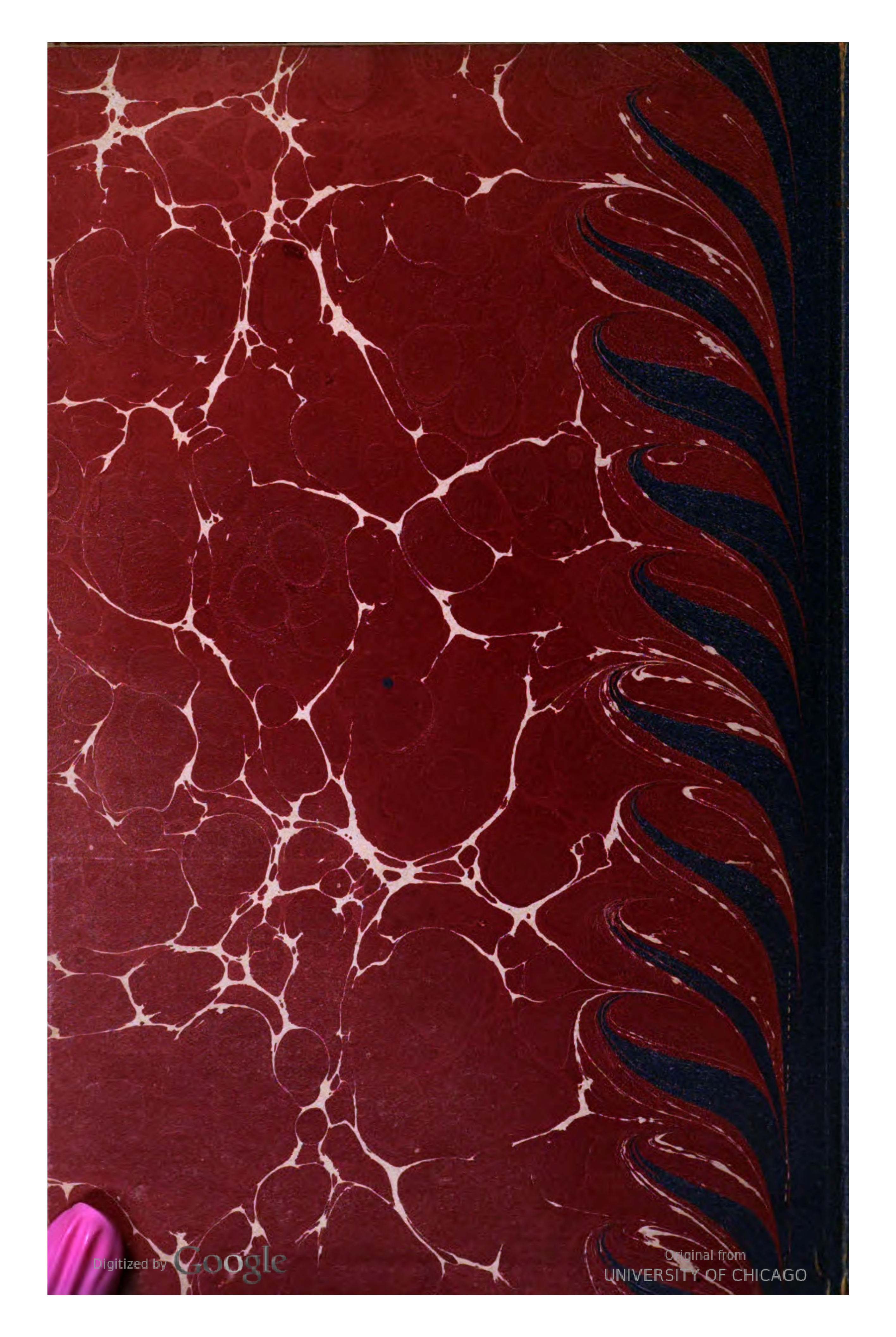
Die plastische Kraft in Kunst, Wissenschaft und Leben. Verlag von C. G. Naumann, Leipzig. br. M. 4.—, geb. M. 5.50.

M. von Egidy, sein Leben und Wirken. E. Piersons Verlag. Zu beziehen auch von der Geschäftstelle der Zeitschrift „Ernstes Wollen". Berlin W. Achenbachstr. 2, br. M. 4.50; geb. M. 7.50.

Flammentod! (Clemens Henri). Studie über identische Lebensphilosophie. M. 1.— Selbstverlag. (Ebenda).

Judas. Das fünfte Evangelium. Eine dramatische Dichtung. M. 1.50. (Ebenda).

Urania. Gedichte (Clemens Henri). br. 1.—; geb. M. 2.— (Ebenda).





UNIVERSITY OF CHICAGO
36 012 996
GN
320
.D76
v.2
DRIESMANS
Kulturgeschichte der
rasseninstinkte
47369


U of Chicago
36012996


Chicago

